<36623615980017

<36623615980017

Bayer. Staatsbibliothek

<36623615980017

<36623615980017

Bayer. Staatsbibliothek

~~Sch. Bl. Büchsche. fo. 670.~~

P.O. germ
1126

Ic. 476

B L

Albrecht Friedrich Gustav Rautenbergs

Moralisch und Satyrische Schriften.

Zweyte Auflage.

Leipzig und Zelle,
bey Nicolaus Dieterich Runge,
privilegirten Buchhändler. 1773.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

I. Von Kleinigkeiten. S. 1-24
II. Was werden die Leute sagen? 25-41
III. Erklärung einer dunkeln Stelle aus Gellerts Fabeln. 42-58
IV. Project zu einer Bücher-Fabrik. 59-75
V. Von der gemäßigten Achtung seiner selbst. 76-90
VI. Von der Langenweile. 91-101
VII. Erklärung des Sprüchworts: Ein Narr macht mehrere. 102-118
VIII. Beytrag zur Geschichte der Schönheit. 119-138
IX. Vom Wurm und vom Nagel. 139-152
X. Von den Kennzeichen der Falschheit. 153-163
XI. Auszug aus einer Reisebeschreibung nach Miameja. 164-178
XII. Von der Menge der Studirenden in Deutschland. 179-195
XIII. Von unhöflichen Höflichkeiten. 196-215
XIV. Gedanken vom guten Gerüchte. 216-236
XV. Von den Kennzeichen der Tollheit. 237-251
XVI. Einzelne Gedanken von der Verschiedenheit der Menschen. 252-269
XVII. Erklärung des Sprüchworts: Durch Fragen wird man klug. 270-282

XVIII. Von der Glückseligkeit. S. 283-300
XIX. Von der Gerichtsbarkeit der Journalisten. 301-312
XX. Kann das Elend anderer einem Unglücklichen zum Troste dienen? 313-320
XXI. Claus Gaucklers Vertheidigung des Schul-Drama. 321-334
XXII. Erklärung des Sprüchworts: Ein jeder ist seines Glückes Schmid. 335-347
XXIII. Gedanken vom Mißbrauch der Eide. 348-363
XXIV. Von Verbesserungen. 364-372
XXV. Gedanken von der Kunst sein Testament zu machen. 373-379
XXVI. Von Neujahrs- und Condolenz-Briefen. 380-392
XXVII. Ist es möglich, daß ein Thor glücklich werde? Eine Erzählung. 393-408
XXVIII. Das Reich des Hymens. Ein Traum. 409-419
XXIX. Ein Schreiben von der vorzüglichsten Eigenschaft eines unverheyratheten Frauenzimmers. 420-435
XXX. Beantwortung des vorhergehenden Schreibens. 436-452
XXXI. Gedanken eines alten Mannes. 453-466
XXXII. Eine Nachricht von ungedruckten Büchern. 467-476

I. Von

Bayerische
Staatsbibliothek

I.

Von Kleinigkeiten.

Die in diesem Bande enthaltene kleine Aufsätze, sind bereits grösstentheils einzeln gedruckt, und wenn es von mir abgehangen hätte, so würden sie schon längst, in einer Sammlung vereinigt, erschienen seyn. Allein, ich habe keinen Verleger dazu finden können. Demüthigendes Bekenntniß für einen Schriftsteller, wird mancher denken. — Nichts weniger als dieses. Da der Flüchtige Pater, die zweyte Auflage der Asiatischen Banise, ja sogar der vierzehnte Band von den gesammleten Predigten des Herrn S***, Verleger gefunden haben, so

kann es wol keinen Beweis von der Nichtswürdigkeit eines Buches abgeben, wenn es niemand in Verlag nehmen will. Dies war auch, ohne Ruhm zu sagen, bey mir der Fall gar nicht. Ich hatte nur ein kleines Versehen in der Wahl der ersten Abhandlung begangen. Sie führte den Titel: Vernünftige Gedanken von dem Einflusse eines richtig denkenden Verstandes, auf den moralischen Character eines Menschen. Ich hatte geglaubt, daß ich Wohlstandes halber, wenigstens bey der ersten Zusammenkunft mit meinem Leser, ihm etwas ernsthaftes sagen müßte, und ich hatte es beynahe so gemacht, wie einige unserer jungen Dichter, deren Werke sich geistlich anfangen und sehr sinnlich endigen. Allein ich hatte mich geirrt. Eben dieses verdarb mir den ganzen Handel. So bald ein Buchführer nur diese Inschrift sah, bedaurte er gleich, daß er bereits mit gar zu vielen andern Verlagsbüchern überhäuft sey, und daher dieses schöne Manuscript nicht annehmen könnte. Doch das waren nur Complimente. Endlich gerieth ich an einen alten ehrlichen Mann, der aufrichtig genug war, mir die rechte Ursache zu entdecken, warum er mir einen Korb gäbe. — Mein Herr, sagte er, so bald er die erste Seite gelesen hatte, wollen sie mich unglücklich machen, daß sie mir so ein Buch anbieten:

Ver-

Vernünftige Gedanken! — Ja die waren in meiner Jugend vor 30. 40 Jahren einmal Mode. Da war noch etwas daraus zu machen. Jetzt gehen die nicht mehr, seitdem das Publicum den französischen Geschmack angenommen hat. Nach diesem müssen Equipagen, Meublen und Kleider alle so dünne und leicht gearbeitet werden, als es möglich ist, und eben dieses gilt auch von den Schriften. Diese müssen auch so fein leicht geschrieben seyn, daß sie den Kopf nicht beschweren, daß man sie flüchtig durchlesen, und eben so geschwind wieder vergessen kann. Schreiben sie artige Kleinigkeiten, Erzählungen oder Projecte, wenn sie auch noch so schlecht sind, so wollen wir handeln, aber dergleichen Gedanken, wie sie da haben, sind für den heutigen Geschmack viel zu schwerfällig. Ich versicherte ihm, daß in dem ganzen Buche lauter Kleinigkeiten enthalten wären, allein ich konnte ihn nicht bewegen, weiter zu lesen. Denn, sagte er, auf den Anfang eines Buches kommt alles an. Die mehresten Leser urtheilen darüber, so bald sie die ersten Blätter gelesen haben, und sind diese nicht nach ihrem Geschmack, so kommt das Buch nie empor. Ich nahm also mein Manuscript wieder mit nach Hause, und folgte seinem Rath. Ich habe das erste Stück, so wehe es mir auch that, zerrissen, ich habe an dessen Stelle, um

Verlegern und Lesern zu meiner Waare Lust zu machen, eine Abhandlung von Kleinigkeiten gesetzt, ja ich habe, so viel es immer geschehen können, aus dem ganzen Buche alles Tiefsinnige weggestrichen, und sogar in denen Stücken, die meine Leser, wenn sie wollen, Satyren nennen können, habe ich nur Thorheiten, Unanständigkeiten, oder höchstens kleine Verbrechen angegriffen; denn ich würde es auch, ohne den Rath des ehrlichen Buchführers, für einen Eingrif in die höhere Gerichtsbarkeit gehalten haben, über gröbere Vergehungen zu spotten. Mich dünkt, man erweiset würklichen Verbrechern zu viel Ehre, wenn man mit ihnen spast, sie gehören nicht für den Satyrenschreiber, sondern für den Halbmeister. Kurz, ich kann meinen Lesern zuverläßig versichern, daß dieses ganze Buch eine Kleinigkeit sey, daß sie es ohne Anstrengung ihres Verstandes und ohne Beunruhigung ihres Gewissens lesen können, und daß sie sich die Langeweile eben so gut damit vertreiben werden, wie mit dem neuesten französischen Romane. Was wollen sie mehr? Nun wird es mir hoffentlich an einem Verleger nicht fehlen.

Doch irre ich mich nicht vielleicht, wenn ich den Geschmack an Kleinigkeiten für so allgemein halte? Alle meine Mitbürger sehen ja so wichtig aus,

aus, und man wird bey ihnen kaum für vernünftig gehalten, wenn man nicht eine wichtige Miene annehmen kann. Wenn auch ein Abschreiber nur von seinen Geschäften spricht, so sagt er mit einer vielbedeutenden Miene, wir haben jetzt viele wichtige Arbeiten, und sogar mein Schneider würde sich für einen schlechten Meister halten, wenn er nicht die Maasse zu einem Beinkleide mit einem nachdenkenden Gesichte nähme. Der Schein betrügt. Die wichtige Miene ist nur eine Maske, die man Wohlstands halber trägt, und im Grunde ist die Achtung für Kleinigkeiten dennoch allgemein.

Kenner der Geschichte werden wissen, daß die mehresten grossen Begebenheiten der Welt durch Kleinigkeiten hervorgebracht sind. Der Umsturz der größten Reiche und die blutigsten Kriege, sind nicht selten durch den Rangstreit einiger Damen, durch ein unüberlegtes Wort eines Monarchen, durch die Zänkereyen einiger müßigen Köpfe, oder durch die Eitelkeit eines Staatsmannes, veranlasset. Die alte, neuere und neueste Geschichte bieten hievon eine Menge Beyspiele dar, und wir würden deren noch mehr wissen, wenn wir die Anekdoten der Cabinetter genauer kennten. Blos die irrige Achtung der Kleinigkeiten

Giebt Secten, deren Band oft nur ein Wort zerreißt,
Den Groll und Gegengroll, und den Verfolgungsgeist.

Wie viele Familien werden blos durch Kleinigkeiten beunruhiget? Ein Blick, ein übel verstandenes Wort der Frau, kann oft einen Mann eifersüchtig und ihn auf Zeitlebens mit ihr uneins machen. Ein nicht beantworteter Condolenzbrief; die nicht angesagte Geburt eines Kindes; die versäumte Einladung zu einer Hochzeit; die nicht lange genug getragene Trauer und hundert andere Kleinigkeiten, erbittern nicht selten die nächsten Anverwandten gegen einander. Ich kenne einen Mann, der blos deswegen mit einem andern zerfiel, weil er in einem Schreiben an ihn die Sylbe Hoch vor dem Worte Wohlgeborner zu setzen vergessen hatte. Woher rührt dieses alles? Aus keiner andern Ursache, als weil die wenigsten Leute Kleinigkeiten ihren rechten Werth beyzulegen wissen. Sie sehen sie durch ein Vergrösserungsglas an, durch welches eine Milbe ein Elephant zu seyn scheint, und werden dadurch Störer ihrer eigenen Ruhe. Cynthia würde auf einer gewissen Hochzeit sehr vergnügt gewesen seyn, wenn sie eingesehen hätte, daß das Essen etwas niedriger am Tisch, eben

so

so gut schmeckte, als an der obersten Stelle, und Cleanth würde bey eben der Gelegenheit nicht so mürrisch ausgesehen haben, wenn er es nicht für einen sehr wichtigen Umstand gehalten hätte, daß die Gesundheit einiger Leute, die vielleicht einen geringern Rang haben mochten, als er, früher getrunken worden, als die seinige. Wie glücklich könnte **Sophron** leben, wenn er nicht den eingebildeten Vorzug des Ranges, einer bequemern und doppelt einträglichen Bedienung vorzöge? Doch er hat viele, die ihm gleichen. Wie mancher heyrathet nicht blos, um mit einer angesehenen Familie in Verbindung zu kommen, und wie viele wählen ihre Freunde, nicht nach ihrer Denkungsart, nicht nach der Annehmlichkeit ihres Umganges, sondern blos nach dem Range, oder teutsch zu reden, nach einer Kleinigkeit?

Die Beschäftigungen der mehresten Menschen sind Kleinigkeiten. Der zählende **Gryphin** sitzt oft verschiedene Stunden hinter einander, um $\frac{1}{2}$. $\frac{3}{4}$. $\frac{5}{8}$. $\frac{12}{100}$. ja wol gar $\frac{100}{2000}$. Pfennige zusammen zu rechnen. Welche Kleinigkeiten? Dennoch ärgert er sich, wenn er einen derselben verliert. Die Monaden können nach dem Zeugnisse der ganzen gelehrten Welt mit dem größten Rechte Kleinigkeiten genannt werden, da sie so

klein sind, daß man sie mit dem besten Vergrösserungsglase nicht entdecken kann, dennoch waren sie vor einigen Jahren der Hauptvorwurf gelehrter Streitigkeiten. Selünors einzige Beschäftigung ist eine Kleinigkeit, nemlich die Sorge für seine Haare. Eine Zerrüttung im Staat würde ihm nicht so empfindlich seyn, als eine Unordnung in seinen Locken. Ja er soll sogar mit seiner Braut darüber zerfallen seyn, daß sie eine Verwüstung in selbigen angerichtet. Wer beschäftiget sich mit mehrern Kleinigkeiten, als die Wortforscher von Profeßion? Diese Leute werden zulezt so an Kleinigkeiten gewöhnet, daß sie gar nichts Grosses mehr denken können. In den besten Schriften der Alten wissen sie nichts als eine Lesart zu bemerken, oder Wörter aufzusuchen. Einem meiner Freunde, der ein starker Kenner der teutschen Sprache zu seyn glaubt, zeigte ich jüngst einige Stellen aus den Gedichten des Herrn von Haller, die mir vor andern gefallen hatten. Er las sie durch, und ohne im geringsten auf das Prächtige der Gedanken zu achten, fiel er gleich über das Sylbenmaaß und die Wortfügung her. So oft ich ihn auch fragte, aber sind die Gedanken nicht schön? erhielt ich zur Antwort, hier fehlt ein Fuß im Sylbenmaaß, hier ist die Construction verworren, hier ist der Reim nicht rein, und er machte mich endlich

lich so verdrießlich, daß ich das Buch wieder zu mir steckte und fortgieng.

Sollte der Satz wahr seyn, (ich getraue mich fast nicht ihn zu behaupten, weil ich gar zu viele Widersacher zu finden besorge) daß alles eine Kleinigkeit sey, was keinen Nutzen schaft, wie viele Dinge würden denn aus der Reihe wichtiger Sachen heraus fallen, und in das Register der Kleinigkeiten gesetzt werden müssen, und wie viele würden an ihrem Ende, wenn sie aufrichtig seyn wollten, gestehen müssen, daß sie sich Zeitlebens blos mit Kleinigkeiten beschäftiget hätten?

Die Unterredungen in den gewöhnlichen Gesellschaften betreffen mehrentheils Kleinigkeiten. Man hat Unrecht, wenn man es blos dem Frauenzimmer Schuld giebt, daß sie in ihren Zusammenkünften die Zeit mit Kleinigkeiten zubringen. Wir Mannspersonen machen es nicht besser. Wenn ein Advocat oder Richter mir stets Rechtshändel und alltägliche Casus in terminis vorplaudert, so ist dieses in meinen Augen eben so wenig wichtig, als wenn Julie ihrer Freundin erzählt, was die und die auf dem letzten Picknick vor einen Aufsatz oder neuen Stof getragen, wie oft sie mit dem und dem jungen Herrn getanzet, oder wie Elmirens Wochenbetts Neglige ausgesehen. Wenn Bra-

marbas mir die Ehre erweiset, mich von seinen Heldenthaten zu unterrichten, die er vielleicht gethan, vielleicht auch hätte thun können, so höre ich dieses eben so gleichgültig an, als Climene es anhört, wenn ihre Freundin ihr alle Mannspersonen vorrechnet, die schon durch ihre Reitze besiegt sind; und einen Korb erhalten haben, und wenn Nimrod mir die Verdienste seines Windspiels rühmt, so sagt er nichts erheblichers, als wenn Selinde die Gesellschaft eine Stunde mit den poßirlichen Einfällen ihrer kleinen Ladi unterhält. Es ist eine rechte Lust, vier Männer, die so weise aussehen, wie die Väter des alten Roms auf dem Capitol, um einen Quadrilletisch sitzen zu sehen. Jede Karte wird mit der größten Gravität ausgespielet; wenn ein Tout gemacht werden soll, so wird Kriegsrath gehalten, und Gnade dem, der etwas versieht. Wenn er des Hochverraths beschuldiget wäre, so könnte seine Sache nicht ernsthafter untersuchet werden. Stehen vielleicht noch einige eben so nachdenkend aussehende Herren um den Tisch herum, so spannen diese alle Kräfte ihres Geistes an, um zu untersuchen, wie dieser oder jener hätte beywerfen müssen, wenn der Mediateur hätte verloren werden sollen, oder ob der, welcher Solo gesagt, nicht besser gethan, wenn er Respect gespielt hätte. Wichtige Fragen! Bey dieser Gelegenheit darf

ich

ich eine Art Leute nicht vergessen, die bey jeder geringfügigen Kleinigkeit die strengste Genauigkeit verlangen, und so bald man diese ihrer Meynung nach nicht getroffen hat, den Augenblick mit Widersprüchen fertig sind. Noch widriger werden diese, wenn sie selbst etwas erzählen. Alle ihre Geschichte sehen aus wie ein instrumentum Notarii. Die Stunde, die Minute, worin etwas geschehen, muß aufs genaueste bestimmt werden. Der Ort, ob ihn gleich ein jeder kennt, wird nach allen Grenzen beschrieben. Ein jedes Wort, welches geredet worden, wird wiederholet, und können sie sich nicht sogleich darauf besinnen, so lassen sie uns oft eine Viertelstunde warten, um sich eines Umstandes zu erinnern, den wir nicht zu wissen verlangen. Selbst das Verehrungswürdigste, was wir haben, die Religion, bestehet bey vielen Leuten in Kleinigkeiten. Einige fromme Gebräuche, einige Ceremonien, einige äuserliche Zeichen, die, in dem ganzen Zusammenhange genommen, wichtig seyn können, die aber, wenn man sie von dem Wesentlichen der Religion trennt, nichtsbedeutend sind, machen hre ganze Gottesfurcht aus. Wenn man seine Feinde haßt, sich rächt, von andern Uebels redet, keinem Gutes thut, sich zu Zeiten voll trinkt, so übersehen sie dieses allenfalls; wenn man aber nur eins von denen Sachen, welche gegen

die

die übrigen Pflichten eines Christen zu rechnen Kleinigkeiten sind, aus den Augen setzt, oder vielleicht gar nur einige Worte eines alten Kirchengebetes nicht nachsprechen will, so wird man von ihnen für einen Ruchlosen, ja wol gar für einen Atheisten gehalten.

Auch in den Schriften vieler Moralisten findet man auf allen Blättern Kleinigkeiten. Ich habe einst in einem alten Casuisten aus dem vorigen Jahrhundert die Frage: Ob es erlaubt sey, am Sonntage Toback zu rauchen? auf einigen Bogen hinter einander sehr gelehrt abgehandelt gesehen. Diese liest niemand mehr, allein wir haben dagegen Satyren, Gedanken, Moralen u. dgl. über die Moden des Frauenzimmers. Welche Kleinigkeiten! Kleider dienen zur Bedeckung des Leibes. Moden sind Veränderungen der Kleider. So lange diese den Körper noch gehörig bedecken, so sehe ich nicht, warum eine Kleidertracht weniger moralisch seyn sollte als die andre. Unsre Aeltermütter waren mit ihren neumodigen Töchtern ohnzweifel unzufrieden, jetzt da ihre Urenkelinnen die Tracht, die vor 200 Jahren gebräuchlich war, wieder annehmen, schreyt man auch über Eitelkeit. Wie sollen es die guten Kinder denn zuletzt anfangen? Sich immer auf einerley Art zu klei-

den,

den, wird man doch einem so veränderlichen Geschlechte, wie das Frauenzimmer ist, nicht zumuthen, und wie können sie sich besser von dem Vorwurfe der Neumodigkeit befreyen, als wenn sie alte Moden wieder einführen? Mit etwas müssen sie sich doch beschäftigen. Des Nachmittags geht man in Gesellschaft, allein wo bleibt der lange Morgen? Immer aus dem Fenster zu sehen wird man auch müde, Bücherlesen macht melancholisch, und verdirbt die Augen. Im Hause zu arbeiten, darf man einer Dame vom Stande wol nicht ansinnen, also kann die übrige Zeit zu gar nichts bessers angewandt werden, als daß man auf einen neuen Anzug denke. Wenn ich eine junge Frau hätte, so würde ich es sehr gerne sehen, wenn sie sich in ihren Nebenstunden blos mit Desseins neuer Trachten beschäftigte. Man muß den Kindern immer etwas zu spielen geben, damit sie nicht auf Unarten verfallen. Indem ihre Einbildungskraft mit einem neuen Kopfzeuge beschäftiget wäre, würde sie an keinen Liebhaber denken. Gewiß hier haben die Moralisten unrecht. — Ich möchte nur ein Frauenzimmer seyn, ich wollte ihnen zum Trotz in Aufsuchung der alten Moden noch höher hinauf steigen, und ein altes römisches Kleid, das unter dem Namen Coa bekannt war, wieder einführen.

Ich kenne die Arzneygelahrtheit nicht genug, um auch von den Kleinigkeiten, die in derselben anzutreffen sind, reden zu können, doch vermuthe ich, daß sie nicht davon frey seyn werde. So viel weiß ich, daß die Diät vieler Leute, die vorzüglich nach der Gesundheit zu leben glauben, beynahe aus lauter Kleinigkeiten zusammen gesetzt sey. Bey jeder Speise, die sie nicht kennen, stellen sie erst eine ängstliche Untersuchung an, ob sie auch gesund sey; fehlt ihnen das geringste, so nehmen sie gleich eine Priese Salz; ist die Frühlingsluft nur ein wenig rauh, so befürchten sie Catarrhen; ist die Luft warm, so besorgen sie eine Erhitzung. Kurz, weil ihnen das Wetter fast nie zu Danke ist, so verlassen sie selten das Zimmer, sind immer schwächlich, und sterben zuletzt aus Furcht vor der Krankheit. Welche unglückliche Sorge vor Kleinigkeiten!

Wollte ich die Kleinigkeiten aus der Rechtsgelehrsamkeit allein anführen, so würde es mir freylich nicht an Stof fehlen: allein wozu sollte dieses dienen? Unsre Kunst ist so schon lächerlich genug. Leute vom Handwerk kennen sie ohnedem, andre würden mich nicht verstehen, und es würde auch unschicklich seyn, wenn ich in einer Abhandlung von Kleinigkeiten, den größten Theil der Institutionen, Pandecten und des Iuris Canonici abschriebe.

Bey:

Beyspiele genug! um zu zeigen, daß wir mit Kleinigkeiten reichlich gesegnet sind, ja ich möchte fast sagen, mehr Kleinigkeiten als wichtige Dinge haben. Soll man diese alle aus der Welt verbannen? Um des Himmels Willen nicht! Was sollten so viel kleine Geister anfangen, wenn man ihnen ihre Kleinigkeiten nähme? Sie würden schreyen wie Kinder, denen ihr Spielzeug geraubt ist. Kleinigkeiten sind ein nothwendiges Uebel, und werden dadurch, daß sie so allgemein sind, wichtig. Da die Anzahl ihrer Verehrer so groß ist, so ist es sehr gefährlich, sie geringe zu schäzzen. Und da fast alle menschliche Angelegenheiten Kleinigkeiten betreffen, so würde der, welcher alle diese seiner Aufmerksamkeit nicht würdig hielte, ein völlig unnüzes Mitglied der menschlichen Gesellschaft werden. Ein gewisser jezt verstorbener grosser Mann pflegte daher zu sagen, man müßte alles in der Welt im Herzen als klein ansehen, äuserlich aber doch sich so eifrig damit beschäftigen, als wenn man es für höchst wichtig hielte. Durch diesen Grundsatz, den er würklich ausübte, brachte er die glücklichste Gemüthsfassung bey sich hervor. Er war der emsigste Mann in Geschäften, und blieb bey allen widrigen Vorfällen kalt. Einst wollte ihn sein Arzt in einer Krankheit einige Briefe, worin man etwas unangenehmes vermuthete, nicht le-

sen lassen. Allein er befahl ihm, lesen sie sie laut und fassen sie zugleich an meinen Puls. Er that es, und bemerkte zu seiner größten Verwunderung an dem letztern nicht die mindeste Veränderung während des Lesens. Ein sicherer Beweis, daß diese Gleichgültigkeit nicht verstellt war. Ich habe oben einige Sachen, die man gemeiniglich mit zum Wohlstande rechnet, unter die Kleinigkeiten gezählt, ich werde mich aber dadurch nie berechtigt halten, diesen ganz zu verachten. Der Wohlstand besteht aus gewissen Regeln, durch welche einige Kleinigkeiten, die die Gesetze ihrer Aufmerksamkeit nicht würdig gehalten haben, bestimmet werden. Diese sind willkührlich und ungewiß. Sie könnten eben so leicht das Gegentheil von dem, was sie jetzt befehlen, vorschreiben, und würden doch nicht minder vernünftig seyn. Sie könnten wollen, daß man bey traurigen Begebenheiten einen rothen Rock tragen sollte, und jeder würde alsdenn den, der seinen Vater in einem schwarzen Kleide zum Grabe begleitete, für einen ungerathenen Sohn halten. Bis jetzt haben wir noch kein zuverläßiges Gesetzbuch über den Wohlstand, und das ist ein wahres Unglück. Ein jeder bildet sich einen Wohlstand nach seinen Begriffen, und richtet andre nach Gesetzen, die er selbst gemacht hat. Viele möchten diese gerne eben so weit aus-

ausdehnen, wie bey den Chinesern gebräuchlich seyn mag, und die kleinste Handlung an Regeln binden. Andre möchten uns gerne überreden, daß ihre Lieblingsthorheiten alle mit zum Wohlstande gehörten, und verlangen, daß man Wohlstands halber banquerout machen, seine Amtsgeschäfte versäumen, oder sich krank essen sollte. Ja wer sich so zum Sclaven machen liesse! Allein es giebt doch gewisse Vorschriften des Wohlstandes, die von dem größten Theile der Einwohner eines Landes angenommen sind, und diese gehören zu denen Kleinigkeiten, die man nicht vernachläßigen darf. Ich habe einen angesehenen Mann gekannt, der alle Vorschriften des Wohlstandes als Thorheiten ansahe, wodurch er sich durchaus nicht binden lassen wollte. Er betraurete keinen seiner verstorbenen Anverwandten. Wie er seine erste Frau verlor, war er herzlich betrübt, und stellte an dem Abend, da sie begraben war, einen Ball an, um sich etwas aufzumuntern. Er kleidete sich so schlecht, daß er oft mit seinem Kutscher verwechselt ward, und bey Unbekannten nicht selten erst schweren mußte, daß er es selbst sey. Er schmauste bey jedem, der ihn haben wollte, und nöthigte, ob er gleich bemittelt war, keinen Menschen wieder. Wenn es ihm beym Spatzierengehen einfiel, sich auszuruhen, so gieng er in das erste Wirths-

haus, das er antraf, und rauchte oft in Gesellschaft der niedrigsten Leute seine Pfeife Toback. Wenn er mit Personen vom schönen Geschlechte in Gesellschaft war, so verfehlte er fast nie, diese erröthen zu machen, weil ihm in allen Sachen die angemessensten Ausdrücke immer die liebsten waren, und er sich nie überreden konnte, daß es erlaubte Dinge geben könne, deren man sich zu schämen Ursache habe. Hiedurch machte sich dieser sonst verdiente Mann, oft nicht wenig lächerlich, und zog sich manchen Verdruß zu. Ein warnendes Beyspiel! Vielleicht liegt in der unzeitigen Verachtung der Kleinigkeiten der wahre Grund, warum oft würdige Männer so viele Feinde haben, und seltener empor kommen, als schlechtere Leute, deren Kopf blos mit Kleinigkeiten angefüllt ist. Muß man sich oft mit Kleinigkeiten abgeben, (ich habe gezeiget, daß unsere mehresten Beschäftigungen darin bestehen,) so habe ich es als einen besondern Kunstgrif angemerket, daß man auch diesen Kleinigkeiten ein wichtiges Ansehen müsse zu geben wissen. Wer will es den Leuten weis machen, daß man Kleinigkeiten vorhabe, die sie mit Verachtung ansehen würden, wenn sie sie kenneten? Nein, man muß wichtig scheinen, um von gemeinen Leuten (ich verstehe hierunter etwas mehr, als Bauren und Tagelöhner) verehret zu werden. Mundus

dus vult decipi, ſagte mir mein ehemaliger Vormund täglich, und warnte mich, daß ich nie mein Glück in der Welt machen würde, wenn ich nicht bey Zeiten ein altkluges Amtsgeſicht annähme, mir eine gravitätiſchere Sprache, womit man Kleinigkeiten quaſi ex tripode vorträgt, angewöhnte, und allenfalls eine anſehnliche Perrucke zulegte. Letztere ſoll ſonderlich ein weſentliches Stück eines wichtigen Mannes ausmachen, vielleicht weil ſie die ſcheinbare Gröſſe des Kopfes vermehrt, und man aus deſſen phyſicaliſchen Umfange auf die Weitläuftigkeit der Einſichten ſchließt. Jüngſt ward ich in einem kleinen Flecken krank. Um die Gewohnheit zu begehen, ſchickte ich nach dem beſten Arzt, der daſelbſt zu haben war. Er kam, befühlte meine Puls mit der nachdenklichſten Miene, ſtellte bey dem Uringlaſe die ſorgfältigſte Unterſuchung an. Viel Hitze, noch keine Kriſis, verſchleimtes Blut. — Ich beſorgte ſchon, mein Todesurtheil zu hören, als er ſagte, wir wollen ſehen, daß wir dem Uebel noch abhelfen, welches bereits ziemlich eingeriſſen iſt. Er ließ ſich Dinte, Feder und Papier geben, und ſann erſt ſo ernſthaft nach, daß ich den Mann, der die Quadratur des Zirkels erfunden hat, zu ſehen glaubte. Dann ſchrieb er $\frac{\alpha}{\omega}$ darauf ward wieder inne ge-

halten; kurz, es dauerte beynahe eine Stunde, ehe das Recept zu Stande kam. Mit dem größten Zutrauen verschluckte ich die Medicin, die mit so vieler Sorgfalt verschrieben war, und dieses Zutrauen war es vermuthlich, das mich nach einigen Tagen wieder herstellte. Doch wie groß war meine Verwunderung, als ich nachgehends von dem Apotheker erfuhr, daß das ganze Geheimniß in einigen Tropfen Mixtura simplex, mit etwas Essentia amara vermischt, bestanden hätte; die eben der Arzt an eben dem Morgen, vielleicht mit eben so vielen Umständen, bereits sieben andern Patienten verschrieben hatte. Ich führe nur dieses Beyspiel an, weil es mir eben einfällt, doch kann man in allen Ständen ähnliche antreffen. Mein Vormund hatte Recht, die Welt will betrogen seyn.

Welch ein Geplauder! denkt Applicant, der für sein Geld gern immer etwas Lehrreiches lieset. Kleinigkeiten sind Kleinigkeiten. Dieses habe ich längst gewußt. Welche soll man verachten? Welche soll man beybehalten? Dieses möchte ich gerne wissen. Er hat vielleicht Recht, und ein Schriftsteller muß, wie eine Coquette, dem ganzen Publicum zu gefallen suchen. Ich will also sehen, ob ich auch ihn befriedigen kann.

Wie glücklich kann man leben, wenn man alle Kleinigkeiten nach ihrem wahren Werthe zu schätzen weiß! Hat der Verdruß der mehresten Leute Kleinigkeiten zum Grunde, so folgt daraus, daß der von einer grossen Anzahl unangenehmer Stunden frey sey, der die Veranlassung dazu verachtet. Alles was kleine Seelen beunruhiget, und wovon ich oben eine Menge Beyspiele angeführt habe, rührt ihn nicht. Hat man eine Sylbe in seinem Titel vergessen, so schläft er deswegen eben so ruhig. Alle Kleinigkeiten, wornach andere so eifrig ringen, machen seine Begierden nicht rege, und das, wofür andere sich fürchten, kann ihn nicht ängstigen. Er denkt wie Utz:

Dem Thoren fehlt es nie an selbst gewählten Plagen,
Ihn quält ein Tand, ein dunkler Traum.
Der Weise kann das Glück betrügen,
Auch wahres Uebel fühlt er kaum,
Und macht sichs leicht, und macht es zum Vergnügen.

Droht ihm ein elender Feind mit Rache, so denkt er Kleinigkeiten! und erleidet er einen Verlust, der sich wieder ersetzen läßt, so weiset er alle unruhige Gedanken mit dem Worte Kleinigkeiten ab. Da fast alle Feindschaften aus Kleinigkeiten

ten entstehen, so wird er mit den mehresten Menschen in Friede leben, welche Glückseligkeit! Er wird an allen kleinen Zänkereyen seiner Bekannten keinen Theil nehmen, sondern diese eben so ruhig mit ansehen, wie man einer Bärenhetze oder einem Hahnengefechte zusieht. Da er indessen weiß, wie wichtig oft Kleinigkeiten von andern angesehen werden, so wird er sich hierin nach ihren Vorurtheilen richten und sich sorgfältig hüten, ihnen und sich durch deren Vernachläßigung keinen Verdruß zu machen. Vor einem Menschen, dem mit einem Reverenz gedient ist, wird er sich recht tief beugen, den Titel eines Ehrgeitzigen lieber vergrössern, als verringern, ihm den Vorgang oder oberste Stelle bey Tische gern gönnen; mit einem Geitzigen, den der Gewinn einiger Thaler auf acht Tage glücklich machen kann, nicht gar zu genau Abrechnung halten, und in allem, so, wie er durch Kleinigkeiten nicht aufgebracht wird, auch verhüten, daß andere ihm desfalls nicht böse werden. Zugleich wird er seine Verachtung gegen Kleinigkeiten nicht so weit treiben, daß er sich nicht oft daran belustigen sollte. Thäte er dieses, so würde er an der einen Seite so viel verlieren, als er an der andern gewönne. Denn ich habe bereits gesagt, unsere mehresten Belustigungen bestehen in Kleinigkeiten, sein Leben würde also von Vergnügen leer

seyn,

seyn, wenn er sie zu geringe für sich hielte. Er würde alle Gesellschaften meiden müssen, wenn er nicht oft von Kleinigkeiten plaudern, oder Kleinigkeiten hören wollte. Das Spiel, muntere Bücher, der Tanz,

Die Taubenzucht, die Wartung seiner Bienen,
Das frische Bad, der stille Schlaf im Grünen,

und tausend andere Kleinigkeiten, die so klein sind, daß ich mich schäme, sie zu nennen, aber doch wichtig werden, so bald sie ein unschuldiges Vergnügen verschaffen können, würden ihn nicht weiter belustigen: kurz, er würde ein Bürger einer andern Welt werden, der auf unserer kleinen Erdkugel zu nichts weiter nütze wäre. Wie viele versehen es hierin, die ihre Verachtung gegen Kleinigkeiten so weit treiben, daß sie gegen alle Annehmlichkeiten des Lebens unempfindlich werden, und ihr übriges Leben in ein träges schläfriges Daseyn verwandeln, das ihnen und andern Leuten zur Last ist. Da jener indessen den größten Theil seiner Belustigungen als Kleinigkeiten betrachtet, so wird er dem Triebe zu ihnen nie so sehr nachhängen, daß er darüber wichtigere Dinge versäumen, oder sich zu niederträchtigen Handlungen dadurch verleiten lassen sollte. Kurz, da die mehresten Hindernisse des Vergnügens bey ihm wegfallen, so müßte es ein grosses

Unglück seyn, wenn er sein Leben nicht angenehm zubrächte, und ich bin von diesem Unterschiede der Achtung, die man angenehmen und unangenehmen Kleinigkeiten schuldig ist, so sehr eingenommen, daß, wenn ich eben eine Beschreibung des Glücklichsten auf Erden machen sollte, ich von ihm sagen würde: Es ist der, welcher sich durch keine Kleinigkeiten in seiner Ruhe stören läßt, dennoch aber Kleinigkeiten nicht so sehr verachtet, daß er sich nicht oft an ihnen belustigen sollte.

II.

Was werden die Leute sagen?

Was werden die Leute sagen? ist ein Popanz, der schwache Geister, von der Wiege bis zum Grabe, aus einem Winkel in den andern treibt. So eilig sie auch fliehen, so sorgfältig sie sich verstecken, und so sehr sie sich vor ihm demüthigen, so erhascht er sie doch, und bringt sie zum lauten Gelächter der Zuschauer auf die Bühne. Welche Undankbarkeit! Denn nie ist einer Gottheit mit einem so ängstlichen Gehorsam, wie diesem Phantom von seinen Verehrern erwiesen wird, gedienet worden. Wo lebt der Mensch, der bey der geringsten Handlung erst sorgfältig untersucht, ob sie recht- oder unrechtmäßig sey? Ich kenne aber viele, die bey jedem Schritt, den sie thun, erst überlegen, was die Leute davon sagen werden, und sich durch nichts in der Welt bewegen lassen würden, ihn zu vollführen, wenn sie nur wahrscheinlich befürchten, daß man übel davon reden könnte. — Neran war der vollständigste Thor von dieser Art, ich will also einige Umstände seiner Geschichte zu Bewährung dessen,

was ich oben gesagt habe, anführen. In seiner Jugend war er Bedienter, und hatte täglich neue Verdrießlichkeiten von seinem Herrn auszustehen, weil er bey allen ihm aufgetragenen Verrichtungen erst untersuchen wollte, was die Leute davon sagen würden, und daher oft den Gehorsam verweigerte. Einst sollte er bey Tage eine Leuchte über die Strasse tragen, allein der Gedanke: Was werden die Leute sagen, wenn ich bey hellem Tage mit einer Leuchte gienge? war ihm so schrecklich, daß er weder durch Drohungen, noch durch Schläge dazu zu bewegen war, ja er ließ sich lieber fortjagen, ehe er es hätte thun sollen. Durch verschiedene Vorfälle, die nicht hieher gehören, machte er endlich sein Glück, und erhielt eine einträgliche Ehrenstelle. Wie er diese hatte, durften seine Eltern, die geringe Arbeitsleute waren, nie anders als bey Nacht zu ihm kommen, nicht weil er sie aus Stolz verachtet hätte, hievon war er weit entfernet, sondern weil er immer bange war, daß sich jemand über sein geringes Herkommen aufhalten könnte. Er hatte von seinem ehemaligen Stande noch den Geschmack an verschiedenen Speisen, die eigentlich nur gemeine Leute essen, beybehalten; allein er wagte es niemals, sie sich machen zu lassen, weil dieses seinem Ansehen hätte nachtheilig seyn können. Seine Verrichtungen

gen liessen ihm Zeit genug übrig, täglich einige Stunden seinem Vergnügen zu widmen, allein, dachte er, die Leute würden sagen, ich hätte nichts zu thun, wenn ich spatzieren gienge, und blieb daher bey den heitersten Frühlingstagen auf seiner Stube. Er war einige Jahre hinter einander nach dem Gesundbrunnen zu P... gewesen, und ob er es gleich nachmals seiner Gesundheit wegen nicht weiter nöthig fand, dahin zu reisen, ihm auch der dasige Aufenthalt nicht sonderlich gefiel, so unterstand er sich doch nicht, wegzubleiben, weil vielleicht einige glauben konnten, daß er aus Geitz oder Armuth nicht wieder käme. Wie seine Frau starb, betrübte ihn dieses nicht wenig. Allein noch weit empfindlicher rührte ihn ein Versehen, das bey dem Leichenbegängniß vorgieng. Alles war mit der größten Sorgfalt angeordnet, nur ein kleiner Umstand war vergessen, man hatte keine Leichenträger bestellt. Man bemerkte dieses erst, wie die Leiche fortgetragen werden sollte, und der Gedanke, was werden die Leute hievon sagen? verursachte ihm eine wahre Todesangst. Eine weitläuftige Haushaltung und verschiedene unerwachsene Kinder erinnerten ihn, auf eine zweyte Heyrath zu denken; allein die Furcht, was die Leute hievon sagen würden, hielt ihn verschiedene Jahre zurück, und nichts als die äuserste Nothwendig-

digkeit konnte ihn endlich bewegen, diesen Zweifel zu überwinden. Wie ihn seine zweyte Frau zum letztenmale mit einem Sohn beschenkte, wünschte ich ihm dazu Glück; allein er erwiederte mit einem höchst bekümmerten Gesichte, was werden die Leute davon sagen, daß ich noch in meinem siebenzigsten Jahre Kindtaufe halte? Kurz vor seinem Ende bekam er die Blattern. Er ließ mich zu sich rufen, und nachdem alle hatten aus der Kammer gehen müssen, eröfnete er mir diesen Vorfall, als ein grosses Geheimniß. Ich rieth ihm, einen Doctor holen zu lassen. Nein, sagte er, um des Himmels willen nicht! Die Leute würden sagen, ich wäre wieder zum Kinde geworden, wenn sie erführen, daß ich bey meinen Jahren noch die Blattern hätte. Er starb also lieber, weil er nichts gebrauchen wollte; doch vermuthlich wäre er auch mit Hülfe eines Doctors gestorben.

Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß diese unglückliche Furcht vor dem, was werden die Leute sagen? die Quelle von den mehresten Narrheiten, ja gar Bosheiten sey, die wir auf der Welt sehen. Man frage den ersten den besten Thoren, den man antrift, und in einer volkreichen Stadt wird man ihn nicht lange suchen dürfen, warum bist du ein

Thor:

Thor: Wenn er aufrichtig seyn will, und wenn er sich selbst genug kennt, so wird er antworten: damit die Leute nicht glauben, daß ich es sey. — Properz und Gregor sind seit langer Zeit die vertrautesten Freunde gewesen., an einem unglücklichen Abend berauschen sie sich in einem öffentlichen Hause, um recht vergnügt zu seyn. Sie gerathen in Streit, schimpfen sich, und werfen sich endlich gar Gläser und Bouteillen ins Gesicht. Man bringt sie mit blutigen Köpfen nach Hause. Am andern Morgen haben sie alles vergessen, und wundern sich, woher diese Narben im Gesichte kommen. Ihre Freunde erzählen ihnen, was vorgegangen ist, sie lachen darüber, als über eine Sache, die beym Trunke geschehen, und woran beyde gleiche Schuld haben. Allein die Anwesenden sind nicht so gütig. Was werden die Leute sagen? halten sie ihnen vor, wenn ein solcher Vorfall so beygelegt würde? Ja freylich, was werden die Leute sagen, wiederholen beyde, ergreifen den Degen, und bemühen sich einander zu erstechen. — Selinde hat verschiedene Anbeter, die sie alle mit einer schmeichelhaften Hofnung unterhält, ohne, ausser der Eitelkeit, im mindesten eine böse Absicht dabey zu haben, sie hält sich vielmehr fest versichert, daß sie nie die Pflichten, die sie ihrem Mann schuldig ist, verletzen werde. Endlich verlangen sie

grössere Gunstbezeugungen, sie schlägt diese ab, sie werden ungeduldig, und machen Miene, ihr den Dienst aufzukündigen. Selinde erschrickt. Was werden deine Freundinnen, Flavie, Elmire, Jesmene, denkt sie, sagen, wenn sie dich auf einmal von deinen Verehrern verlassen sehen? Dieser Gedanke ist ihr unerträglich, und bewegt sie zu einem Verbrechen, wozu die Heftigkeit der Leidenschaft und die zärtlichsten Bitten sie nicht hätten bereden können. — Enthusiast stiftet eine neue Secte, die so lächerlich ist, daß sie der menschlichen Vernunft zur Schande gereichet. Was mag ihn hiezu bewegen? Der Religionseifer kann es doch wol nicht seyn? Er entdeckt es selbst in einer Stelle seiner Schriften, wo er sagt: welch einen Raum werden ich und meine Anhänger einst in der Kirchengeschichte einnehmen! Nun versteht man es schon, das heißt auf gut deutsch, was werden die Leute von uns sagen? — Was bewog Cynthien, ihr eigenes Kind umzubringen? Sie hatte die beste Erziehung genossen, alle ihre Handlungen zeigten sonst ein sehr gutes Herz, und ausser dem Fehler, der vor diesem vorher gegangen war, konnte man ihr nichts vorwerfen. Es muß gewiß eine wichtige Triebfeder gewesen seyn, die eine so furchtsame Creatur, die kaum einen Wurm sterben sehen konnte, zu einer solchen That stark genug mach:

machte. Gewiß keine andere, als die unglückliche Furcht vor dem, was werden die Leute sagen? Doch ich würde kein Ende finden, wenn ich alle die Thorheiten anführen wollte, die aus dieser unerschöpflichen Quelle fliessen. Man gehe nur seine eigene Geschichte durch, man erinnere sich der Begebenheiten seiner Bekannten, so werden einem jeden gleich weit mehrere beyfallen.

Dies ist noch nicht der ganze Schade, der die lächerliche Furcht vor den Urtheilen der Welt anrichtet, es wird auch sehr viel Gutes dadurch verhindert. Grosse Handlungen werden gemeiniglich, wie Herr Abbt sagt, gesäet in Unehren, und geerndtet in Ehren. Ihr Anfang ist geringe, und daher nicht selten ein Gegenstand des Spottes. Wer klein genug denkt, um sich dadurch abschrecken zu lassen, wird nie etwas merkwürdiges ausrichten. Wäre Columbus bey der verächtlichen Miene, womit seine Entdeckung Anfangs aufgenommen ward, muthlos geworden, so würde er nie eine neue Welt gefunden haben. Hätte Luther, wie er sein Kloster verließ, wie er wider die Mode der Mönche eine Frau nahm, wie er sich Vorurtheilen widersetzte, von denen alle seine Landesleute eingenommen waren, erst sorgfältig überlegt, was werden die Leute hievon sagen? so würden wir in ihm den Mann nicht kennen, dem die Reli-

gion,

gion, die Vernunft und die Wissenschaften so vieles zu danken haben. Der Arzt Prochyta, der zwey Jahr in Mönchskleidern versteckt herum gieng, um die Sicilianische Vesper zu Stande zu bringen, durch die er in einem Tage mehr Leute in die andere Welt schickte, als alle Aerzte dieser Stadt in ihrem ganzen Leben tödten werden, hat wol nicht bey allen eine gleich gute Aufnahme gefunden. Viele werden sein Unternehmen als kindisch und unmöglich verworfen, andere es als grausam getadelt, und noch andere ihn aus Nebenabsichten davon abgerathen haben. Hätte er sich hievor gefürchtet, so würde gewiß sein Vaterland unbefreyet, und die ihm wiederfahrne Beschimpfung ungerochen geblieben seyn. Doch Seelen, die zu grossen Thaten fähig sind, sind weit über dergleichen Vorurtheile hinweg, und brauchen meiner Lehren nicht. Allein es giebt auch gewisse kleinere Tugenden, Handlungen von geringerer Grösse, durch die man sich selbst oder andere einzelne Personen glücklich machen könnte, und die blos durch diese eitle Furchtsamkeit verhindert werden. — Gordon besitzet ein unsägliches Vermögen. Er hat keine Frau, keine nahe Anverwandte, und keine Kinder, ausser einen Sohn, der aber aus keiner gesetzmäßigen Verbindung erzeugt ist. Er läßt ihn im Verborgenen erziehen, und es ist, von allen Sei-

ten betrachtet, ein recht hofnungsvoller Jüngling. Wie glücklich könnte er diesen jungen Menschen machen, wenn er ihn für den Seinigen erkennete, und ihn zu seinem Erben einsetzte? Er thäte es herzlich gerne, denn er liebt ihn ungemein, allein das, was werden die Leute sagen? thut seiner Neigung Gewalt an, er stirbt, hinterläßt ihn in den hülflosesten Umständen, und seine grossen Güter fremden Leuten, die ihm diese Güte wenig Dank wissen. — Cäcilie ist von alten Adel, es fehlet ihr an keiner Vollkommenheit, als der einzigen, die nach der heutigen Denkungsart den hauptsächlichsten Werth eines Frauenzimmers ausmacht. Sie läuft also Gefahr, vors erste nicht abgefodert zu werden. Endlich findet sich ein Kaufmann, der wider die Gewohnheit seiner Brüder edel genug denkt, um sich in diesem Stücke nicht vom Geitz lenken zu lassen, und dabey reich genug ist, um es wagen zu können. Er bemühet sich eifrigst, ihre Hand zu erhalten. Sie hat gegen seine Person, gegen seine Sitten nichts einzuwenden, er gefällt ihr vielmehr ungemein, allein seinem Namen fehlt eine Sylbe. Welch ein Unglück! was würden die Leute sagen, wenn sie sich so weit erniedrigte? Sie sagt daher mit Seufzen: Nein! verwirft die Gelegenheit glücklich zu werden, und findet sie in ihrem Leben nicht wieder.

Man muß indessen einer jeden Sache Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Stiftet das Phantom, wovon ich rede, viel Böses, hindert es viel Gutes, so giebt es doch auch zu vielen rühmlichen Handlungen Gelegenheit. — Warum geht Cephise des Sonntags zweymal, und in der Woche noch ein paarmal in die Kirche? Warum betet sie da so andächtig, und so laut? Würde sie es wol thun, wenn sie nicht versichert wäre, daß die Leute es bemerken, und davon reden würden? — Warum läßt Alcant ein so ansehnliches Hospital bauen? Thut er es aus Menschenliebe? Nein, gewiß nicht. Thut er es zur Beruhigung seines Gewissens, um die, die er arm gemacht, bis an ihr Ende darin zu unterhalten? denn wäre es noch lange nicht groß genug. Mich dünkt, ich errathe die wahre Triebfeder. Wäre ich der Baumeister, so würde ich statt der Worte: Soli Deo gloria, mit goldenen Lettern über die Thür setzen: Was werden die Leute sagen? — Warum erzieht Dorant so viele seiner armen Anverwandten? Warum steuert er seine unbemittelten Nichten so reichlich aus? Gewiß aus einem gleichen Bewegungsgrunde; sonst würde er nicht jede Gelegenheit erhaschen, um es zu erzählen. Es sind dies sehr rühmliche Handlungen, allein wenn man die Quelle weiß, woraus sie herkommen, so wird ihr Glanz völlig

verdunkelt, und ein jeder wird daher den Werth, den man ihnen beyzulegen hat, leicht bestimmen können. Ich danke für die Wohlthaten dessen, der sie mir blos erweiset, damit die Leute gut von ihm reden. Er wird mir eben so leicht statt Brodt, Gift geben, wenn er merkt, daß diese es gerne sehen.

Wie lächerlich ist es, das Urtheil der Welt so ängstlich zur Vorschrift seiner Handlungen zu machen, da diese, gleich einem eigensinnigen Kinde, oft selbst nicht weiß, was sie haben will, in der folgenden Stunde verwirft, was sie in der vorhergehenden angepriesen, ja sogar, da sie hundert Zungen hat, eben die Sache in einer Minute zugleich lobt und tadelt. Die Leute werden nie einerley Meynung werden, und gegen zehn, die eine Handlung mißbilligen, findet man immer eben so viele, die sie klug nennen, wenn sie auch gleich noch so thöricht ist. Wer stets denkt, was werden die Leute sagen? kann nie ruhig werden. Die Fabel von dem Vater, dem Sohn und dem Esel, ist zu bekannt, als daß ich sie anführen dürfte, und man sieht sie auch täglich an lebendigen Beyspielen von neuem vorgestellt. — Gargil hat einen Sohn, der einen sehr schläfrigen Verstand besitzt, jedoch zu Erlernung eines Handwerks noch ziemliche Lust

und Geschicklichkeit zeigt. Dieses wäre der einzige Weg, ihn nützlich und vielleicht beglückt zu machen. Viele seiner Freunde haben ihm daher angerathen, ihn bey einem Tischler in die Lehre zu thun. Er sieht ein, daß dieses das klügste wäre; doch was würden die Leute sagen? Der junge Gargil muß also studiren, durch viele Schläge ist er endlich so weit gekommen, daß er den Cornel ziemlich schlecht übersetzen kann, und er ist kürzlich auf die hohe Schule abgereiset. Ich weiß es wohl, viele würden sich darüber aufgehalten haben, wenn ein Mann von Gargilens Stande seinen Sohn einem Handwerke gewidmet hätte. Allein ist die Welt denn jetzt mit ihm zufrieden? Nichts weniger als dieses. Fast ein jeder sagt: „Gargil ist ein „Geck, daß er den Dummkopf studiren läßt. „Er wird ihn unglücklich machen, denn es ist „nicht möglich, daß er etwas lernen sollte: be„sonderes Vermögen und Ansehn hat er auch „nicht, um ihm zu helfen, und wenn man kein „Geld und keine Gönner hat, so hält es doch „schwer, ohne Geschicklichkeit in der Welt fort„zukommen.„ Ich will es dahin gestellt seyn lassen, ob sie recht haben, und noch ein anderes Beyspiel erzählen, das mir eben einfällt. Cornel ist mit einer Frau gestraft, die sich den gröbsten Ausschweifungen ohngescheuet überläßt. Sie

braucht

braucht dabey so wenig Vorsicht, daß die ganze Stadt und sogar der Mann ihre Geschichte wissen. Er klagte mir einst sein Unglück. Ich rieth ihm, sich von ihr scheiden zu lassen. O ja! erwiederte er, das könnte ich leicht thun, denn es fehlt mir nicht an rechtlichen Beweisen ihrer Untreue. Allein das macht zu viel Aufsehen, was würden die Leute sagen? Was würden sie denn eben sagen, mein lieber Cornel: daß du ein H...rey seyst. Dies sagen sie jetzt schon, und lachen noch dazu über deine Gedult; das würden sie denn nicht thun können.

Nicht selten zieht man sich ein weit grösseres Unglück zu, wenn man einem kleinern entgehen will, gleich dem Schaafe, das sich, um dem Regen auszuweichen, unter einer Dornenhecke verbarg. Dieses trift am häufigsten bey denen ein, die dem, was werden die Leute sagen? gar zu sorgfältig vorbeugen wollen. Sie glauben, dem Tadel einiger wenigen zu entgehen, und ziehen sich den Vorwurf der ganzen Welt zu. So gieng es dem Porphyr. Er hatte ein ganz artiges Einkommen, wovon er gemächlich hätte leben können. Allein bey dem Aufwande, den er machte, gab er in einem Jahre dreymal so viel aus, als er einnahm. Er bemerkte es, und fand nach einer vernünftigen Ueberlegung,

daß er auf diesem Wege in wenig Jahren ein unsägliches negatives Vermögen erlangen würde. Er faßte daher den klugen Entschluß, lieber zwey von seinen Kutschpferden, einen Bedienten und den Vorreuter abzuschaffen, und nicht mehr so prächtig zu schmausen, um ein ehrlicher Mann zu bleiben. Er ließ seine Frau rufen, und entdeckte ihr seinen Vorsatz: denn wenn man einen vernünftigen Einfall hat, so ist man nicht recht ruhig, bis man ihn jemanden mittheilen kann. Man denke, mit welcher Bestürzung sie ihm zuhörte, sie wußte gegen seine Gründe nichts einzuwenden, nur sagte sie mit Thränen: aber mein Kind, was werden die Leute sagen? Ein wichtiger Umstand, der einen solchen Eindruck auf den Porphyr machte, daß er seine ganze Philosophie über den Haufen warf. Er fuhr also mit seinem bisherigen Aufwande fort; sein Credit nahm ein Ende. Es mußten andre Mittel ausgesonnen werden. Er schlug Gelder unter, die ihm anvertrauet waren, nahm Geschenke, die er nicht nehmen durfte, und begieng tausend andere Ungerechtigkeiten. Er that dieses mit dem äußersten Widerwillen, denn sein Character war im Grunde nicht so übel, allein die Furcht vor dem Spott der Leute war viel zu stark bey ihm, als daß er sie hätte überwinden können. Endlich ward alles entdeckt.

Er

Er verlor seine Ehrenstellen und seine Güter, und mußte froh seyn, daß er ohne Bedienten und ohne Equipage sich mit der Flucht rettete. Betrogener Porphyr, was mögen die Leute da wol gesagt haben?

Vor ein paar Jahren fragte ich meine Nichte, die vor ihrer Verheyrathung unter meiner Vormundschaft gestanden hatte, und über deren Aufführung ich mir also noch ein kleines Recht anmaste.

„Wie mögen Sie es wagen, mit einem von „den Bekannten Ihres Mannes so frey umzuge„hen? Ich kenne Sie zwar viel zu gut, als „ich im mindesten zweifeln sollte, ob Ihr Umgang „unschuldig sey, aber fürchten Sie sich nicht, daß „die Leute übel davon reden könnten?„ Doch ich sah aus ihrer Antwort, daß sie klüger war als ich, und ich lernte noch einen neuen Grund von ihr, warum man sich vor dem, was werden die Leute sagen? wenig zu scheuen hat. Mein lieber Herr Oncle, erwiederte sie mit Lachen, wie ich eben geheyrathet hatte, dachte ich eben so, wie Sie. Ich lebte so eingezogen wie eine Nonne, kaum gieng ich aber einmal aus dem Hause, so hatte die Welt gleich etwas dabey zu erinnern. Hierüber ward ich endlich verdrießlich. Ich

wählte mir einen von den Freunden meines Mannes auch zu meinem Freunde, und lebte mit ihm so, als wenn gar keine Leute ausser uns in der Welt gewesen wären. Er führte mich in die Comödie und auf den Ball. Er brachte ganze Nachmittage bey mir allein zu, ich gieng mit ihm öffentlich spatzieren, und wenn die halbe Stadt uns sahe, so redeten wir so vertraut mit einander, als wenn wir zu Hause gewesen wären. Anfangs machten die Leute ein paar grosse Augen, weil sie aber nicht wußten, was sie davon sagen sollten, so schwiegen sie stille. Ein jeder dachte, die Leute müssen doch wol ein gutes Gewissen haben, weil sie so frey mit einander umgehen, und nachher sagte niemand weiter etwas von uns. Die Welt will brüsquirt seyn. Man redet nur von einer Sache, so lange sie geheim seyn soll, oder so lange sie etwas neues ist, was aber ein jeder weiß, davon spricht keiner.

Sie hatte Recht, welch eine unnöthige Sclaverey ladet man also auf sich, wenn man sich so ängstlich vor dem, was werden die Leute sagen? fürchtet, und welch einen ungewissen Führer erwählt man, wenn man das Urtheil der Welt dazu annimmt? Ein vernünftiger Mensch weiß ja ohnehin, was er zu thun hat. Er findet den besten Richter seiner Handlungen in sich

selbst,

selbst, ich meyne seine Vernunft und sein Gewissen. Diese urtheilen nie nach Nebenabsichten, und bleiben immer sich selbst gleich. Er kennt die Bewegungsgründe und die Absichten seiner Handlungen am besten, und kann also am sichersten davon urtheilen. Sagt ihm sein eigenes Herz nicht, daß er lächerlich oder unrechtmäßig gehandelt habe, so müssen ihm beydes, sowol Lob als Tadel der mehrsten Leute lächerlich seyn, da er weiß, wie oft sie ohne Ueberlegung und ohne Grund rühmen oder schelten. Doch was werden die Leute von mir sagen, daß ich so ketzerische Grundsätze habe? Das ist mir, im Vertrauen gesagt, sehr gleichgültig.

III.

Erklärung einer dunkeln Stelle aus Gellerts Fabeln.

Vor Jürgen ist mir gar nicht bange,
Der kommt mit seiner Dummheit fort.

Diese Zeilen des Herrn Prof. Gellerts haben oft sehr vieles Nachdenken bey mir veranlasset. Ein Mann vermacht seinem klugen Sohne alles, dem dummen aber nichts, und entschuldigt sich mit der Hofnung, daß dieser mit seiner Dummheit fortkommen werde. Wie soll man dies verstehen? Dumme Leute müssen auch leben, und leben würklich, wie der Augenschein beweiset, allein kluge Leute werden doch besser leben? Ein Mensch, der schlecht Quadrille spielt, kann mit sehr guten Karten auch oft gewinnen, allein ein erfahrner Spieler würde doch mit eben den Karten mehr gewonnen haben. Der einfältige Jürgen wäre ja daher des väterlichen Vermächtnisses weit mehr

benöthiget gewesen, als sein Bruder. — So grosse Hochachtung ich auch für die Einsichten des Herrn Prof. habe, so bin ich doch oft in Versuchung gerathen, ihn hier eines Fehlers zu beschuldigen, bis ich endlich durch einen besondern Vorfall auf andere Gedanken gebracht ward. Ich unterrichtete einen meiner Bekannten zum Zeitvertreibe im Tockodillespiel. So bald er die ersten Grundsätze gefaßt hatte, war es mir unmöglich, ein Spiel gegen ihn zu gewinnen, denn die Würfeln fielen allemal so, wie es die Umstände seines Spiels erforderten, und wenn er auch einen glücklichen Wurf gerade wider die Regeln setzte, so zeigte doch der folgende Wurf, daß er recht gehabt hatte, ja ich konnte mit aller meiner Geschicklichkeit nicht verhindern, daß er mich nicht dreymal nach einander Quadruple machte. Als ich hierüber ungeduldig ward, und ihm vorwarf, daß er demohngeachtet schlechter spiele als ich, fieng er an zu singen:

Vor Jürgen ist mir gar nicht bange,
Der kommt mit seiner Dummheit fort.

Diese passende Anwendung der Zeilen, worüber ich so lange zweifelhaft gewesen war, half mir auf einmal aus dem Traum, und ich empfand eine grosse Versuchung, gleich dem Archimedes auszurufen: εὑρηκα, εὑρηκα. Wie ich nachmals

dieser

dieser Entdeckung weiter nachdachte, und das Verzeichniß aller meiner Bekannten durchgieng, die bereits ihr Glück gemacht hatten, und die Mittel, wodurch sie dazu gelangt waren, untersuchte, fand ich, daß ihrer Klugheit das wenigste Verdienst davon beyzumessen war. Das nachmals zur Hand genommene Register meiner unglücklichen Freunde zeigte hingegen, daß die mehrsten unter ihnen ihre Klugheit als die Hauptursache ihrer Widerwärtigkeiten anklagen konnten. Nachdem ich auf die Art die Frage Ob? ins Reine gebracht hatte, fieng ich auch an, über die Frage auf was Art? nachzudenken, und hiedurch ward ich von der Gewißheit des Satzes, daß es Einfältigen gut gehen müsse, so überzeugt, daß ich mich jetzt gegen jeden zu behaupten getraue, es könne gar nicht anders seyn. Man höre die Ursachen, die mir am wichtigsten geschienen, und deren ich noch weit mehrere anführen könnte.

Auf die Göttin der Gelegenheit kommt alles in der Welt an. Wem sich diese nicht darbietet, der kann klug, schön, gelehrt, tapfer, witzig, ja alles seyn, und er wird doch eine schlechte Person auf dem Schauplatze der Welt spielen. Der aber, dem sie sich günstig bezeiget, kann bey dem Mangel aller guten Eigenschaften alles erlangen,

was

was er nur will. Diese Göttin gleicht den eigensinnigen Mädgens. Je eifriger man ihnen aufwartet, desto spröder werden sie, und wenn man sich gleichgültig stellt, so bekommen sie Lust, selbst der angreifende Theil zu werden. Eben so macht sie es auch. Von denen, die ihr hitzig nachjagen, läßt sie sich nicht leicht ergreifen, und beut sich mehrentheils denen an, die sich gar nicht um sie bekümmern. Welche sind aber diese, die ihr Glück so ruhig erwarten? Gewiß nicht muntere, aufgeweckte Köpfe, die alles ihrer eigenen Bemühung zutrauen, sondern phlegmatische, schläfrige, einfältige Leute, und diese sind daher die Günstlinge der Göttin Gelegenheit. Ueberdem verlangt diese, daß man sich blindlings ihren Verfügungen überlasse, und hierin versehen es jene abermals. Wenn sie ihnen von ohngefehr auch eine Gunstbezeugung erweiset, so hindert sie ihre Klugheit, diese recht zu gebrauchen. Bald wissen sie nicht, ob sie sie annehmen wollen; denn haben sie noch dies oder jenes dabey zu erinnern; denn verändern sie selbst etwas daran, und verderben dadurch zuletzt das Ganze. Verdarb nicht letzthin Gallus durch seine eingebildete Klugheit die schönste Aussicht, die ihm die Göttin Gelegenheit zubereitet hatte? Er war ein junger Bursch, der weder Geld noch Anverwandten hatte, die sich seiner annahmen.

men. Ein alter ehrlicher Pächter nahm ihn zu sich, um ihn zu verschiedenen kleinen Arbeiten zu gebrauchen, und da er sich gut bey ihm einzuschmeicheln wußte, fieng er an, ihn in der Haushaltungskunst zu unterrichten, ja er hatte gar die Absicht, ihn in den Stand zu setzen, daß er von eben dem Edelmann, von dem er seine Pachtung hatte, auch ein kleines Wesen in Pacht nehmen konnte. Allein Gallus wollte klüger seyn. Da sein Wohlthäter nichts vor ihm verbarg, so sah er seine Rechnungsbücher fleißig durch, untersuchte alle Einkünfte des Haushalts, und fand dadurch, daß das Gut leicht einige hundert Thaler mehr thun könnte. Wie sehr dachte er, werde ich mich bey unserm Edelmann in Gunst setzen, wenn ich ihm dieses entdecke? Gewiß er wird mich für seinen getreuesten Diener halten, und mir bald eines seiner besten Güter anvertrauen. Um ein Stück Geld zu seiner Einrichtung in die Hände zu bekommen, versprach er sich mit einem etwas bemittelten Frauenzimmer, das noch häßlicher war, als er selbst, und ihn daher mit Freuden annahm. Hierauf gieng er zum Herrn von - - - bot ihm ein Ansehnliches mehr für das Gut, und da sein alter Wohlthäter nicht mehr dafür geben wollte, mußte dieser fort, und es ward ihm anvertrauet. Allein er fand sich auf eine doppelte Art betrogen. Er

hatte

hatte vergessen, einige Ausgaben, die von der Einnahme abgiengen, mit in Rechnung zu bringen, und bemerkte zu spät, daß ihm nach seinem hohen Gebote nicht der mindeste Vortheil übrig blieb. Der Edelmann, der ein rechtschaffener Mann war, verabscheuete die Undankbarkeit, mit der er die Gutthaten des ehrlichen Alten vergolten hatte, und schlug ihm daher seine Bitte, ihm ein besseres Gut einzuthun, jederzeit ab. Ueberdem ward er, als die Geschichte bekannt ward, von allen seinen Nachbarn mit Verachtung angesehen. Wäre Gallus etwas einfältiger gewesen, so würde er auf diesen boshaften Einfall nie gekommen seyn, er würde die Zeit abgewartet haben, da sein Wohlthäter das zu seinem Besten gemachte Project ausgeführt hätte, er würde dadurch in weit bessere Umstände versetzt seyn, und was das hauptsächlichste ist, den Namen eines ehrlichen Mannes, behalten haben. Eines der wichtigsten Hindernisse, das sich die mehrsten bey Bauung ihres Glücks selbst in den Weg legen, ist, wie die Erfahrung bezeugt, dieses, daß sie ihren Plan gar zu oft verändern. Kleanth ward, als er die Akademie verlassen hatte, Informator bey einem vornehmen Herrn, um durch dessen Beystand sein Glück zu machen. Der Anschlag war nicht übel. Allein kaum war er ein Jahr bey ihm gewesen, so

dünkte

dünkte ihm die Zeit zu lange, er grif also zur Advocatur. Nachdem er diese eine Zeitlang getrieben, und vielleicht nicht gleich so viele Processe erhielt, als er gehoffet hatte, begab er sich als Actuarius auf ein Amt. Hier war er bereits 8 Jahr gewesen, als ihm ein angesehener Edelmann anbot, ihn als Secretair in seine Dienste zu nehmen. Die Aussicht gefiel ihm besser, er gieng nach drey Vierteljahren wieder von ihm, fluchte auf sein unglückliches Schicksal, und war im rechten Ernst melancholisch. Durch eine halbjährige Cur gelangte er wieder zu seinen vorigen Gemüthskräften, und hatte das Glück, bey einem höhern Collegio Auditor zu werden. Dieses wäre abermals kein übeler Weg gewesen, wenn er ihn nur verfolgt hätte, allein seine unruhige Gemüthsart bewog ihn abermals, eine Veränderung vorzunehmen, und er ward also in seinem funfzigsten Jahre wieder Actuarius. Läßt ihn der Himmel noch einige Zeit leben, so hoffe ich diesen neuern Proteus noch unter hundert verschiedenen Gestalten zu erblikken, doch bin ich versichert, daß er auf die Art nie ein besonders Glück machen werde. Es gehet ihm wie den Leuten, die nicht einschlafen können. Bald werfen sie sich auf diese, bald auf jene Seite, denn legen sie das Kopfküssen zurecht, denn nehmen sie wieder eine andere Stellung an,

bis

bis sie endlich ganz munter werden; wenn sie aber, der Abwechselung müde, in einer Lage ruhig bleiben, so kommt der so lange vergeblich erwartete Schlaf von selbst. — Ein anderer, den ich kenne, wollte Anfangs studiren. Da er bereits seine Schuljahre zu Ende gebracht hatte, überlegte er erst das traurige Schicksal, das die mehrsten bey dem Dienst der Wissenschaften zu erwarten haben, und beschloß, lieber ungelehrt, aber desto bequemer zu leben. In dieser Absicht begab er sich bey einem Zöllner, dem seine Kunst jährlich 2000 Thaler eintrug, in Dienste, um dieses so einträgliche Handwerk zu erlernen. Es ward Krieg. Die lustige und dem Anschein nach prächtige Lebensart der Officiers hatte einen noch grössern Reitz für ihn. Er nahm daher die erste Gefreytencorporalstelle, die ihm angeboten ward, als ein besonderes Glück an, und gab dagegen allen Anspruch auf 2000 Thaler jährlicher Einkünfte willig hin. Allein er merkte bald, denn er ist zu seinem Unglück nicht dumm, daß nicht alles Gold sey, was glänzet, und da er überdem nicht gleich im ersten Jahre Officier werden konnte, dankte er wieder ab. Hierauf brachte er eine Zeitlang zu, ohne etwas anders vorzunehmen, bis er endlich eine kleine Bedienung bey der Artillerie erhielt. Diese hörte am Ende des Krieges auf, und der

Mann, der, wenn er auf dem angefangenen Wege geblieben wäre, jetzt Doctor juris, Zöllner oder Obrister seyn könnte, muß nun auf einem schlechten Dorfe, mit 4 Thaler monatlicher Einkünfte, leben. Wie konnte es auch anders kommen? Bey einem Plan, den man schon eine Zeitlang verfolgt hat, ist man gemeiniglich dem Ziele näher, als bey einem andern, den man erst auszuführen anfängt. Gesetzt, ich reite auf einem Wege, von dessen Richtigkeit ich nicht gewiß überführt bin, so bin ich in der größten Gefahr, mich zu verirren, wenn ich jedem Nebenwege folge, der von der Heerstrasse abführt; bleibe ich aber immer auf dieser, so habe ich doch mehr Hofnung, an den verlangten Ort, oder wenigstens an ein Dorf zu kommen, wo ich Leute fragen kann. — Hier liegt der Hauptgrund, warum es einem Dummkopfe besser glücken müsse, als einem andern. Er wird, wenn er nicht zugleich ein Narr ist, keine sehr grosse Meynung von sich haben, und daher leicht in dem Stande, wo er einmal ist, zufrieden seyn. Seine sehr eingeschränkte Erfindungskraft ist nicht zu seinem Schaden geschäftig, ihm stets neue Plane darzustellen. Es fehlt ihm an feinen Empfindungen, er wird sich daher durch keine kleine Widerwärtigkeiten, durch keine übele Begegnung derer, mit denen er umzugehen hat, von dem einmal

betre-

betretenen Pfade ableiten lassen, kurz, er wird, gleich einem Sackesel, immer durch Sand und Koth geduldig fortwandern, und am Ende gemeiniglich das, was er sich wünscht, antreffen. Jener Mann mit den breiten Schultern, worauf, sollte man denken, die Last des ganzen Staats ruhen könnte, mag mir zum Beweise dienen. Die Natur hatte sich bey Ausarbeitung der Werkzeuge seines Verstandes eben in keine besondere Unkosten gesetzet, ja er war so einfältig, daß sogar seine Mutter es einsah. Die schlechten Umstände seiner Eltern erlaubten ihnen nicht, ihm mehr als Schreiben und Rechnen erlernen zu lassen. Wie er es hierin durch anhaltende Gedult zu einer ziemlichen Vollkommenheit gebracht, ward er bey einem kleinen grossen Herren Diener. Durch unzählige Maulschellen und schimpfliche Benennungen erlangte er endlich eine Fertigkeit in der Kunst, ein Glas Wein gehörig zu überreichen, eine Tafel zu decken, und andere Hauptstücke der Aufwartung. Nach einigen Jahren verhalf ihn sein Gönner in das Haus eines noch vornehmern Mannes. Dieser war in seiner Jugend selbst Diener gewesen, und fand also ein besonderes Vergnügen daran, bey jeder Gelegenheit zu zeigen, daß er anitzt Herr sey. So hart indessen die Begegnung war, die unserm Anton, so hieß damals der hochverdien-

te - - - wiederfuhr, so ertrug er doch alles mit der größten Gelassenheit. Wenn ganze Ströme von Scheltworten und Flüchen auf ihn herabregneten, so machte er dabey kein anderes Gesicht, als er bey einer Lobeserhebung würde gemacht haben. Er gieng stets so ernsthaft wie eine Bildsäule im Hause herum, und da er keinen andern Zeitvertreib kannte, so wandte er seine ganze Aufmerksamkeit auf seine Geschäfte. Was Wunder, daß er sie daher ziemlich ordentlich ausrichtete? Vierzehn Jahr lebte er auf diese Art, ohne an eine Veränderung zu denken, und am Ende derselben verschafte ihm sein Gönner zur Belohnung seiner getreuen Dienste eine kleine Bedienung. Kurz nachher söhnte sich sein vormaliger Herr mit seiner Gemahlin wieder aus, mit der er seit einiger Zeit wegen eines Cammermädgens in Uneinigkeit gelebt hatte. Dieses mußte nach einem Hauptartikel des Vergleichs abgeschaft werden, und damit sie versorgt würde, wünschte er, daß sein gewesener Bedienter sie heyrathen möchte. Dieser entschloß sich willig dazu, und erhielt dafür eine noch einträglichere Stelle. Da diese keine grosse Anstrengung des Verstandes erforderte, so stand er ihr mit Dummheit und Treue sehr gut vor, und erwarb sich den Ruhm eines verdienstvollen Mannes, wodurch er nach und nach zu seinen gegenwär-

wärtigen erwünschten Umständen gebracht ward.

Es ist eine noch nie in Zweifel gezogene Wahrheit, daß man sich gemeiniglich durch den Beystand anderer empor helfen müsse, und ist es Wunder, daß einem Dummkopfe dieses am besten gelingt? So wie die Damen, die gern sehr weiß scheinen wollen, einen Mohren zur Aufwartung bey sich zu haben pflegen, so haben die, welche gerne klug scheinen wollen, und wer möchte dieses nicht gern? am liebsten einige nicht gar zu witzige Köpfe um sich, die ihnen mit aufgesperrtem Munde zuhören, stets mit ihnen gleicher Meynung sind, und über den schlechtesten ihrer Einfälle fein laut lachen. Welche Empfehlung kann besser seyn, als wenn ein Mensch den Ruhm erhält, daß er ein gutes redliches Gemüth habe? Ein Dummkopf kann jederzeit versichert seyn, daß ihm dieser werde beygelegt werden, denn die wenigsten sind im Stande, Einfalt und Ehrlichkeit von einander zu unterscheiden. Der Neid hindert die mehrsten auf dem Wege der sogenannten Glückseligkeit fortzukommen, und ein Tropf hat abermals den Vorzug, daß ihn, so lange er sein Glück noch nicht gemacht hat, nicht leicht jemand beneiden wird. Jeder bedauert ihn. Der arme Schelm kann

nichts davor, daß er nicht klüger ist, heißt es, und so hilft man ihn aus Mitleiden fort, indeß daß man den witzigen Kopf bewundert, aber auch zugleich hasset.

Da alles in dieser besten Welt aufs beste angeordnet ist, so finde ich auch diese Einrichtung vortreflich. Leute von mittelmäßigem Verstande sind zu den mehrsten Verrichtungen am geschicktesten. Wie viel kommt nicht auf das äusserliche Ansehn eines Menschen an? und welch ein feyerliches, ernsthaftes Wesen giebt nicht die Dummheit? Der Pfau ist ohnstreitig unter den mit Federn bekleideten Thieren am schönsten, ist er aber nicht auch zugleich das dummste Thier auf zwey Beinen? Die mehresten Leute messen die Grösse des Geistes nach dem Umfange des Bauches aus, und ein aufgeweckter Kopf ist viel zu unruhig, hat viel zu heftige Leidenschaften, als daß er hoffen dürfte, vors erste dieses sichtbare Kennzeichen eines grossen Geistes zu erlangen. Wie übel ist er also daran, da sehr viele sich noch nie haben überreden können, daß in einem kleinen schwächlichen Körper auch Verstand wohnen könne?

Die mehresten Beschäftigungen, wodurch man dem Staate nützlich wird, erfordern mehr Ge-

dult

dult als Anstrengung des Geistes, und die Geduld ist selten mit vielem Verstande gepaart. Ich habe bey einer andern Gelegenheit bewiesen, daß wir uns am mehresten mit Kleinigkeiten beschäftigen müssen, und wer ist hiezu geschickter, als ein kleiner Geist? Ich kenne einen Prediger, der gewiß unter die besten Köpfe unsrer Zeit gerechnet zu werden verdient. Er besitzt Witz, Gelehrsamkeit und einen guten Vortrag. Allein, was hilft dieses alles? Er hat sich noch nie entschliessen können, jeden Kranken des Tages zweymal zu besuchen, sein Kirchenbuch ordentlich zu führen, für einen gestorbenen Bürger vom Stande mit gehöriger Weitläuftigkeit zu danken, sich um die häuslichen Angelegenheiten seiner Pfarrkinder zu bekümmern, und ihnen darin Rath zu ertheilen, kurz, er sieht verschiedene wichtige Berufsarbeiten als Kleinigkeiten an, und kann daher auf die Liebe seiner Gemeine wenig Anspruch machen.

Nichts ist der Welt schädlicher, als Neuerungen, und kann ein munterer Kopf wol ruhen, wenn er nicht dergleichen anfängt? Ein Tropf hingegen läßt es immer gern bey dem Alten, er hält steif und fest über die Gebräuche seiner Vorfahren, und ist daher ein ungleich besserer Bürger als jener.

Ich gehe noch weiter, und behaupte auch, daß einfältige Leute ihr Glück nicht nur leichter machen, sondern auch besser geniessen als andere. Diese quälen sich oft mit der Vorhersehung eines künftigen Unglücks, das oft ausbleibt, und allemal zeitig genug kommt. Hievon sind jene völlig frey, und können das, was der Herr von Haller von dem Weisen behauptet, mit dem größten Rechte auf sich anwenden, und mit gelassenem Gesichte sagen:

Fällt der Himmel, er kann den Dummkopf decken,
Aber nicht schrecken.

Ehe dieser einst merket, daß er fällt, wird er ihn schon erdrücket haben, und auf die Vorstellung der dringendsten Gefahren wird er jederzeit antworten: Das muß man nicht hoffen, es hat noch lange Zeit. Kein Argwohn, keine Eifersucht beunruhiget ihn, er siehet alle Kinder seiner Frau für die Seinigen an, und bewirthet seine Nebenbuhler, ohne in ihre Freundschaft das geringste Mißtrauen zu setzen. An Aufrühren im Staat wird er nie Antheil nehmen, und wenn alles zu Trümmern und zu Boden geht, so ruhig bleiben, als ob nichts vorgienge. Er hat zu wenig Empfindung, als daß er an dem Unglück seiner Freunde Theil nehmen, oder sich über ihren Verlust betrüben sollte. Jedes Vergnügen genießt

nießt er weit reiner; ein Tag ist bey ihm wie der andere, und sein ganzes Leben ist so stille, wie die Sommerseen. Wie thöricht handeln daher Eltern, wenn sie den Verstand ihrer Kinder zu verbessern suchen? Dies ist gerade der Weg, ihr Unglück zu befördern. Alle die Mittel hingegen, wodurch man sie in der Dummheit erhalten kann, sind am mehresten anzupreisen. Unsre klugen Vorfahren sahen dieses wohl ein. Ihre ganze Erziehungsart war darnach eingerichtet, und es wird daher am klügsten gehandelt seyn, wenn man von dieser nie abgehet. Sobald ein Knabe fünf Jahr alt ist, fange man an, ihm eine Menge lateinischer Wörter beyzubringen; da die Werkzeuge seines Gehirns alsdenn noch sehr schwach sind, so wird dies ein sicheres Mittel seyn, sie gehörig zu verderben. Man lasse ihn nachmals grosse Regeln auswendig lernen, und bringe ihm vor dem zwanzigsten Jahre bey Leibe nichts als etwas latein und griechisch bey. Dieses wird ihn so einfältig machen, als es nöthig ist. Vor allen Dingen nehme man ihn vor der verderblichen Gewohnheit, selbst nachzudenken, sorgfältig in Acht, und gewöhne ihn, alles, was man ihm vorsagt, zu glauben, und zu behalten. Man gebe ihm die einfältigsten Lehrmeister, die man finden kann, denn die Dummheit ist sehr ansteckend, man kann dergleichen

Leute fürs halbe Geld haben, und sie müssen sich mehr gefallen lassen als andere. Man bringe ihn wenig mit in Gesellschaften erwachsener Leute, und wenn es ja geschieht, so erinnere man ihn, daß es für junge Leute sehr ungeschicklich sey, mit zu reden. Nimmt er dieses nicht in Acht, so berufe man ihn öffentlich, sobald er den Mund aufthut, und nenne ihn einen Dummkopf. Wenn man es ihm oft sagt, daß er dumm sey, so wird er es mit der Zeit selbst glauben, und wenn er es erst glaubet, so wird er es auch bald werden. Mit den Bedienten kann er seine mehrste Zeit hinbringen, denn er wird keine sonderliche Gefahr laufen, von diesen etwas kluges zu lernen, doch hüte man ihn desto sorgfältiger vor dem Umgang mit Frauenzimmern vom Stande. Man sagt, daß diese das Mittel besitzen sollen, junge Leute klug zu machen, vielleicht eben so, wie ein Schleifstein scharf machen kann, ohne selbst zu schneiden, und dadurch würden alle gute Absichten vereitelt werden. Kurz, man hüte ihn vor aller Gelegenheit, wo er klug werden könnte, so kann man versichert seyn, er werde sein Leben ruhig zubringen, glücklich, fett und alt werden.

IV.

IV.

Project zu einer Bücherfabrik.

Jüngst zeigte sich mir ein trauriger Anblick. Ein langer magerer Mann mit einem abgetragenen grauen Rock, zerrissenen Beinkleidern, und einer alten geneheten Perucke, kam mit einem Päckel ungebundener Bücher unter dem Arm, und einem Verzeichniß derselben in der Hand, auf meine Stube. Ich hielt ihn anfangs für einen, der mit alten Büchern handelt, und wunderte mich, daß ich von denen in dem Verzeichniß angezeigten Titeln keinen einzigen kannte. Es waren Beweise, daß keine Uebel in der Welt möglich wären; daß alle Vernunft und Empfindung trüge; Anweisung zur Traurigkeit; Unterricht von den Pflichten, welche man dereinst im Himmel zu beobachten haben würde, und dergleichen. Alle nach der mathematischen Lehrart geschrieben. Endlich half er mir aus dem Traum, indem er mich versicherte, daß er selbst der Verfasser dieser Schriften sey. Er habe vordem eine Tobacksfabrike unter seiner

Auf-

Aufsicht gehabt, wie es aber damit nicht gehen wollen, sey er, um sein Brodt zu verdienen, ein Verfasser geworden. Ich besitze, dem Himmel sey Dank! sagte er, eine ziemliche Fertigkeit im Schreiben, und kann in einem Tage wenigsteus zwey gedruckte Bogen verfertigen; allein, die Buchführer wollen bey den jetzigen Zeiten nichts wagen. Ich habe wenigstens auf zwanzig Alphabet Manuscripte fertig, da es aber an Absatz fehlt, so habe ich, als Verfasser, eine sehr elende Lebensart geführt. Viermal bin ich in Gefahr gewesen zu verhungern. Achtmal hat mich mein Verleger einen Ignoranten genannt, weil meine Werke nicht sonderlich abgiengen. Sechsmal sind mir die muthwilligen Buben nachgelaufen, weil ich wichtiger Meditationen halber vergessen hatte, Hut und Perucke aufzusetzen; und dreymal habe ich vor meinen Gläubigern fliehen müssen, die mich setzen lassen wollten. Aus diesen triftigen Gründen habe ich mich entschlossen, mein Glück anderer Orten zu versuchen, bin aber noch immer in schlechten Umständen: haben sie also die Gewogenheit, mir einige von meinen Schriften abzukaufen, und mir einen Zehrpfennig zu geben. — Welche Demüthigung für einen jungen Schriftsteller, wenn er einen seiner Mitbrüder im Lande herum ziehen sieht, um seine Arbeiten zu verkaufen, und zugleich zu betteln! —

Die-

Dieses machte mich auf eine Stunde etwas niedergeschlagen, und ich würde beynahe angefangen haben, mich einer Ehre zu schämen, nach der ich bisher so eifrig gerungen habe, wenn nicht die handwerksmäßige Art, womit mein Autor von Verfertigung der Bücher sprach, meine Gedanken auf einen andern Gegenstand geleitet hätte. Es sind bisher, dachte ich, so viele nützliche Fabriken zur Aufnahme der Handlung angelegt, wie kommt es, daß noch niemand darauf gefallen ist, auch zum Besten des gemeinen Wesens einen Plan zu einer Bücherfabrik zu entwerfen? Der Handel mit Büchern ist seit dem Anfange dieses Jahrhunderts einer der wichtigsten Aeste der Handelschaft geworden, und die Kunst, sie zu verfertigen, gehört daher mit unter die einträglichsten Manufacturen. Wie viel Autors leben nicht davon? Buchdrucker, Papiermacher, Schriftgiesser, Corrector und Verleger, ja viele andre mehr, werden dadurch in Nahrung gesetzt. Wie viel Geld würde dadurch ins Land gezogen werden, wenn man es erst so weit bringen könnte, daß die Menge der auszuführenden gelehrten Manufacturen die Anzahl derer, die Ausländer dagegen zu vertauschen haben, um ein Ansehnliches überstiege, und die letztern genöthiget seyn würden, mit baarem Gelde zu handeln! Könnte man zugleich die Buchführer

rer in den Stand setzen, ihre Waaren um einen weit geringern Preis zu geben, als andere Nationen, so würden sie dadurch bald den ganzen Handel an sich ziehen, und Monopolisten in der gelehrten Welt werden. Es ist wahr, wir haben, dem Himmel sey Dank! eben keinen Mangel an vielschreibenden Verfassern, allein, sie reichen doch noch lange nicht hin, unsre Büchermanufacturen in gehörige Aufnahme zu bringen, und sie halten ihre Manuscripte in so hohem Preise, daß ein Buchführer, wenn er ein ehrlicher Mann bleiben will, seine Waaren unmöglich wohlfeil genug geben kann. Die natürliche Folge hievon ist, daß sie ausländische Schriften noch immer mit baarem Gelde erhandeln müssen, und sind nicht ohnehin Dinge genug, die das Geld auffer Landes ziehen? Eine Bücherfabrik könnte dieser Unbequemlichkeit völlig abhelfen, und ich habe mich daher diese ganze Nacht mit den Gedanken, wie solche am wohlfeilsten und bequemsten eingerichtet werden könnte, beschäftiget. Anfangs gerieth ich auf den Einfall, darin blos Maschinen anzubringen. Hat man eine Drehbank erfinden können, auf der ein Mensch, der gar nicht drechseln gelernet hat, mit blossem Umdrehen die künstlichsten Sachen verfertigen kann, so würde es vermuthlich nicht schwer fallen, auch eine Maschine zu erfinden,

auf

auf der ein ganz Unwissender durch eine einförmige Bewegung ein Buch zu Stande bringen könnte. Ich kenne einen Mann, der letzthin, wie er sagt, eine Dreschmaschine, die das Korn zurechte legt, ausdrischt, reine macht, mißt, und in den Sack schüttet, erfunden hat. Ja er versicherte mich neulich gar, daß er an einem hölzernen Secretair arbeite, der zu allen vorkommenden gewöhnlichen Expeditionen völlig geschickt seyn sollte. Diesem brauchte ich nur mein Vorhaben zu entdecken, er würde in acht Tagen auch eine bücherschreibende Maschine fertig haben. Allein wovon sollen die Menschen leben, wenn man alles mit Maschinen verrichten will? Es ist meiner Meynung nach dem Staate weit vortheilhafter, wenn Leuten, denen es an Beschäftigung fehlt, Gelegenheit gegeben wird, ihr Brodt auf eine ehrliche Art zu verdienen. Ueberdem, und dieses ist der Hauptgrund, würde die Verfertigung und Unterhaltung der künstlichen Triebwerke ein beträchtliches mehr kosten, als die statt deren erforderliche Anzahl lebendiger Verfasser, die man, nach meinem Vorschlage, um ein sehr geringes Tagelohn wird dingen können. Ich finde es daher zuträglicher, in selbiger eine Menge Leute zu unterhalten, denen man täglich nach ihren Fähigkeiten ein gewisses geben wird, und die dagegen eine bestimmte Anzahl Bogen lie-

fern

fern müssen, die eine zugleich angelegte Druckerey sogleich abdrucken kann. Welch eine Menge Bücher können auf die Art 400 Personen in einem Jahre schreiben, und wie wohlfeil wird man sie nach Abzug eines ansehnlichen Profits geben können?

In den Souterreins des Gebäudes, das zu diesem Gebrauch errichtet werden müßte, könnte eine ansehnliche Bibliothek gesammlet werden, in der alle, seit Erfindung der Buchdruckerkunst herausgekommene Werke, so viel deren noch zu haben sind, anzutreffen wären. Dieses wird ein Ansehnliches kosten; allein, die Anlage kann in wenig Jahren doppelt wieder eingebracht werden. Etwa 40 Knaben von 13 bis 16 Jahren, die fertig schreiben könnten, müßten in diesen Souterreins täglich beschäftigt seyn, Auszüge zu machen. Nichts ist leichter als dieses. Sie können in den Registern nachschlagen, das Hauptwort oben auf einen halben Bogen schreiben, das, was in dem ganzen Buche davon anzutreffen ist, darunter setzen, und sodann das Blatt aufs Gerathewohl hinwerfen. Würden sodann einige andere Knaben bestellt, diese Blätter zu sammlen, und sie nach dem Alphabet in Ordnung zu legen, so könnten wir dadurch in einem Jahre die vollständigsten Wörterbücher von allen

Wissen-

Wissenschaften erhalten. Das ganze unterste Stockwerk würde ich für die Uebersetzer bestimmen, denn Uebersetzungen werden heut zu Tage am mehrsten gesucht. Wir haben viele Bediente, die französisch verstehen, und ihrer üblen Lebensart halber bey keinem Herrn bleiben können, viele französische Ueberläufer, die bereits ziemlich viel teutsch begriffen haben, viele abgedankte Soldaten, die mit nach Engelland gewesen, und daselbst in der Landessprache ziemlich geübet worden sind. Diese können sehr wohlfeil und nützlich zu Uebersetzern gebraucht werden. Ihre Arbeiten werden eben so gut gerathen, als viele Theile unserer neuern Uebersetzungen. Nebenher könnten sie auch selbst Schriftsteller werden, wenn sie beym Uebersetzen diejenigen Stellen, die ihnen vorzüglich gefielen, in besondere Hefte eintrügen, und sie bey müßigen Stunden in eine zusammenhangende Schreibart einkleideten. Im zweyten Stockwerk müßte ein Zimmer von Philosophen, und eins von Dichtern bewohnt werden. Beyde denke ich ohne Schwierigkeit zu besetzen. Ich war letzthin in einem Tollhause, wo ich bald Leute antraf, die stets in Versen und Hexametern redeten, bald von andern die tiefsinnigsten mit einer Menge gelehrter Kunstwörter durchmischten Reden hörte. Ich verstand freylich nicht, was sie sagen wollten, allein, die Sa-

chen mochten mir vielleicht zu hoch seyn. Diese Leute sind blos an den Ort gekommen, wo ich sie antraf, weil man ihren Werth nicht recht eingesehen hat. Philosophen und Dichter müßten sie werden, so können sie der Presse nutzen und weit bequemer leben. Ich freue mich schon im voraus, wenn ich überrechne, wie viele Unglückliche hiedurch von ihrem Elende werden befreyet werden. Einige hiezu gedungene Leute dürfen nur ihre Schriften rühmen, so wird es die Menge bald nachbeten, und ein jeder wird sich eine Ehre daraus machen, wenn er durch das ihnen ertheilte Lob zu verstehen geben kann, daß er so dunkle Sachen lesen und verstehen könne. Ein anderes Zimmer müßte für die Geschichtschreiber seyn. Alte Zeitungen, die seit dem Anfange dieses Jahrhunderts herausgekommen sind, und etliche junge Leute von etwa 20 Jahren, die eine deutliche Hand schreiben, müßten dieses Zimmer anfüllen. Bald könnten sie das Leben dieses oder jenes Helden, bald die neuere Geschichte eines ganzen Landes, bald die Beschreibung eines merkwürdigen Krieges ausarbeiten. Sie brauchen nur einen Jahrgang Zeitungen nach dem andern durchzugehen, und alles zu ihrem Endzweck gehörige herauszuschreiben, so wird ihre Erzählung so vollständig und zuverläßig werden, als es nöthig ist. An schönen Predig-

ten kann es der Fabrik nie fehlen. Man findet kaum eine mittelmäßige Stadt, in der nicht wöchentlich wenigstens 3 bis 4 gehalten werden. Der Schulmeister jeden Orts wird gern gegen eine geringe Vergeltung die besten davon nachschreiben, und der Fabrik einschicken. Welche Muster der Beredtsamkeit werden hiedurch zusammen gebracht werden. Ich denke, man könnte es vorerst versuchen, jährlich zwanzig Bände in Quart davon drucken zu lassen.

Unter den juristischen Schriften sollen die Sammlungen besonderer Rechtsfälle am besten abgehen, denn Richtern und Sachwaltern kommen oft so verzweifelte Casus vor, bey welchen sie weder rück- noch vorwärts zu kommen wissen, und aus allgemeinen principiis eine streitige Frage zu entscheiden, ist aus gewissen Ursachen auch so eines jeden Sache eben nicht. Welch ein Trost ist es denn bey dieser Verlegenheit, wenn man sehen kann, wie eine Facultät oder Collegium bereits einen ähnlichen Fall entschieden habe. Es müßte desfalls eine besondere Sorgfalt auf Ausarbeitung dieser Art Bücher gewandt werden. Bey unsern proceßreichen Zeiten kann es an Stof dazu nicht fehlen. Wenn ein Mensch mit einer Karre, nach Art der Lumpensammler, im Lande herum zöge, so könnte er

abgethane Acten genug für den Maculaturpreis aufkaufen; aus diesen könnten einige verdorbene Advocaten, die ihr gar zu feiner Kopf, oder ihre überwiegende Dummheit an den Bettelstab gebracht, die Gründe und Gegengründe jeder Parthey excerpiren, und nachmals die ergangenen Urthel hinterherschreiben. Nichts wäre leichter als dieses. Ich dächte, wir nennten das Werk Oraculum juridicum, und lieferten jährlich 40 Folianten. Für die Arzneywissenschaft muß ein recht grosser Saal offen bleiben. Einige Leute könnten in allen Apotheken oder von gesund gewordenen Patienten Recepte sammlen, und diese nach der Ordnung der Krankheiten in besondere Bücher sauber eintragen. Dieses würde mit der Zeit ein rechter Schatz für angehende Aerzte werden, wenn etwa alle Vierteljahre ein Quartband davon gedruckt würde. Einige alte Frauen könnten ihre Hausmittel, wie auch die Beschreibung der ihnen, ihren Männern, oder Kindern seit den letzten 20 Jahren zugestossenen Krankheiten, nebst der dagegen gebrauchten Cur, nach ihrer Art umständlich zu Papier bringen, oder, wenn sie selbst nicht schreiben könnten, von andern aufsetzen lassen. Diese könnten unter besondern Titeln: Erzählung ausserordentlicher Krankheiten, Gesundheitsschatz, Sammlung bewährter Hausmittel, Nachrichr

richt von einer alten Frau, so die Gicht gehabt, u. s. w. abgedruckt werden, und dürften, wo ich nicht irre, sehr guten Abgang finden. Einige Mädgens, die ihrer üblen Lebensart wegen ins Zuchthaus gebracht worden, könnten, wenn sie ausser ihrer Liederlichkeit guten natürlichen Verstand besässen, zum Romainenschreiben gebraucht werden, doch müßte man sie in einem besondern verschlossenen Zimmer sorgfältig verwahren. Sie könnten unter einem erborgten Namen ihre eigene Begebenheiten erzählen. Einige könnten das Unanständige in selbigen verschweigen, und statt dessen erdichtete Empfindungen der zärtlichsten Liebe hinein bringen, auch die Künste, durch die sie verführet worden, um ein Ansehnliches vergrössern; andere, die einen etwas muthwilligen Witz besässen, könnten alle ihre Ausschweifungen ganz natürlich, wie sie sich zugetragen, erzählen, und das Schmutzige lieber etwas vergrössern als vermindern. Wenn ich dem Buchführer, - - - mit dem ich das ganze Project, weil er den Geschmack unserer Leser sehr genau kennet, sorgfältig überlegt habe, trauen soll, so werden die Schriften der letztern Art der Fabrik jährlich ein Ansehnliches eintragen. Sollten auch einige derselben Geschick zum Reimen haben, so könnten sie bey müßigen Stunden einige ihrer lustigen Begebenheiten in kleine

Gedichte bringen, die mit Beyfall aufgenommen werden würden.

Die schlechtesten Haushälter können gemeiniglich am klügsten von der Oeconomie reden; einige verdorbene Pächter oder Verwalter könnten also das ökonomische Fach ausmachen, neue Projecte zur Verbesserung des Haushalts vortragen, Mittel zur Heilung verschiedener dem Vieh schädlicher Krankheiten bekannt machen, und jährlich wenigstens zwey Folianten ökonomischer Abhandlungen liefern. Da ich zum voraus setze, daß sie von andern Mitteln entblößt seyn müssen, so würden sie um ein geringes Tagelohn arbeiten, und dadurch von ihrem gänzlichen Untergange befreyet werden.

Um nicht zu weitläuftig zu werden, will ich von den übrigen Wissenschaften nichts hinzusezzen. Da bereits so viel Schönes geschrieben, und fast alles gesagt ist, was gesagt werden kann, so können Leute, die Lesen und Schreiben gelernt haben, leicht von allen Sachen, von denen sie nichts wissen, grosse Werke verfertigen. Oben unter dem Dache wäre, um das Ganze zu krönen, vor allen Dingen eine Zeitungsexpedition anzulegen, welche die herauszugebenden Schriften mit gewissen vorgeschriebenen Formuln an-

kün-

kündigte. Z. E. Unsere Bücherfabrik, welche noch immer fortfähret, mit ihren gelehrten Arbeiten zu nützen und zu belustigen, hat abermals ein prosaisches Heldengedicht zu Stande gebracht, welches an Tiefsinnigkeit, Erfindung, Lebhaftigkeit der Bilder, Reinigkeit der Sprache, Neuigkeit des Ausdrucks, alle bisher herausgekommene Epopeen weit übertrift, u. s. w. Unser geschickter Mitarbeiter hat zu Aufklärung der Weltweisheit eine neue Metaphysik verfertiget, in welcher er von allen bisher angenommenen Sätzen abgeht. Sie führt den Titel — — Wir zweifeln nicht, daß selbe mit allgemeinem Beyfall werde aufgenommen werden, und wünschen, daß der gelehrte Herr Verfasser dem Publico noch viele Jahre durch seine geistreichen Schriften nützlich seyn möge. — Unser historisches Zimmer wird künftige Messe die Lebensbeschreibungen der berühmtesten neuen Helden in 12 Folianten auf Royalpapier, mit vielen Kupfern, bekannt machen. Die Sauberkeit des Drucks und Papiers giebt der Nettigkeit der Schreibart nichts nach ꝛc. Liebhaber der Geschichte, welche längst ein solches Werk gewünschet haben, werden ihr ganzes Verlangen dadurch befriediget finden, und wenn wir ja etwas daran auszusetzen haben sollten, so wäre es dieses, daß die geschickten Herrn Verfasser, aus gar zu grosser Liebe zur Aufrichtigkeit, oft

die kleinsten Umstände mit anführen, welche manchem unbeträchtlich scheinen dürften; doch Kenner mögen beurtheilen, ob dieser Fehler nicht leicht zu vergeben sey. Auf diese Art müßte jedes neue Buch mit stets veränderten Ausdrükken gerühmt werden, welches der Fabrik eben den Nutzen bringen würde, den ein Narr seinem Marktschreyer verschaft, das Volk aufmerksam zu machen. Zugleich müßten die an andern Orten herausgekommene Bücher recht lächerlich gemacht, und dadurch gezeiget werden, wie die Werke der Fabrik vor allen andern Schriften den Vorzug behaupteten.

Den Schriftstellern auffer der Fabrik das Bücherschreiben gänzlich zu untersagen, würde überflüßig seyn: denn da sie mit ihr keinen Preis werden halten können, so wird kein Verleger ihre Arbeiten verlangen; ob es aber mit der Zeit nicht zuträglich seyn werde, die Einfuhr ausländischer Bücher, auffer denen, die zum Gebrauch der Fabrik erfordert werden, gänzlich zu verbieten, wird der fernere Erfolg lehren.

Doch genug zu Anpreisung dieses Vorschlages; ein jeder wird dessen Gemeinnützigkeit einsehen, nur einigen, denen es an der gehörigen Kenntniß des jetzigen Bücherhandels fehlt, möch-

te vielleicht der Zweifel einfallen, daß die in der Fabrik von unwissenden Leuten verfertigten Schriften an innerlichem Werth den Büchern anderer Gelehrten nicht gleich kommen, und daher nicht so gut abgehen würden. Diesen Irrthum kann ich a priori und posteriori widerlegen. Die Erfahrung lehret, daß schlechte Bücher eben so gut abgehen als gute. Man frage alle Buchführer, welche Werke ihnen am meisten eingebracht haben? Es werden selten diejenigen seyn, welche den Beyfall der Männer von Geschmack erhalten. B. Uebersetzung der Werke des Lord - - - wird eben sowol verkauft und gelesen, als Everts Uebersetzung von Dr. Roungs Nachtgedanken. Der Hermann und der Meßias haben beyde ihre Liebhaber. Ein ausserordentlich schlechtes Buch findet mehrere Leser, als ein ausserordentlich gutes, denn das Lächerliche in jenem kann auch allenfalls ein Geck bemerken; allein, das Schöne in einer wohlgerathenen Schrift zu empfinden, dazu wird etwas mehr erfordert. Diejenigen, die hiezu im Stande sind, werden den Buchführern keinen sonderlichen Vortheil bringen. Ihr Vermögen erstreckt sich selten so weit, daß sie grosse Bibliotheken anschaffen können. Es giebt hingegen andere Leute, die es als einen Zuwachs ihrer Verdienste ansehen, wenn sie einen ansehnlichen

Büchervorrath besitzen, den sie Fremden zeigen können, die Bücher blos kaufen, weil es Bücher sind, und sich nie so gemein machen, darin zu lesen, oder wenn sie sich ja so weit erniedrigen, durch einen unglücklichen Zufall, sie selten verstehen. Diesen ist es sehr gleichgültig, ob ein Buch gut oder schlecht geschrieben worden, wenn es nur in Franzband eingebunden werden, und einen Platz in der Bibliothek anfüllen kann; welches Buch sollte hiezu nicht leicht geschickt seyn? Uebrigens ist es bekannt, daß bey dem Bücherhandel unter den Buchführern gar nicht auf den innerlichen Werth, sondern blos auf die Anzahl der Bogen gesehen werde. Wie im Kriege oft der tapferste Soldat gegen einen schlechten Kerl ausgewechselt wird, so kann auf der Messe leicht ein Alphabet von einem teutschen Robinson gegen Fieldings Schriften vertauscht werden. Würden also, wie ich doch noch nicht eingestehe, die Bücher der Fabrik etwas schlechter gerathen als andere, so wird dieses den guten Absatz in keine Wege hindern. Sollten daher einige bemittelte Kaufleute Lust haben, zu diesem rühmlichen und vortheilhaften Vorhaben einige Summen vorzuschiessen, so erbiete ich mich, ihnen über verschiedene Puncte auf Verlangen nähere Erläuterung zu geben, und mel-

de nur noch zum Schluß, daß der im Anfang erwähnte Autor, und der berühmte Herr Magister Scribler bereit sind, die Direction des ganzen Werks zu übernehmen, wodurch die unvergeßlichen Verdienste, die sich sonderlich der letztere um die gelehrte Welt erworben hat, um ein Ansehnliches werden vermehret werden.

V.

Von der gemäßigten Achtung seiner selbst.

Illud γνωθι σεαυτον noli putare ad arrogantiam minuendam solum esse dictum, verum etiam, vt bona nostra norimus.

Cic. Ep. ad Qu. frat. L. III. ep. 6.

Horatz erzählt in einem seiner Briefe, daß ein Bürger zu Argos sich stets eingebildet, die vortreflichsten Trauerspiele zu hören, und oft frölich und klatschend auf dem leeren Schauplatze gesessen, übrigens aber sich nicht unvernünftig aufgeführet, ein guter Nachbar, ein gastfreyer Wirth, ein liebreicher Ehemann, ein gelinder Herr gewesen. Als dieser durch die Bemühung seiner Anverwandten und durch eine heftige Priese Elleborum die Vernunft wieder erlangt, habe er ausgerufen:

- - - Pol me occidistis, amici,

Non

Non ſeruaſtis, ait; Cui ſic extorta voluptas,
Et demtus per vim mentis gratiſſimus error.

Dieſer Menſch war verrückt, ich kenne aber viele Leute, die für vernünftig gehalten werden, und dennoch dieſem Thoren ähnlich ſind, indem ſie alle Einſichten, Geſchicklichkeiten und Wiſſenſchaften, die ein Menſch nur haben kann, zu beſitzen glauben, und ſich, ob ſie gleich davon gänzlich entblößt ſind, auf dem leeren Theater ſtets Beyfall zurufen, ja es eben ſo übel aufnehmen würden, wie jener, wenn man ihnen ihren Irrthum benehme. Soll man ſie dabey laſſen? Beym erſten Anblick ſcheinen ſie ſehr glücklich zu ſeyn, denn die Betrachtung ihrer Vorzüge verſchaft ihnen manche angenehme Stunde. Sie halten ſich mit einem innigen Vergnügen gegen andere, und behalten bey dieſer Vergleichung jederzeit den Vorzug, weil ſie ſelbſt das Urtheil ſprechen. Sie rufen ſich alsdenn mit einer heimlichen Entzückung zu: Wie viel haſt du vor allen dieſen voraus? So oft ſie Luſt haben, können ſie ſich eine ſo ſchmeichelhafte Wolluſt verſchaffen, die ſie aus ſich ſelbſt hernehmen, und ihnen nichts koſtet. Auſſer dem Vergnügen der Einbildungskraft verſchaft ihnen die innerliche Ueberzeugung von ihren Verdienſten noch einen würklichen Vortheil. Da ſie verſichert ſind, daß alles, was ſie ſagen, aufs beſte ausgeſonnen

ſey,

sey, und mit keinem bessern Anstande hätte vorgetragen werden können, so giebt ihnen dieses ein gewisses zuversichtliches Wesen, und eine Dreistigkeit, die nicht übel kleidet, und heut zu Tage nicht selten für das Verdienst selbst angesehen wird. Der Gedanke, daß sie etwas unrecht machen können, wird ihnen nie einfallen, und sie werden also aus Furcht, etwas zu versehen, nicht würkliche Fehler begehen, ein Unglück, das demüthigern Leuten nur gar zu oft begegnet. Bey denen, die genöthiget sind, öffentlich zu reden, ist diese Würkung der Eigenliebe von keinem geringen Nutzen. Ein schlechter Einfall, welcher mit einer gewissen Zuversichtlichkeit vorgetragen wird, macht weit mehr Eindruck, als der auserlesenste Gedanke, den die scheue Klugheit mit einer bebenden Stimme, und einem Mißtrauen gegen sich selbst hervorbringt. Ein Mensch, der seine Verdienste gar zu geringe achtet, unterdrückt nicht selten viel schönes, weil er sich fürchtet, keinen Beyfall zu erlangen, indeß daß der Mann vom entgegengesetzten Character, gleich dem Geitzigen, auch die geringsten Fähigkeiten auf Wucher legt, keine Kenntniß umsonst besitzt, sich mit allen breit macht, und nicht selten die Belohnung davon trägt, die der Klügere, wenn er nicht zu blöde gewesen wäre, lange vorher mit mehrerm Rechte hätte erlangen können.

Besitzt jener bey seiner grossen Einbildung nur einige Geschicklichkeit, so wird ihm alle Arbeit weit leichter und vielleicht besser von statten gehen, als einem andern mit weit überwiegenden Einsichten. Er arbeitet mit einem grossen Zutrauen, und ohne Besorgniß, etwas schlechtes zu machen, immer hurtig fort, bewundert, indem er schreibt, seine eigene Gedanken, lieset sein Meisterstück mit einer ungemeinen Freude durch, und dieses Vergnügen erhält ihn, auch bey den mühsamsten Beschäftigungen, in gehöriger Munterkeit, da hingegen der letztere bald schreibt, bald zurück lieset, denn etwas ändert, denn alles wieder ausstreicht, beständig mit seinem Aufsatze unzufrieden ist, und zuletzt eben die Arbeit mit dreyfacher Mühe zu Stande bringt. Horaz sagt daher in dem oben angeführten Briefe:

Praetulerim scriptor delirus inersque videri,
Dum mea delectent mala me, vel denique fallant,
Quam sapere et ringi.

Wie muthig muß der Gedanke nicht machen, daß man alle andere Leute übersehe, da die Tapferkeit darin besteht, daß man die Gefahr, und folglich auch seine Feinde gering schätzet? Der, welcher alle andere Leute für stärker, klüger und verschlagener hält, wird ihnen jederzeit mit einer muth-

muthlosen Furchtsamkeit ausweichen, da er versichert ist, daß er ihnen nicht werde widerstehen können. — Doch der Eingang ist lang genug, um meinen Lesern eine sehr bekannte Wahrheit zu sagen, nemlich, daß man, wie in allen Sachen, also auch hier, weder etwas zu viel noch zu wenig thun müsse. Macht eine gar zu geringe Meynung von sich selbst furchtsam, so ziehet man sich durch die gegenseitige Einbildung, wenn sie übertrieben wird, Haß und Verachtung zu. Ein gewisses Bewußtseyn, ein Gefühl seiner eigenen Stärke, ist kein Fehler. Mangelt dieses, so ist man zu allen grossen Unternehmungen ungeschickt. Soll man seine Kräfte mit gehöriger Ueberlegung prüfen, so wird man gegen sich selbst eben so gerecht seyn müssen, als gegen andere, und sich selbst den Vorzug, den man verdient, beylegen können. Dem Cicero wäre es nie gelungen, die Verschwörung des Catilina zu hintertreiben, Cäsar hätte es nie gewagt, eine nie ganz bezwungene Republik unter das Joch zu bringen, und Peter der Grosse hätte in Ewigkeit nicht darauf gedacht, daß er ein ganzes Reich umschmelzen, und aus Thieren Menschen machen könnte, wenn alle diese gar zu niedrig von sich gedacht, und nicht durch ein lebhaftes Bewußtseyn ihrer Kräfte muthig gemacht wären. Türenne und Eugen, oder sonst einer

ner der neuern Helden hätten bey weitem nicht so viele Siege erfochten, wenn sie von der Geschicklichkeit des gegenseitigen Generals einen grössern Begrif gehabt hätten, als von der ihrigen. Die Furcht, daß er eine bessere Disposition würde machen können, hätte sie jedesmal bewegen müssen, sich lieber zurück zu ziehen, als sich zu schlagen. Hätten Homer und Virgil nicht geglaubt, daß ihr Geist denen Gegenständen, die sie zu besingen unternahmen, gewachsen wären, so würden sie uns keine Meisterstücke, die noch jetzt bewundert werden, hinterlassen haben, und hätten sich Milton oder Klopstock durch die Furcht, daß sie es diesen grossen Vorgängern nie gleich thun würden, zurück halten lassen, so würde es den neuern Zeiten gänzlich an Werken dieser Art fehlen, die wir dem Alterthum entgegen setzen könnten. Hätten Cartesius, Neuton, Leibnitz, Wolf, Thomasius und andere sich nicht für klüger gehalten, als ihre Zeitgenossen, so würden sie es nie unternommen haben, von den überall angenommenen Meynungen abzugehen, um die Welt von einer unzähligen Menge Irrthümer zu befreyen. Dieses alles sind Würkungen eines edlen Stolzes auf eigene Verdienste. Doch, es ist ein Unglück, daß, wie Brüyere bemerkt, eben die gesunde Vernunft, die einen Menschen geschickt

macht, gute Sachen zu schreiben, ihm zugleich die Furcht einflößt, daß sie vielleicht nicht verdienen, gelesen zu werden, oder wie es Young ausdruckt:

'The same good sense that mackes a man excell,
Still mackes him doubt he never has written well.

Dahingegen eben der Mangel der Beurtheilungskraft, der schlechte Schriften hervorbringt, die Verfasser beständig zum Schreiben aufmuntert, oder kleine Geister muthig macht, sich an Dinge zu wagen, für die sie nicht gemacht sind. — Der Hauptgrund, dünkt mich, warum die guten Schriftsteller so selten sind. Viele, deren Namen niemand kennt, würden eben so wie andere berühmt geworden seyn, wenn sie etwas mehr Kühnheit besessen hätten. Man versuche seine Kräfte, so wie ein dem Neste erst eben entwachsener Vogel erst auf niedere Gegenstände zufliget, ehe er es wagt, den Gipfel eines Baumes zu erreichen. Glückt es, und versichern dieses Kenner, vortreflich! Glückt es nicht, so ist es doch immer edel, einen Versuch gemacht zu haben, aber auch der Klugheit gemäß, bey Zeiten aufzuhören. So gut indeß einem würklich grossen Mann ein kleiner Stolz und ein Zutrauen

auf

auf seine Kräfte kleidet, so unerträglich ist er bey Leuten, die von Verdiensten nichts weiter haben, als die Einbildung. Diese sind es, welche dem Bürger in Argos ähnlich sehen. Ein Vernünftiger, wenn er gleich einsieht, daß er klüger sey, als andere, wird sich dieses dennoch nie ohne Noth merken lassen. Ein Thor hingegen, der mit Verdiensten prahlt, die er nicht besitzt, sagt allen, die um ihm sind, bald mit deutlichen Worten, und bald durch Mienen:

Erkennt ihr auch in mir den größten Mann auf Erden?
Das, was ich jetzo bin, könnt ihr so leicht nicht werden.

Er wird es aber keinem verdenken können, wenn er wenigstens in Gedanken darauf erwiedert:

Sobald nicht werden? ja, dies räum ich willig ein,
Ihr seyd ein Narr! das denk ich nie zu seyn.

Ein jeder will gerne etwas in der Welt vorstellen, und es verdrießt ihn also gewiß, wenn jemand ihm bey jedem Worte zu verstehen giebt, daß er klüger sey, als er. Ist es demnach Wunder, wenn diese Leute in der Hitze ihrer Einbildung ihre besten und brauchbarsten Freunde oft eben so empfindlich beleidigen, als Bramarbas seinen Spiegel? Die Geschichte ist noch nicht

sehr bekannt, was hindert mich, sie zu erzählen. — Als endlich der längst erwünschte Tag, an dem er aus einem Titulair ein würklicher Fähndrich werden sollte, erschienen war, stellte er sich in seinem ganzen Anzuge vor einem grossen Spiegel, um sich in Lebensgrösse zu sehen. Wie schön bist du gewachsen, sagte er, wie nett sitzt dir die Perucke, wie zierlich sind deine Waden, wie heldenmäßig stehst du unter deinem grossen Hute aus, wie zieren dich Schärfe und Ringkragen? Wie wird es dich kleiden, wenn du einst als Obrister ein Regiment anführest, und mit eigener Hand auf den fliehenden Feind einhauest? Dieser Gedanke brachte ihn in eine so lebhafte Entzückung, daß er den Degen aus der Scheide zog, und mit solcher Gewalt gegen den Spiegel stieß, daß die Scheiben herum flogen.

Die Bescheidenheit ist ein Kennzeichen wahrer Verdienste. Sieht man, daß ein Mensch nichts lieber hört, als wenn man ihn in seiner Gegenwart lobt, ja daß er gar selbst alle Gelegenheiten ergreift, um seine Vorzüge zu erzählen, und selten von etwas anders spricht, als von sich selbst, so wird man gleich beurtheilen können, zu welcher Art von Leuten er zu rechnen sey. Sind wahre Vorzüge nicht selten gefährlich, weil sie dem Besitzer viele Feinde zuziehen, und aus

Freun-

Freunden Neider machen, wie gehäßig muß denn ein Mensch, der ohne Ursache auf sich selbst stolz ist, nicht werden, und wie viel schlimmer ist er daran, da jenen die Geschicklichkeit, die ihm Feinde zugezogen hat, auch schützen kann, ihn aber nicht, weil er keine besitzt. Selbst Leute, denen man gewisse rühmliche Eigenschaften nicht abspricht, werden lächerlich, wenn sie es sich gar zu sehr merken lassen, daß sie sich des Besitzes derselben bewußt sind. Ein Dichter, wenn er gleich schöne Verse macht, wird verächtlich, wenn er sie jedem, den er nur habhaft werden kann, vorlieset. Ein Officier verliert den Ruhm, den er sich durch eine besondere herzhafte That erworben, wenn er immer selbst von diesem Vorfall an zu reden fängt, und wie Cicero immer vom Catilina spricht. Ein Frauenzimmer macht sich unerträglich, wenn man an ihrem gezierten Wesen gar zu deutlich sehen kann, sie wisse, daß sie schön sey.

Aus der übertriebenen Achtung seiner eigenen Einsichten entsteht vorzüglich der verdrießliche Trieb zu widersprechen, der einen Menschen zum freundschaftlichen Umgange völlig unbrauchbar macht. So löblich ein Mann von Einsichten auch handelt, wenn er von den unrichtigen Meynungen anderer abgeht, so wenig wird er dieses

in jeder Unterredung äusern, oder über jede Kleinigkeit zanken wollen. Ein vor einigen Jahren verstorbener Gelehrter, der lange in Italien gewesen war, und dieses Land wie seinen Geburtsort kannte, hörte einst in einer Gesellschaft einem jungen Menschen, der nie da gewesen war, aber doch wie ein Buch davon sprach, über eine halbe Stunde sehr aufmerksam zu. Einer, der bey ihm saß, frug ihn endlich leise, ob er denn alle diese merkwürdigen Umstände nicht auch beobachtet hätte? Nein, erwiederte jener, ich kann ihnen vielmehr versichern, daß von allem, was der Mann erzählet, kein Wort wahr sey, ich mochte ihn aber durch meinen Widerspruch nicht beschämen, weil ich sah, daß die übrigen seine Kenntnisse bewunderten. So viel Gedult hätte Doctor **Legus** nicht gehabt, der schon mit Widersprüchen fertig ist, ehe er einmal weiß, was man sagen will, und oft über Dinge streitet, die er selbst nicht versteht. Er geht blos in Gesellschaften, um zu zanken, kaum sind die gewöhnlichen Complimente zu Ende, so hat er gewiß mit einem oder andern Händel. Giebt man hiezu keine Gelegenheit, so sucht er sie, und kommt man einmal mit ihm an, so ist kein besserer Rath, als daß man gleich nachgebe. Denn mit Gründen wird man nie gegen ihn auskommen, und ihm doch am Ende, um ihn los zu wer-

den, beystimmen müssen, wenn man sich vorher wegen einer nichtswürdigen Sache aus dem Othem gesprochen, und die ganze übrige Gesellschaft in ihrem Vergnügen gestöret hat. Er ist nicht damit zufrieden, daß man still schweigt, sondern er verlanget ein ausdrückliches Bekenntniß, daß man unrecht habe, und quält einem so lange mit seinem Ists nicht wahr? bis man endlich, gleich einem Delinquenten, dem die Daumschrauben aufgesetzt sind, gezwungen wird, zu sagen, ich habe mich geirret, sie haben vollkommen recht. Sonst hatte Legus viele Freunde, denn er ist übrigens nicht unangenehm, allein jetzt meidet ihn ein jeder, und er wird bald in die Nothwendigkeit gesetzt werden, mit sich selbst zu zanken. Wüßte ich, daß ich es, ohne widersprochen zu werden, wagen dürfte, so wollte ich ihn bey Gelegenheit an die Verse des Herrn von Hagedorn erinnern:

Daß auch ein kluger Freund gefällt,
Der uns nicht immer vor der Welt
Entscheidend widerspricht.

Wie vieles Vergnügen muß ein Mensch, der nichts achtet als sich selbst, entbehren? Ihm gefällt nur das, was er selbst sagt oder schreibt. Der Witz seiner Freunde und muntere Bücher belustigen ihn nicht, denn wie könnte etwas seine

Aufmerksamkeit verdienen, das nicht von ihm herkommt? Die Annehmlichkeit, die ihm die Betrachtung seines eigenen Bildes verschaft, wird ihm nach und nach alt, und alles ausser ihm giebt ihm zum Mißvergnügen Gelegenheit. So viel ihm auch das Glück zuwendet, so ansehnlich auch die Ehrenstelle ist, zu der es ihn verhilft, so wird er es doch jederzeit mit einem finstern Verdruß ungerecht nennen, weil es nie im Stande seyn wird, seine eingebildeten Verdienste nach Würden zu belohnen. Aus einer Gesellschaft, in der ein anderer sich belustiget haben würde, wird er verdrießlich zurück kehren, weil er immer glauben wird, daß seinen Vorzügen nicht gehörige Achtung wiederfahren sey. Bey würklichen Unglücksfällen wird der Trost, daß es andern Leuten nicht besser gehe, sehr wenig bey ihm helfen, weil er sich über alle andere hinaussetzt, und daher auch ein weit besseres Schicksal verlangt. Jede kleine Beleidigung, jede Demüthigung, die ihm etwas von der grossen Achtung gegen sich selbst benimmt, wird ihn aufs äuserste niedergeschlagen machen, ja vielleicht gar zu den äusersten Ausschweifungen verleiten. Sollte man alle in einem Tollhause eingeschlossene Unglückseligen um die Ursache befragen, die sie dahin geführt, so würden die mehresten, falls sie noch Vernunft oder Aufrichtigkeit genug dazu

besäs-

besässen, ihre übertriebene Meynung von sich selbst anklagen.

Es ist nichts, das den Nutzen, den man aus dem Unterrichte anderer schöpfen kann, mehr hindert, als die eingebildete Vollkommenheit. Wer wird von andern lernen wollen, der alles selbst am besten einzusehen glaubt? Der gute Rath eines Freundes, eine wohlmeynende Warnung wird bey ihm ohne Nutzen seyn, und er wird, obgleich mit Freunden umgeben, dennoch so leben, als ob er keinen Freund hätte, und ungewarnt in der ihm drohenden Gefahr unterliegen.

Sollte ich nun meine Leser fragen, ob man diesen Leuten aus ihrem Traum helfen solle, so würde vermuthlich ein jeder mit Ja antworten. Ich bin auch dieser Meynung, allein wenn es nur möglich wäre. Ich habe schon gesagt, daß sie keinen Rath annehmen. Greift man ihren liebsten Irrthum an, so werden sie, gleich dem wahnwizzigen Bürger zu Argos, böse, und sie sind daher eben so wie die Patienten, die keine Medicin gebrauchen wollen, unheilbar. Doch andern, bey denen diese Krankheit nicht so weit eingerissen ist, möchte vielleicht noch zu helfen seyn. Sie rühret nicht selten aus der ersten Erziehung her, wenn junge Leute, vielleicht aus der guten Ab-

sicht, um sie aufzumuntern, wegen jeder Kleinigkeit unvorsichtig gerühmt werden. Sie glauben das, was man zu ihrem Lobe sagt, sehr gern, und sind ungemein geneigt, ihr eigenes Bild zu verschönern. Diese thörichte Einbildung faßt daher leicht in ihrem Gemüthe Wurzel, und nimmt mit den Jahren immer an Stärke zu. Es wird daher am klügsten seyn, ihnen zwar nie die Hofnung zu benehmen, daß sie durch Fleiß und Bemühung es mit der Zeit den größten Leuten gleich thun können, und sie durch deren Beyspiel zur Nacheiferung anzutreiben, allein nie ihnen das gefährliche Vergnügen zu machen, sich mit andern, denen sie es schon zuvor gethan haben, zu vergleichen. Ich glaube, daß dieses allerdings eine vorzügliche Aufmerksamkeit verdiene, denn welches Unglück kann grösser seyn,

als vernünftigen Leuten lächerlich zu werden.

VI.

Von der Langeweile.

Arbeit und Mangel verdienen unter die Hauptwohlthaten des Himmels gerechnet zu werden. So widersprechend dieser Satz klingt, so ist er doch vollkommen richtig, wenn man nur den Mangel, der es uns an dem Nothwendigen fehlen läßt, und die Arbeit, die uns zu Sclaven macht, davon ausnimmt. Ein Mensch, der gar keine Bedürfnisse und gar keine Beschäftigung hat, ist in meinen Augen unglücklicher, als ein auf die Galeeren geschmiedeter Verbrecher. Diesen quält die Peitsche seines Aufsehers nicht so sehr, als jenen die Langeweile, und der erste geniesset in seinen Ruhestunden doch wenigstens einiges Vergnügen, den letztern aber macht der Ueberfluß zu allen angenehmen Empfindungen unfähig. Ein Vergnügen, das sich anbeut, und dessen Erlangung nicht die geringste Mühe kostet, wird uns sehr bald widrig. Wie elend ist denn der, dem es nur einen Wink kostet, um sich ein jedes Vergnügen, das ihm einfällt, zu verschaffen!

Ich gebe es zu, für einen Menschen, der mit seinem Vergnügen haushälterisch umzugehen weiß, der sich selbst zu Zeiten einen Zwang auflegt, ob er gleich sonst von allem Zwange frey ist, sich auf eine anständige Art beschäftigen kann, ob ihn gleich kein Mangel dazu zwinget, für einen solchen sind Mangel und Arbeit keine nothwendige Güter. Er kann ohne sie zufrieden leben. Allein, wie viele sind deren? Alle übrige müssen Arbeit und Mangel haben, wenn sie nicht der Langeweile, einer der empfindlichsten Krankheiten, die man in den Schriften der Aerzte vergebens sucht, zum Raube werden sollen.

Ich bin nie so unglücklich gewesen, die Langeweile aus eigener Erfahrung kennen zu lernen. Der Himmel hat mich reichlich mit Arbeit und Mangel gesegnet. Allein ich habe nur auf das Betragen anderer etwas Achtung geben dürfen, um ihre schädlichen Würkungen zu bemerken. Man braucht nur einmal in einer Gesellschaft gewesen zu seyn, wo ein Trupp hirnloser Herren, und eben so wenig geistreicher Damen versammlet ist, um sich einander zu ermüden, so hat man sie, wenn ich so reden darf, leibhaftig gesehen. Elmire sitzt am Fenster, spielt mit dem Fächer, und wundert sich, daß es noch nicht regnet. Calliste erzählt ihres Mannes

und

und ihre eigene Fehler. Barhyl schlägt die Beine über einander, dehnet sich, und nimmt Schnupftoback. Selinde beschenkt die Gesellschaft mit einem Tageregister aller Unpäßlichkeiten, die ihr seit acht Tagen zugestossen sind, frägt einen jeden, wie dieser oder jener seiner Anverwandten sich befinden, und fängt darauf nicht aus Bosheit, sondern blos zum Zeitvertreibe an, einige Abwesende lächerlich zu machen. Einige bejahrte Herren sitzen in einer Ecke und erzählen sich alle Verdrießlichkeiten, die sie bey dem letzten Kriege ausgestanden haben, und fügen am Ende jeder Geschichte hinzu: Wir haben in der That rechte gute Feinde gehabt. — — Warum thun sie dieses? Um sich zu belustigen? Keinesweges: sondern um die Langeweile zu vertreiben. Es schlägt achte. Ein jeder geht nach Hause, doch die Langeweile, über die er den ganzen Nachmittag geseufzet hatte, folgt ihm nach. Alceste zankt mit seiner Frau, Selinde mit ihrem Cammermädgen, Barhyl schäckert mit seiner Köchin, Democrit giebt seinen Kindern Verweise, alles aus langer Weile. Endlich kommt die Zeit zu Bette zu gehen, und die, welche glücklich genug sind einzuschlafen, werden, bis sie wieder erwachen, von ihrer Folter befreyet. Unglückliche Leute, die ihr blos darum elend seyd, weil der Himmel euch zu günstig gewesen

wesen ist, könntet ihr doch beständig schlafen, wie glücklich würdet ihr seyn!

Wenn man die Triebfedern der menschlichen Handlungen untersucht, so wird man finden, daß nicht wenige Thorheiten, ja gar Krankheiten, von der Langeweile herrühren. Die Hypochondrie bey dem unsrigen, und die Vapeurs bey dem schönen Geschlechte haben bey den mehresten der Langeweile ihr Daseyn zu danken. Aus Langeweile hängt sich der Britte, und in einer benachbarten Stadt soll es seit einiger Zeit Mode geworden seyn, vor Langeweile Blut auszuwerfen. Warum berauschte sich Damas gestern, und warum sitzt er heute schon wieder seit vier Stunden bey seiner Punschschaale? Sollte er es zum Vergnügen thun? Warum würde er denn so finster dabey aussehen? Er will die Langeweile vertreiben. Aminr verpfändet seine Güter, um ein hohes Spiel mitspielen zu können. Gestern war er unglücklich, er verlor 6000 Thaler. Heute hat er noch den letzten Rest von 2000 Thaler geliehen bekommen, und nun ist er zufrieden. Er thut jeden Wurf mit Zittern, und wird blaß, wenn er die getroffenen Augen nachzählet, flucht auf sein Schicksal, und wartet voll Ungedult, daß die Reihe wieder an ihn komme. Ist Aminr geitzig? Will er darum

so

so gerne gewinnen? Keinesweges. Sonst würde er nicht seinen letzten Geldvorrath aufs Spiel setzen. Warum quält er sich denn so? Er will der Langeweile entgehen. Nimrod steht im Winter des Morgens um 6 Uhr auf, läßt seine Pferde satteln, reitet bis an den Abend in der strengsten Kälte herum, setzet mit Lebensgefahr über Graben und Hecken. Warum? Einen Fuchs zu tödten. Isset er denn so gerne Füchse? Nichts weniger als dieses. Haben sie ihn beleidiget, daß er so eifrig auf ihren Untergang erpicht ist? Ich wüßte es eben nicht. Will er sich von dem Balge einen Pelz machen lassen? Er könnte ihn bequemer kaufen. Warum bleibt er denn nicht lieber zu Hause? Die Langeweile läßt ihm keine Ruhe. Circe lebt mit ihrem Manne auf dem Lande. Um sich von der Langeweile zu befreyen, kann sie nichts anders thun, als sich einen Liebhaber zulegen. Wie mißvergnügt sieht sie heute aus; arme Circe! ich beklage dich, du wirst deinen Geliebten diesen ganzen Nachmittag nicht sehen, er ist bey Calliſten. Beyspiele genug! Man braucht nur um sich zu sehen, man braucht nur darauf Achtung zu geben, wie grosse Mühe es vielen koste, ihre Zeit zu vertreiben, oder, um mich eines sehr eigentlichen französischen Ausdrucks zu bedienen, sie zu

tödten,

tödten, wenn man überzeugt seyn will, welch ein grosses Uebel die Langeweile sey.

Sollte einst ein vernünftiger Bewohner des Saturns auf unsre Erde kommen; sollte er sehen, wie viele Gegenstände sich uns darbieten, an deren Betrachtung wir uns belustigen können, zu wie vielen, theils angenehmen, theils nützlichen Beschäftigungen unser Körper geschickt ist, wie viele Künste und Wissenschaften uns zum Zeitvertreibe zu Dienste stehen; sollte er zugleich die allgemeinen Klagen über die Kürze des menschlichen Lebens hören: so würde es ihm unbegreiflich seyn, daß es Leute gebe, die sich über die Langeweile beschweren. Allein mir, der ich seit langer Zeit die Handlungen meiner Mitbürger aufmerksam beobachtet habe, ist dieses gar nicht wunderbar. Ich habe längst bemerkt, daß es bey der gewöhnlichen Thorheit und Ausschweifung nicht anders seyn könne. Die wenigsten Leute denken, und wie sollte ein vernünftiges Geschöpf, wenn es nicht denkt, von der Langeweile frey bleiben können? Bey den lebhaftesten Ergötzlichkeiten bleibt immer ein gewisses Leeres in der Seele übrig, wenn sie nicht dazu angewandt wird, wozu sie bestimmet ist. Sie fühlt ihre Kräfte, und ist unzufrieden darüber, daß sie solche nicht gebrauchen kann. Sie wird

einem

einem stillstehenden Wasser ähnlich, das aus Mangel der Bewegung zuletzt in Fäulniß geräth, und die Luft mit unangenehmen Dünsten anfüllet.

Ein junger Mensch tritt in die Welt. Alle Gegenstände sind ihm neu, ein jedes Vergnügen gefällt ihm, er will sie alle auf einmal kosten, und kaum ist er 25 Jahr alt, so ist nichts mehr übrig, was er nicht geschmeckt hat. Alle angenehme Empfindungen, die ihn Zeitlebens hätten belustigen sollen, sind in wenig Jahren abgenutzt, er muß sich in dem übrigen Reste seines Lebens blos mit aufgewärmten Gerichten behelfen, und wird einem Manne gleich, der seine Besoldung auf zwey Jahre voraus genommen hat, um sie in wenig Wochen zu verzehren. Dieser leidet nachmals am Unterhalt, und jener am Vergnügen Mangel, denn so oft man in seinen Belustigungen ausschweift, geschieht es immer auf Unkosten der folgenden Zeiten. Da er seine Seele einmal zu rauschenden Ergötzlichkeiten verwöhnt hat, so sind ihm nachmals alle sanfte unschuldige Vergnügungen abgeschmackt, und er muß zu Thorheiten seine Zuflucht nehmen, um sich selbst zu entfliehen.

Viele versehen es von einer andern Seite. Sie schränken ihr Vergnügen auf gar zu wenige

Bayerische Staatsbibliothek MUNCHEN

Gegenstände ein, sobald diese fehlen, haben sie Langeweile. Cleanth kennt keine andere Beschäftigung als sich zu putzen, zu tanzen, einem Frauenzimmer artige Sachen vorzusagen, und zu spielen. Jetzt lebt er mit seiner neuen Gemahlin auf dem Lande. Es sind keine andere Frauenzimmer da, als seine Frau, und dieser hat er schon alles gesagt, was er schönes weiß. Zum Tanzen hat er keine Gelegenheit. Zum Tarock fehlt die dritte Person. Er beschäftiget sich also täglich 3 Stunden damit, sich und seine Gemahlin zu frisiren, die übrige Zeit des Tages aber hat er Langeweile. So geht es allen, die sich nur an einer Art des Zeitvertreibes belustigen können.

Vergnügen beut sich an, umsonst! es wird verachtet. Warum? Es ist nicht dasjenige, welches der Eigensinnige verlangt. Ein Mensch, der kein Vergnügen kennt als die Jagd, ein andrer, den nichts rührt, als die Musik, ein dritter, der nicht anders aufgeräumt ist, als wenn er eine gut besetzte Tafel vor sich sieht, muß sehr ofte von der Langeweile gequälet werden. Kann jener nicht jagen, hat der zweyte keine Violine, und hat der letzte sich so satt gegessen, als möglich gewesen, so dauert ihm die Zeit lang, er ist verdrießlich. Warum gewöhnt man sich nicht

zu

zu mehrern Arten des Zeitvertreibes? Könnte man auch die einzige Sache, woran man Vergnügen findet, beständig haben, so würde sie doch zulezt durch ihre Einförmigkeit eckelhaft werden, da die menschliche Seele so sehr zur Abwechselung geneigt ist. Die Natur beut unzählige Gegenstände dar, woran wir uns belustigen können. Sollte es nicht möglich seyn, an allen diesen Geschmack zu finden? Es ist wahr, die Neigungen sind sehr verschieden, allein es kommt auch vieles darauf an, wie man sich gewöhnet. Man versuche es nur. Man zwinge sich anfangs zu einer andern Art des Zeitvertreibes. Bey einer oft wiederholten Probe wird doch endlich unter den vielen Gegenständen zur Belustigung einer seyn, woran man Geschmack findet, und man wird dadurch endlich in den Stand gesetzet werden, sein Vergnügen auf unzählige Arten zu vervielfältigen. Sollte dieses auch bey erwachsenen Leuten schwer fallen, so wird es doch bey Kindern desto leichter seyn. Bey diesen würde man überdem den Vortheil dadurch erhalten, daß sie sich von keiner Art der Belustigung gar zu sehr einnehmen liessen, wenn die Neigungen getheilt würden. Leuten von unserm Stande muß man Unterricht geben, damit sie dereinst ihr Brodt verdienen können; sollte es nicht eben so nöthig seyn, denen, von

welchen man voraus sieht, daß es ihnen an Mangel und Arbeit fehlen werde, einige Anweisung zu ertheilen, wie sie ihre müßigen Stunden zubringen sollen? Man warne immerhin junge Leute vor Ausschweifungen und Lastern, man thut wohl daran, allein man thut eine vergebliche Arbeit, wenn man ihnen nicht zugleich etwas in die Hände giebt, womit sie sich auf eine angenehme Art beschäftigen können. So gut die Moral auch seyn mag, die man ihnen predigt, so wird sie die Langeweile doch zwingen, zu Thorheiten ihre Zuflucht zu nehmen. Rusſeau giebt daher den Rath, daß man einen jeden jungen Menschen vom Stande zugleich ein angenehmes Handwerk zum Zeitvertreibe erlernen lassen solle. Er hat recht. Man gewöhne sie, an vielen Sachen Geschmack zu finden. Wie kann es einem Menschen, dem bald die Musik, bald die Jagd, bald die Mahlerey, bald ein Buch, bald der Umgang mit dem schönen Geschlechte, bald eine aufgeweckte Unterredung mit einem vernünftigen Freunde, bald ein Spiel zur Belustigung dienet, und dem auch ernsthafte Geschäfte nicht zuwider sind, an Zeitvertreibe fehlen? Er wird nie über Langeweile klagen, und nicht leicht einer Art des Vergnügens bis zur Ausschweifung anhängen. Er braucht nicht dem Vergnügen nachzujagen, er braucht nicht in der ganzen

zen Stadt herum zu schicken, um sich von einem beschwerlichen Nachmittage zu befreyen: Da er sich auf viele Arten zu vergnügen weiß, so beut sich gewiß die eine oder andere von selbsten an.

Doch unter allen Mitteln gegen die Langeweile sind die schönen Wissenschaften das sicherste. Sie begleiten uns aufs Land, sie kehren mit uns in die Stadt zurück. Sie belustigen uns in Gesellschaften. Sie bleiben bey uns, wenn wir alleine sind. Sie beschäftigen uns bey Tage, und übernachten bey uns. Sie bieten ihren Beystand im Glück an, und schämen sich nicht, mit ins Gefängniß zu gehen. Kein Zustand ist so hart, daß sie ihn nicht sollten erträglich machen können, und es ist kein Ort, keine Zeit, wo sie ihre Liebhaber nicht vor der Langeweile schützen.

VII.

Erklärung des Sprüchworts: Ein Narr macht mehr.

Unsere weisen Vorfahren sagten gar recht: Ein Narr macht mehr, sie hätten aber eigentlich sagen sollen, ein Narr macht unzählige, denn sie wachsen schneller als das Gras. Es scheint dieses Sprüchwort sehr deutlich zu seyn, und keiner besondern Erklärung zu bedürfen, allein bey einer genauern Betrachtung desselben finden sich viele Schwierigkeiten dabey, die ich jetzt aus einander setzen will. Leuten, die dieses Geschlecht nicht aus einer vieljährigen Erfahrung kennen, die es nicht in verschiedenen Lagen, bald mit Vergrösserungs: bald mit Verkleinerungsgläsern betrachtet, ihre besondern Theile, die Triebfedern ihrer Bewegung aufs genaueste untersuchet haben, und bey ihrer Geburt oft selbst zugegen gewesen sind, wird es noch immer dunkel bleiben, was eigentlich die Ursache ihrer so schnellen Vermehrung sey? Ob sie alle eine gleiche Fruchtbarkeit besitzen? Warum sich das

entgegen gesetzte Geschlecht kluger Leute nicht eben so stark vermehre u. s. w.

So wie einige ein besonders Vergnügen darin finden, Schmetterlinge, seltene Schnecken und versteinerte Sachen zu sammlen, so ist die sorgfältige Untersuchung dieser Geschöpfe seit einigen Jahren die einzige Beschäftigung meiner müßigen Stunden gewesen. Ich habe keine Gelegenheit versäumt, wo ich sie habe zu sehen bekommen können. Ich habe desfalls vornehme und geringere Caffee- und Quadrille-Gesellschaften, Weinhäuser, Marktplätze, Paraden, Gerichtsäle, Buchläden, kurz alle Oerter, wo ich einige Nachricht von ihnen einzuziehen hoffen konnte, besucht, und habe die mehreste Zeit mit besondern Vergnügen die junge Brut, bey deren Entstehung ich an dem einen Orte gegenwärtig gewesen war, an dem zweyten und dritten ins Unendliche vervielfältiget angetroffen. Aus allen diesen Bemühungen habe ich mir so viele Kenntnisse gesammlet, daß ich, ohne mich zu rühmen, im Stande zu seyn glaube, die eben aufgeworfenen Fragen zuverläßig zu beantworten.

Bey keinem Thiere zeigt sich der Trieb zur Nachahmung so stark, als bey dem Menschen und seinem Halbbruder, dem Affen, doch bey dem ersten noch mehr, als bey dem letztern. Beynahe

nahe alle Handlungen der Kinder sind Nachahmungen, und die mehresten Handlungen erwachsener Leute sind nichts mehr. Der wird schon für einen ganz besondern Kopf, oder welches bey vielen einerley ist, für einen Thoren gehalten, der sich unterstehet, etwas zu unternehmen, das vor ihm noch niemand gethan hat. - Ich erinnere mich noch immer aus meiner ersten Erziehung, daß mir mein Lehrmeister, sobald ich, seiner Meynung nach, unregelmäßig aß, einen schlechten Reverenz machte, etwas unverständiges redete, mich nicht gehörig kleidete, mich jederzeit den Vorwurf hören ließ, welcher Mensch ißt, beugt sich, redet, kleidet sich so? Wenn jetzt Alceste mit vornehmern Leuten, wie mit seines gleichen umgeht, ungescheut die Wahrheit sagt, und alles bey seinem rechten Namen nennt, so sagt die Welt eben dieses von ihm. Dies ist ein untrüglicher Beweis, daß die Nachahmung die Hauptregel aller menschlichen Handlungen sey, und da die erste Erziehung fast nichts als eine Anweisung zur Nachahmung ist, so wird der dem Menschen ohnehin natürliche Trieb dazu ungemein vermehret. Dieses befördert die schnelle Fortpflanzung des Insects, von dem ich handle, ungemein. Denn es hat blos der von der Thorheit befruchteten Nachahmung und Eitelkeit sein Daseyn zu danken. Keine von beyden

kann.

kann allein einen Narren zeugen, und er wird eben so wenig von sich selbst entstehen, als ein Mensch ohne Eltern seyn kann. Ich habe junge Leute auf dem Lande blos in dem Umgange einiger vernünftiger Männer erziehen lassen, kein einziger von ihnen ward ein Narr. Allein kaum kamen sie in die grosse Welt, und kaum erhielten Eitelkeit und Nachahmung Gelegenheit, sich zu begatten, da wurden sie alle verwandelt. Oft geht auch ein Narr einer Art zu Narren einer andern Art über, wie die Raupen in das Reich der Schmetterlinge. Aus einem Pedanten kann ein Stutzer, aus einer Coquette eine Scheinheilige, und aus einem Plauderer ein Geheimnißvoller werden. Allein auch diese Veränderung kann nie ohne eine neue Zeugung geschehen. Ich habe einen Narren drey Wochen in einem Zimmer eingesperret, und ihn sorgfältig verwahret, daß niemand zu ihm kommen konnte. Er blieb immer eben derselbe. Um recht gewiß zu werden, ob diese Verwandelung durch Nachahmung und Eitelkeit zugleich, oder durch eine von beyden, oder durch eine andere Ursache verursachet würde, verschloß ich zwey Narren gleiches Standes in ein Zimmer. Die Thorheit des einen zeigte sich im vielen Trinken, und des andern in Bücherschreiben. Ich gab ihnen alles, was sie foderten, und beobachtete täglich, durch eine

in der Thür gemachte Oefnung, was sie anfiengen. Der erste foderte Wein und Gläser, der andere Papier, Bücher, Dinte und Feder. So oft ich durch die Thür sah, fand ich jeden bey seiner Beschäftigung, den einen beym Trinken, und den andern beym Schreiben. Nach 14 Tagen verlor ich alle Hofnung zur Verwandelung, ließ sie daher laufen, und fieng zwey andere, die ich statt ihrer hineinsetzte. Der eine war ein vornehmer Narr, und seine Paroxysmen zeigten sich in heftigen Fluchen, der andere ein Gemeiner, und ein Betsüchtiger; mithin gehörten sie zu sehr verschiedenen Unterabtheilungen. Der erste nahm die eine, und der zweyte die andere Ecke des Zimmers in Besitz, und jeder hielt sich so sehr von dem andern entfernt, als es nur möglich war. Am zweyten Tage bekam ich Hofnung zu einem glücklichen Erfolge, weil der letztere dem erstern schon etwas näher gerückt war, und sie an einem Tische assen, wozu sie vorhin auf keine Weise zu bewegen gewesen waren. Am dritten hörte ich sie mit einander reden, und der letzte seufzte nicht mehr so tief. Am vierten erschreckte mich ein gewaltiges Lerm, das ich in ihrem Zimmer hörte, und vor ein Zeichen eines unter ihnen entstandenen Streits hielt. Allein wie ich vor die Thür kam, bemerkte ich meinen Irrthum mit einer angenehmen

Be:

Bewunderung. Die völlige Verwandelung war geschehen. Sie giengen freundschaftlich im Zimmer umher, und mein Versüchtiger fluchte wie ein Botsknecht. Hieraus konnte ich ohne Schwierigkeit die sichere Folge ziehen, daß Nachahmung und Eitelkeit sowol zur Verwandelung als ersten Zeugung meiner Insecten unumgänglich nothwendig sind.

Wir sehen diese Kinder der Nachahmung und Eitelkeit täglich um uns, allein es fällt wenigen ein, nach ihrem Ursprunge zu fragen, so wie man mit vielen Leuten umgeht, ohne sich eben nach ihren würklichen Vätern zu erkundigen. Die mehresten meiner Leser müssen ohne Zweifel zu Zeiten die schnelle Entstehung dieser jungen Brut gesehen, und über deren poßierlichen Aufzug gelacht haben. Sie müssen bemerkt haben, wie bald ein übelkleidender Anzug, eine häßliche Frisur allgemein werden. Woher kommt dieses, wenn nicht Nachahmung und Eitelkeit daran schuld sind? Ohne eine neue Mode zu kennen, kann man bey uns immer dreist sagen, daß sie entweder von Engländern oder Franzosen erfunden worden. Hundert ahmen es nach, weil sie es artig finden nachzuahmen, und eitel genug sind, daß sie einen Vorzug dadurch zu erlangen hoffen. Tausend andere fürchten, sich in ihrem

Ran:

Range und Achtung zu verringern, wenn sie nicht auf eben die Art frisirt oder gekleidet wären. Sie ahmen diesen, und ihnen tausend andere nach, bis sich endlich eine Thorheit auf mehr als die Hälfte der Bewohner eines Landes verbreitet. Fatill sieht einen Menschen mit einem rothen Rock, rothen Beinkleidern, rothen Schuhen und einer rothen Degenscheide. Dieser wird einer vorzüglichen Ehre gewürdiget, und Fatill glaubt zuversichtlich, daß es seines besondern Aufzuges wegen geschehe. Er kleidet sich vom Hut bis auf den Absatz des Schuhes in grün. Man findet es lächerlich, allein die junge Brut kömmt dennoch zur Reife, und man sieht sie nach wenigen Tagen gelb, grün, roth und blau gefärbt hervorkriechen. Wie wäre es auch möglich, daß verschiedene Thorheiten, die jedem Unpartheyischen abgeschmackt und anstößig vorkommen müssen, so geschwind ausgearbeitet werden könnten, wenn nicht die Natur diesen Insecten eine so grosse Fruchtbarkeit beygeleget hätte? Die Verschwendung und der Aufwand würden gewiß zu keiner solchen Höhe gestiegen seyn, wenn nicht diese Fortpflanzung daran schuld wäre, und nach meiner Theorie ist es sogar wahrscheinlich, daß sie sich noch täglich vermehren werden; denn ein Narr macht ja immer mehr. Im vorigen Jahrhundert war der Aufwand in

jedem

jedem Stande sehr mäßig eingerichtet. Unglücklicher Weise fiel es einem ein, es einem andern, der weit mehr war, als er, gleich zu thun, und er hatte das Glück, der fruchtbarste Narr zu werden, den die Geschichte aufzuweisen hat. Die, welche mit ihm von einem Stande waren, folgten ihm zuerst nach. Die, die eine Stufe über diese erhoben waren, mußten doch auch etwas vorausbehalten, sie thaten es also denen, die ein wenig mehr waren, wiederum gleich. Diese erhoben sich wieder zu einem höhern Range, und so erstreckte sich dieses bis zu den Vornehmsten, die, weil sie keine weiter über sich hatten, neue Arten des Aufwands erdenken mußten, um sich zu unterscheiden. Die Niedrigsten, die den ersten Anfang dieser Verwirrung gemacht hatten, giengen hierauf noch etwas weiter, und drängten alle, die vor ihnen standen, eine Stufe höher hinauf. Dieses ward verschiedene male wiederholet, daher kommt es, daß jetzt ein Schneider den Aufwand macht, womit sonst ein Baron zufrieden war, und wenn es so fortgehet, so wird er nächstens in diesem Stück ein Prinz werden wollen. Mir fällt hiebey eine Geschichte ein, die ich vor einigen Jahren selbst angesehen habe. Die Bürger der Stadt, in der ich wohnte, waren seit undenklichen Zeiten auf dem dasigen Keller des Abends zusammen gekommen, um ein

Glas

Glas Bier zu trinken. Das Bier war gut, es schmeckte bey ihrem Toback nicht übel, und sie befanden sich wohl dabey. Da verschiedene unter ihnen zu meinem Insectengeschlechte gehörten, gieng ich oft dahin, um auf ihre Fortpflanzung Achtung zu geben. Ich wartete lange Zeit vergebens, denn weil bey geringern Leuten die Fertigkeit nachzuahmen, und die Eitelkeit nicht so lebhaft sind, so trägt sich dieser Vorfall nicht so häufig bey ihnen zu, als bey Vornehmern. Nachdem ich indeß zum öftern vergebens dahin gegangen war, traf ich endlich das, was ich wünschte, an. Ein ansehnlicher, stark beleibter Bürger, mit einer grossen Perucke, und bessern Kleide, als die übrigen trugen, trat mit einem ehrwürdigen Anstande ins Zimmer. Er grüßte die andern, zog die Rockfalten aus einander, und setzte sich bedächtlich bey einem Tisch allein nieder. Hierauf warf er einen verächtlichen Blick auf alle, die Bier tranken, räusperte sich, und rief, **ein Viertel Wein!** Mit ehrfurchtsvoller Verwunderung setzte es der Bediente vor ihm nieder, und die andern sahen ihn mit eben dem Erstaunen an, womit vermuthlich der Erfinder des Pulvers bey Abfeurung der ersten Musquete angesehen seyn mag. Ein Bürger — Wein zu trinken — und noch dazu an einem Werkeltage. Dieses war ihnen ganz etwas unerhörtes.

So

So viel ich von dem rund herum entstandenen Gemurmel verstehen konnte, waren alle äuserst aufgebracht gegen ihn. Einige sagten ziemlich vernehmlich, wer so viel verdorbenes Heu geliefert hat, kann wol Wein trinken; andere warfen die Streitfrage auf, ob aus Heckerling auch Wein gepreßt werden könnte? und noch andere lispelten sich ins Ohr, daß es vermuthlich kein gutes Ende mit diesem Großthuer nehmen würde. Er besaß zum Glück alle die Unverschämtheit, die das Geld zu verschaffen pfleget, ließ sich also durch nichts irre machen, hob sein Viertelchen hoch in die Höhe, schenkte sein Glas mit grosser Bedachtsamkeit voll, trank mit einer triumphirenden Miene der ganzen Gesellschaft Gesundheit, und schlurfte darauf seinen Wein langsam hinunter. Hiebey vergieng meinem Nachbar endlich die Gedult. Man muß dem Geck doch zeigen, sagte er, daß man auch kein Bettler ist. Ich kann auch Wein bezahlen; Holla! Christian, gebet mir ein halbes Viertel Wein. Unter einem Viertel geben wir nicht weg, war die Antwort: Nun gut denn, versetzte er, mit einer kleinen Erröthung, so gebt mir ein ganzes Viertel, es wird mich auch nicht arm machen. Es ward gebracht, zwey andere ehrliche Handwerksleute wurden dadurch verleitet, ein Viertel in Gesellschaft zu nehmen, und weiter

ter fiel damals nichts vor. Man wird leicht vermuthen, daß ich mich am folgenden Tage früher, als gewöhnlich einfand, um meine Beobachtungen fortzusetzen. Meine gestrigen Weintrinker kamen wieder, und sie durften, um ihren einmal angenommenen Character zu behaupten, nichts anders fordern als Wein. Ihre Gesellschaft ward heute durch fünf andere verstärket, und da einer von ihnen sogar eine halbe Bouteille forderte, so würde es unschicklich gewesen seyn, wenn die übrigen es ihm darin nicht gleich gethan hätten. Am dritten Tage tranken alle Wein, nur zwey alte Bürger ausgenommen, denen es an der Fertigkeit nachzuahmen, an Eitelkeit, vielleicht auch an andern Nothwendigkeiten fehlte. An den nächstfolgenden Tagen würde derjenige, der Bier gefordert hätte, der ganzen Gesellschaft äuserst lächerlich geworden seyn, und ich mußte es selbst mitmachen, wenn ich meiner Versuche halber ferner dahin kommen wollte. Endlich ward es auch schimpflich, weniger als eine Bouteille zu trinken, und ich ward hiedurch gehindert, weitere Nachrichten von dem Anwachs der jungen Brut einzuziehen, da nicht selten Gläser und Flaschen im Zimmer herum flogen, und ich mit so gefährlichen Insecten nichts weiter zu thun haben wollte. Das Beyspiel des Naturkündigers, der bey der electrischen Maschi-

ne

ne sein Leben verloren, machte mich besorgt, daß ich auch leicht ein Märtyrer meiner Neubegierde werden könnte. Ich blieb daher weg; allein sichern Nachrichten zufolge trinken sie daselbst bis jetzt noch immer nichts als Wein. Er ist schlecht und kostbar. Das Bier schmeckte besser, war gesunder, und berauschte nicht so leicht. Verschiedene sind durch dieses Weintrinken schon banquerot geworden, andere sind dem Falle nahe. Einige sind gar daran gestorben, weil aus Versehen ein wenig gar zu viel Bleyzucker in ein Faß gemischt war; einige, die eine geringere Dosin davon verschluckt hatten, haben Gliederkrankheiten bekommen, und zwey schmeicheln sich mit der Hofnung, daß sie nächstens die Ehre haben werden, am Podagra krank zu liegen. Von allen diesen Beschwerlichkeiten wußte man an diesem Orte vorhin nichts, ein jeder sieht ein, daß der häufige Gebrauch des schlechten Weins hieran schuld sey. Allein, wer kann sich helfen? Ein Narr hat den Anfang gemacht, und alle andere Narren sind dadurch in die fatale Nothwendigkeit gesetzt, ihm, wie das Eisen dem Magnete, nachzufolgen.

Der Caffee soll, wie ich mir habe sagen lassen, bey einer ähnlichen Gelegenheit in meiner Vaterstadt zum Modegetränke geworden seyn.

Die Frau eines Camerarii hatte einen kleinen Vorrath Bohnen von einer Anverwandtin aus H. geschenkt bekommen, und die Frau Bürgermeisterin nebst einigen Rathsherren-Frauen an ihrem Geburtstage damit bewirthet. Damit niemand merken mögte, daß sie dieses Getränke nicht kennten, hatten sie es nicht wagen mögen, nach dessen Namen zu fragen, und inzwischen einige Tassen, ohne Weigerung, obgleich mit äuersten Widerwillen, verschlucket. Weil es jedoch unschicklich und dem Range ihrer Männer sehr nachtheilig gewesen seyn würde, wenn sie es sich von ihrer Wirthin hätten zuvor thun lassen, so ließ die Frau Bürgermeisterin sie durch einen Bekannten in H. bey allen Kaufleuten nach einem Getränke fragen, das schwarz aussähe, häßlich schmecke, übel bekäme, aber zum Staat getrunken würde. Kein Mensch hatte dieses verstehen können, bis endlich ein Mäckler darauf gefallen war, daß es vielleicht Caffee seyn mögte. Ihr Commißionair kaufte daher zwey Loth zur Probe, und schickte sie ihr. Erfreuet, daß sie nun im Stande wäre, es ihrer Nebenbuhlerin gleich zu thun, ließ sie die Hälfte davon brennen, und lud beynahe zwanzig Personen auf eine Tasse Caffee ein. Alle Anwesende giengen am Abend äuserst neidisch nach Hause, und ruheten nicht, bis sie eben dieses Getränke angeschaffet hatten. Anfangs

gieng des Herrn Camerarii Caffeetopf in der Runde herum, und ward von jedem, so wie es die Nothdurft erforderte, geliehen, nachmals schafte sich jeder einen eigenen an. Man fieng an, die Dosin zu verstärken, und nicht allein in Gesellschaften, sondern auch zu Hause allein Caffee zu trinken, man wiederholte dieses des Tages verschiedene male, kurz man brachte es in der Kunst, sich durch den Caffee arm und ungesund zu machen, so weit, wie man es nur darin bringen konnte. Wie gelehrig müssen doch meine Mitbürger seyn! Möchte es nur jemand versuchen, ihnen ein Glas Hirschhornspiritus statt des Liqueurs, als eine besondere Seltenheit vorzusetzen, ich will verloren haben, wenn sie sich nicht über vier Wochen eine Schande daraus machen, etwas anders, als Hirschhornspiritus zu trinken. Möchte doch nur jemand die närrischste Kleidung, die er erdenken könnte, anziehen, und vorgeben, daß sie ihm aus einer grossen Stadt geschickt sey, gewis er würde viele Nachfolger finden. Vielleicht aber würde er auch nach Beschaffenheit der Umstände ins Tollhaus geschicket. Denn ich muß hiebey noch erinnern, daß alle Narren nicht fruchtbar sind, vermuthlich, weil ihre Narrheiten keine vim praegnatiuam gegen die Nachahmungskraft und Eitelkeit anderer ausüben können, oder ihre partes substantiales gar zu he-

terogen gegen andere sind. Ich weiß nicht, ob man mich verstehen wird, denn ich weiß selbst nicht, was ich sage; allein es ist doch immer besser, etwas unverständliches, als gar nichts zu sagen. Genug, was ich gesagt habe, ist wahr. Denn wären alle Narren fruchtbar, so würden gar keine ins Tollhaus kommen, weil ihre Kinder sie schon schützen würden. Ich kann es ihnen gleich ansehen, ob sie sich vermehren werden oder nicht, ob ich gleich die Merkmale, woraus ich dieses schliesse, nicht so eigentlich bestimmen kann. Ein Narr, wenn er fruchtbar seyn soll, muß einen gewissen Anstand besitzen, der ihm das äuserliche Ansehen der Vernunft giebt; er muß viel Aufsehens machen; von einigem Stande seyn; Geld haben u. s. w. sonst stirbt sein Geschlecht gemeiniglich mit ihm aus, und er wird kaum beobachtet. Doch keine Regel ist ohne Ausnahme, und ich habe auch arme Narren gekannt, die eine zahlreiche Brut hervorbrachten. Wir haben z. B. fromme Narren gehabt, die Schuster oder Schneider waren, und dennoch halbe Länder mit Narren bevölkerten. Die Narrheit des Aufwandes steigt gemeiniglich von den Geringern zu den Vornehmern empor. — Und o! möchten doch diese sich endlich schämen, von Leuten, die sie übrigens verachten, Gesetze anzunehmen. Das Geschlecht kluger Leute vermehrt sich nicht

so

so schnell als die Insecten, von denen ich bisher geredet habe. Ihre Familie ist sehr klein, und man befürchtet, daß sie mit der Zeit ganz ausster-ben werde. Was ist die Ursache hievon? Wenn ich Lust zu spotten hätte, so würde ich sagen, es sey eben die, welche arme Narren unfruchtbar macht, weil kluge Leute nur selten die Eitelkeit und Nachahmungsbegierde anderer reitzen könn-ten. Allein das Unrichtige dieser Erklärung würde bey einer genauern Untersuchung gar zu bald sichtbar werden. Eitelkeit und Nachah-mung können eben so wenig kluge Leute zeugen, als eine Bauerfrau einen Grafen zur Welt brin-gen kann. Ihre Fortpflanzung geschieht blos durch Vernunft und Nachdenken. Beyde sind sehr selten, und es fällt daher in die Augen, daß ihr Geschlecht auch nicht zahlreich seyn könne. Es wird überdem weit mehr Zeit dazu erfordert, ehe ihre Kinder zur Reife kommen, und die mehr-sten kommen vorher um. Die Narren, mit de-nen sie in immerwährendem Kriege leben, erdrük-ken einen grossen Theil davon, und verführen vie-le, daß sie durch die gewöhnliche Verwandlung zu ihrem Geschlechte übergehen. Ursachen genug ihrer Seltenheit — Doch die traurigste ist noch zurück. Ein Narr macht nicht allein mehrere, sondern kluge Leute müssen auch oft wider ihren Willen Narren zeugen, wenn sie die Nachah-

mungsbegierde und die Eitelkeit schwacher Köpfe zu lebhaft rühren. Welch einem Heere von diesen haben nicht unsere größten Männer das Daseyn gegeben. Wie viele Grillenfänger hat Wolf, wie viele läppische Tändler haben Gleim und Gellert, und wie viele Unsinnige hat Klopstock hervorgebracht. Der Himmel behüte mich, daß ich diesen berühmten Leuten nicht die Schuld hievon beymesse. Die beste Speise giebt ungesunde Säfte, wenn sie in einen verdorbenen Magen kommt; und welche Gedanken werden nicht verunstaltet, wenn sie in die Köpfe gewisser Leute kommen. Wenn sie denn gar voll Eitelkeit anfangen nachzuahmen, so kommt nach einer schweren Geburt ein Narr zur Welt. Es scheint daher, daß das Geschlecht der Narren vorzüglich zu einer zahlreichen Vermehrung bestimmt sey, und man sich vergeblich bemühen werde, es auszurotten. Es würde dieses auch vielleicht mehr schädlich, als vortheilhaft seyn, denn die Narren haben auch ihren Nutzen.

VIII.

Beytrag zur Geschichte der Schönheit.

Kein Volk ist so wild, so einfältig, ungesittet oder häßlich, daß es nicht einige Begriffe von der Schönheit haben sollte; doch, wie jedes seine eigene Sitten, Gebräuche und Lebensart hat, so hat es auch seine besondern Schönheiten. Diese sind so verschieden, daß das oft einem Volke ein Gegenstand der Bewunderung ist, was ein anderes verabscheuet, und die Einwohner der entlegensten Gegenden oft ein Gesicht anbeten, wofür ein Europäer erschrocken fliehen würde. Sollte man nicht hieraus mit dem **Montagne** die Folge ziehen müssen, daß wir gar keine bestimmte Begriffe von der Schönheit hätten, und daß sie blos in der Einbildung bestünde? So anscheinend dieses auch bey dem ersten Anblicke ist, so kann ich mich dennoch ohnmöglich hievon überzeugen. Wie verschieden denken nicht die Völker in Ansehung der sittlichen Schönheit, wenn ich so reden darf. Das, was ein Volk als

das grösseste Laster verabscheuet, hält ein anderes oft für eine Tugend. Die Türken kerkern ihre Weiber in die fest verwahrten Serails ein, um sich ihrer Treue zu versichern; der Italiäner hütet sie mit der äussersten Eifersucht; die Calmucken und Crimmischen Tartarn hingegen bieten sie, wie einige Reisebeschreibungen versichern, den Fremden an, und bilden sich etwas darauf ein, wenn sie Geschmack an ihnen finden. Die mehresten Völker halten es für unrecht, ihren Eltern das Leben zu nehmen; andere sollen es hingegen als einen Theil ihrer Pflicht ansehen, sie bey eintretenden Alter umzubringen. Bey einigen ist die Jungferschaft die größte Zierde eines unverheyratheten Mädgens; im Königreich Arcan und auf den Philippinischen Inseln hingegen, würde sichs ein Mann für eine Schande achten, eine Frau zu haben, die nicht von einem andern entblümt wäre, und man muß daselbst Leute für Geld hierzu dingen, u. s. w. Sollte es wol erlaubt seyn, hieraus den Schluß zu machen, daß wir überall keine richtige Begriffe von Tugend und Laster hätten, und diese blos in der Einbildung bestünden? Wem wird es einfallen, dieses zu behaupten! Eben so werden wahre Schönheiten der Natur, die sich auf ein richtiges Verhältniß aller Theile gründen, allemal schön bleiben, wenn gleich einige barbarische Völker anders denken. Diese nehmen

auch, nach dem Zeugniß der Reisebeschreiber, den Geschmack der Europäer, der sich mehr als der ihrige nach schicklichen Verhältnißen richtet, sehr bald an, ob sie gleich anfangs durch die ihnen gezeigten Gemählde Europäischer Schönheiten wenig gerühret waren. Der Geschmack ist in Ansehung dieses Gegenstandes so verschieden, weil nicht alle Gesichter auf einerley Art gebildet sind. Es giebt nicht nur individuelle, sondern auch Geschlechts- und Nationalgesichter. Europäische, Asiatische, Chinesische, Africanische, Griechische Bildungen sind alle characterisiret. Sollten diese Nationen nur das für artig halten, was wir Europäer dafür erkennen, so würden viele einsehen, daß sie nicht nur der Hofnung schön zu seyn, gänzlich entsagen müßten, sondern äuserst häßlich wären, und der dem Menschen so natürliche Stolz erlaubt ihnen nicht, dieses zu gestehen. Sie erdachten sich also eigenthümliche Schönheiten, die sich zu ihrer Bildung schickten, und es gieng ihnen, wie Pope sagt:

Inegale en ses dons, la nature equitable,
Pour faire a peu de frais tous les hommes contens,
Leur rend en vanité le qu' elle ôte en talens.

Und oft gab auch eine Begebenheit, oder eine angesehene Person, zu Einführung eines besondern Geschmacks Gelegenheit.

Es sind diese verschiedenen Abbildungen, die man sich von der Schönheit macht, jederzeit ein angenehmer Gegenstand meiner Aufmerksamkeit gewesen. So vergnügt mancher darüber ist, wenn er von seiner Phillis sagen kann, sie ist

Freundlich, sinnreich, schlau zur Lust,
Weiß von Stirne, Hals und Brust,
Schwarz von Aug' und Haaren;

so belustigend ist oft die Vorstellung einer ausländischen Schönen mit kleinen länglichen Augen, eingebogener Nase, dunkelblauen Lippen, schwarzen Zähnen, langen Ohren, und herunterhängendem mit vielfarbigten Figuren gezierten Busen, für mich gewesen. Vielleicht finde ich einige Leser, denen diese Betrachtung eben so belustigend ist, und diese werden es mir vielleicht Dank wissen, wenn ich ihnen das wenige, was ich von der Naturgeschichte der Schönheit weiß, erzähle.

Man bemerket bey den mehresten Völkern einen Unterschied unter männlichen Schönheiten, und denen, die dem weiblichen Geschlechte vorzüglich eigen sind. Unter jene ist vorzüglich eine ansehnliche Grösse und Stärke des Leibes zu zählen. Diese war, nach dem Zeugniß des Tacitus, eine besondere Zierde bey den alten Teutschen und Galliern; auch die Römer sahen schon

darauf,

darauf, daß ihre Soldaten eine gewisse Grösse haben mußten, und dieses ist noch jetzt bey den mehresten Nationen üblich. Bey dem Frauenzimmer hingegen ist die mittlere Statur immer die vorzüglichste gewesen; nur zwey Völker ausgenommen, die Einwohner des Königreichs Tripoli und die Chineser. Bey jenen mißt man die Schönheit nach der Grösse ab, bey diesen aber hat die kleinste Figur den Vorzug. Die weisse mit roth vermischte Farbe des Leibes ist unter allen Europäischen Nationen jederzeit für die angenehmste gehalten. Daher lieset man bey den Römischen Dichtern die vielen Beschreibungen von rosenfarbigten, elfenbeinernen Gesichtern und wächsernen Armen. Die Rußischen Frauen hingegen sollen sich zu Czaar Peter des I. Zeiten das Gesicht noch ein gut Theil röther gefärbt haben, als jetzt unsere Actricen. In andern Welttheilen finden sich noch stärkere Abweichungen von jenem Geschmack. Den Moguln gefallen die Leute nicht, die sehr weiß sind, weil dieses die Farbe der in dieser Gegend sehr häufigen Aussätzigen ist. Die Hottentotten, die von Natur weiß, oder, nach anderer Meynung, olivenfärbig seyn sollen, wie auch die vorwärts vor dem Vorgebirge der guten Hofnung wohnenden Wilden, bestreichen sich so lange mit Fett und dem Ruß ihrer Kessel, bis sie ganz schwarz werden, so daß sie

auch

auch viele anfänglich für würkliche Negern gehalten haben. Die Mohren auf der Insel Gorea, die von Natur schwarz sind, und andern Nationen so häßlich vorkommen, daß Manilius von ihnen sagt:

Aethiopes maculant orbem tenebrisque figurant.
Per fuscas hominum gentes.

sind so wenig neidisch auf uns, daß sie sich vielmehr für die schönsten Leute auf der Welt halten, weil sie am schwärzesten aussehen. Doch ihre Frauen und Töchter sind so billig, den Weissen noch einigen Vorzug einzuräumen. Bey den mehresten übrigen Nationen, die nackend gehen, findet man die Gewohnheit, sich das Gesicht und die Hände, oder auch den ganzen Körper statt der Bekleidung mit bunten Farben zu bemahlen. Die Frauenspersonen in Florida haben gewisse Oele, womit sie sich den ganzen Leib gleichsam laquiren, und olivenfarbigt machen. Sie bemahlen die Arme, Beine und übrigen Theile des Körpers mit verschiedenen Farben, die unauslöschlich sind, weil sie mit Stichen in die Haut eingedrucket werden. Die Brasilianerinnen und die Einwohner auf der Insel Sombreo bemahlen ihr Gesicht blau, gelb und roth. Die türkischen Frauenzimmer sollen aus den Blättern

einer

einer Staude, die in Egypten wächst und Alcanna genannt wird, eine Farbe machen, womit sie die Hände und Füsse roth färben. Die Arabischen und Tripolischen Frauenspersonen, wie auch die Moguln im Königreich Decan, besitzen gleichfalls eine Kunst, aus ihrer Haut ein geblümtes Zeug zu machen, das sehr wohlfeil ist, und Zeitlebens dauret. Sie lassen sich mittelst einer Art Schröpfköpfe Blumen und andere Figuren ins Fleisch schneiden, und diese nachmals mit verschiedenen Farben bemahlen. Die Africanerinnen haben eben diese Gewohnheit. Doch die, welche in den Städten wohnen, behalten die angebohrne weisse Farbe im Gesichte.

Gelbe Haare waren bey den Römern in der grössesten Achtung. Horatz nennet den Ganimed Flauum, um ihn recht schön zu mahlen, und Martial glaubt seiner Geliebten keine geringe Schmeicheley zu sagen, wenn er an sie schreibt, daß er ihr desfalls gelbe Haare aus Teutschland geschickt habe, damit sie sehen könnte, wie viel gelber die ihrigen wären. Ja, die, welche keine Haare von dieser Farbe hatten, setzten sich falsche von andern Völkern auf, oder färbten die ihrigen gelb. Unsere Vorfahren, und die alten Gallier dachten eben so. Ein gelbes Haar war bey ihnen eine grosse Schönheit. Sie bedienten sich sogar einer gewissen Seiffe, um ihnen diese Farbe zu geben,

die

die Plinius sehr genau beschreibt: Prodest et sapo. Galliarum hoc inuentum rutilandis capillis, fit ex sebo et cinere. Optimus fagino et caprino; duobus modis spissus ac liquidus; vterque apud Germanos maiore in vsu viris quam feminis. Diese Ehre haben sie in Frankreich und Teutschland lange behalten. Vom Kayser Sigismund wird es noch als etwas rühmliches erwehnet, daß er gelbe Haare und Bart gehabt; ja man findet noch zur Zeit des dreyßigjährigen Krieges Spuren, daß sich das Frauenzimmer die Haare roth gefärbet. Den Japanern, Chinesern und Maldiviern sind blos schwarze Haare schön, daher bescheren die letztern den Kindern wöchentlich die Köpfe bis zu ihrem achten oder neunten Jahre, um ihren Haaren diese Farbe zu verschaffen. In einigen andern Indianischen Ländern hingegen hält man mehr auf weisse Haare, und es ist auf den Marianeninseln eine von den vorzüglichsten weiblichen Beschäftigungen, sich durch das Waschen mit gewissen zubereiteten Wassern die Haare zu bleichen.

In den ältesten Zeiten ward das Haar auf dem Haupte und Barte als etwas heiliges angesehen, und es würde die größte Beschimpfung gewesen seyn, es einem abzuschneiden. Die Nazare-

zarener liessen kein Schermesser an ihren Leib kommen, um zu zeigen, daß sie GOttes Diener wären, und kein Mensch es sich in den Sinn kommen lassen dürfte, die Herrschaft über sie zu verlangen. Diese Hochachtung des Haares schlug endlich in eine Art des Aberglaubens aus, und man schrieb ihnen eine übernatürliche Kraft zu. Das, was man vom Simson in der Bibel und vom Nisus in der heydnischen Fabellehre findet, giebt hiervon ein Beyspiel ab; auch zeigt die Geschichte Absaloms, wie hoch bey den Juden ein langes wohlgewachsenes Haar geschätzet worden.

Bey den Griechen war es üblich, das Haar zu verschneiden, und es nicht länger als bis auf die Schultern wachsen zu lassen. Doch opferten sie den ersten Raub ihres Haares einer Gottheit, damit es nicht das Ansehen haben möchte, daß sie sich in eines Menschen Bothmäßigkeit begeben hätten. Stolze Leute unter ihnen liessen ihre Haare lang wachsen, und daher zeigte einerley Ausdruck bey ihnen einen Stolzen, und einen Menschen, der lange Haare trägt, an.

Bey den Römern trugen die jungen Leute ihre Haare lang herunter, die Erwachsenen aber liessen sie künstlich schneiden und in Locken legen. Bey dem Frauenzimmer wurden sie in Form einer runden Figur, die aus lauter Buckeln bestand,

deren

deren jede mit einer Nadel fest geheftet war, in die Höhe frisirt.

Die Teutschen Völker trugen fast durchgehends lange Haare, die sie theils in Knoten schlugen, oder auch lang herunter hängen liessen. Bey dem weiblichen Geschlechte war dieses ein Zeichen des unverheyratheten Standes, da hingegen die Frauen oder Wittwen das Haupt mit einer Haube oder Mütze bedeckten. Ihre Priester liessen es sich sonderlich angelegen seyn, viele Haare auf dem Kopfe zu haben, und ersetzten deren natürlichen Mangel durch fremde Haare. Sie strichen diese über die Stirne gegen den Wirbel des Haupts in die Höhe, und krümmten sie hernach wieder herunterwärts, dergestalt, daß sie einen Büschel oder Art von Wulst auf der Stirne machten. Andere, die keine Priester waren, liessen sie lang herunter hängen. Nur bey den Franken war es zu Agerthiä Zeiten ein besonderes Vorrecht der Könige, die Haare lang wachsen lassen zu dürfen, da hingegen die Unterthanen sie verkürzen mußten. Doch nachgehends fiengen jene auch an sie abzuschneiden.

In Schwaben trugen die Frauenspersonen vordem gleichfalls lange herunter hängende Haare. Die Mauritschen Frauen und die Einwohnerinnen von Louisiana halten es ebenfalls für

eine

eine Schönheit, die Haare bis auf die Ferſen her: unter hängen zu laſſen. Auch bey den Chineſern herrſcht eben dieſer Geſchmack. Es iſt bey ih: nen die größte Beleidigung, dieſe aus Muthwil: len anzugreifen. Wie daher die Tartarn, nach Eroberung der Stadt Xoo King, den Einwoh: nern befohlen, ihr Haar auf tartariſche Art ſche: ren zu laſſen, griffen ſowol Bürger als Soldaten zu den Waffen, und ſtritten ſo lange für ihre Haare, bis ſie ihre Eroberer nicht nur aus der Stadt, ſondern auch über den Fluß getrieben hatten. Die Braſilianer, die Mohren in Sie: na Liona, die Talapauns von Taun und die Tür: ken, ſcheren ſich die Haare ganz kurz ab. Die Negern ſcheren ſich Figuren, bald wie Sterne, bald wie Mönche, und nach abwechſelnden Stri: chen, da ſie ſo viel Haare abſchneiden als ſie ſte: hen laſſen, und die Siamer tragen ſie ſo kurz, daß ſie ihnen rund um den Kopf, nicht tiefer als bis auf die Ohren, herunter gehen.

Bey dieſer Gelegenheit darf ich die vorzüg: lichſte Zierde des männlichen Geſchlechts, ich meyne den Bart, nicht vergeſſen. Bey den Rö: mern hatte er verſchiedene Schickſale. Anfangs trugen ſie lange Bärte, doch ſeit dem 354ſten Jahre nach Erbauung der Stadt Rom lieſſen ſie ſie nur alsdenn wachſen, wenn ihnen verdrießli:

che Zufälle begegnet waren, oder wenn sie bey dem Volk um Gnade bitten mußten: wenn sie sich aber ein zierliches Ansehen geben wollten, so schoren sie sie ab, wie Ovidius vorschreibt:

Sit docta barba resecta manu.

Doch zu den Zeiten des Kayfers Hadriani kam die alte Mode wieder zum Vorschein, und man sieht daher nach dieser Zeit die Kayser wieder mit langen Bärten gemahlt. Wie viel die alten Teutschen auf ihre Bärte gehalten, ist so bekannt, daß ich es kaum anzuführen brauche. Sie liessen sonderlich die Haare auf der obern Lippe an dem sogenannten Zwickelbart stehen, der so stark war, daß er bey Tafel ehender benetzt wurde, als der Gaumen, und der Rosforsische Bischof Ernulfus giebt dieses zur Ursache an, warum den Layen der Kelch entzogen worden. Doch scheinet es, daß sie den übrigen Theil des Bartes abgeschnitten, weil man bey ihnen Beyspiele von Gelübden findet, daß sie weder Haare noch Bart abscheren wollten, bis sie sich an ihren Feinden gerochen. Jetzt haben die Teutschen ihre Bärte, die zu barbarisch aussahen, gänzlich abgelegt, und

Haben nun gelernt ihr Vaterland verlernen,
Und mit dem starren Bart auch die Natur entfernen.

Die

Die Türken halten ihre Bärte noch so werth, daß sie dabey schwören. Einem den Bart abschneiden, heißt, ihn auf die schändlichste Art verunehren, und zum Sclaven machen. Wenn hingegen ein Herr seinem Knecht befiehlt, den Bart wachsen zu lassen, so schenkt er ihm dadurch seine Freyheit. Auch die Chineser sehen ihn als die größte Zierde des männlichen Alters an, sobald sie das 30te Jahr zurück geleget haben, ob sie ihn gleich vorher mit kleinen Zangen ausziehen. Die Persianer gehen gar so weit, daß sie den Bart oft mehr achten, als den ganzen übrigen Kerl. Der Sefi sagte daher, als ihm der Kopf des ermordeten **Ugurli Chan** gebracht wurde: „Ich muß „bekennen, du warst ein schöner Mann, es thut „mir leid, dich in diesem Zustande zu sehen: allein, es ist deine eigene Schuld, Schade ist es „nur um deinen vortreflichen Bart.„ Die Wilden in Brasilien, die Männer auf der Erdenge in Amerika, die Indianer in Chili, und die Siamer, reissen sich denselben sorgfältig aus; doch thun die letztern dieses vermuthlich, um einen Fehler der Natur, die sie sehr sparsam damit versorgt hat, zu verbergen.

Nun komme ich zu dem Sitze des Verstandes, der Stirne, aus deren Grösse viele auf die Grösse ihres Bewohners schliessen, so, wie man aus der

Weitläuftigkeit eines Pallastes auf den Reichthum seines Besitzers zu schliessen pflegt. Doch die Römer, die Mexicaner, die Einwohner der Insel St. Domingue und Arcaner denken hierin anders. Kleine Stirnen waren bey den erstern die liebenswürdigsten, und die letztern drücken die Köpfe der neugebornen Kinder mit den Händen oder zwischen zwey Brettern, um ihnen eine platte Stirne zu verschaffen.

Grosse und starke Augen nebst erhabenen Augenbraunen hielten die Griechen für einen besondern Vorzug bey dem Frauenzimmer, und verlangten, daß die Augen der Mannspersonen noch grösser seyn sollten. Wenn daher **Homer** die Augen der **Juno** recht loben will, sagt er, sie habe Ochsenaugen gehabt, und **Hesiodus** erhebt am **Pluto** besonders dessen grosse Augen. Auf allen Griechischen Brustbildern und Gedächtnißmünzen sieht man weit grössere Augen als auf den Römischen. Die Chinesischen Mädgens hingegen geben sich alle ersinnliche Mühe, um ihre Augen am Wachsthum zu hindern, und die Mütter unterrichten sie von Jugend auf, die Augenlieder so zu ziehen, daß sie kleine länglichte Augen erhalten, weil diese eine der vorzüglichsten Eigenschaften bey der Wahl einer Braut sind. Bey den mehresten Morgenländern besteht die größte

Schön-

Schönheit in grossen, schwarzen, wohl geöfneten und mit dem Kopfe gleich erhabenen Augen. Die Arabischen und Türkischen Frauenzimmer schwärzen sich die Augen mit gebrandter und zubereiteter Tutzia, die sie mit Hülfe eines kleinen goldenen oder silbernen Pfriemens sanfte zwischen die Augenlieder und den Augapfel bringen. Wenn jene daher die Schönheit einer Frau beschreiben wollen, so sagen sie von ihr, daß sie Augen wie eine Gazelle, welches eine Art wilder Ziegen oder Gemsen in den Morgenländern ist, habe. In allen ihren verliebten Liedern sprechen sie von nichts, als schwarzen und Gazellen-Augen, und mit diesen Thieren vergleichen sie alle ihre Schönen: denn es sollen sehr artige Thiere seyn, an denen man eine gewisse unschuldige Furcht, die der Schamhaftigkeit eines jungen Mädgens sehr ähnlich ist, bemerket. Im Vorbeygehen muß ich hiebey noch anführen, daß verschiedene Völker, als die Frauenspersonen auf den Nicobardischen Inseln, die Russen zur Zeit Czaar Peters des I. und andere, einen so wunderlichen Geschmack gehabt, daß sie die Augenbraunen für eine Häßlichkeit gehalten, und sie daher sorgfältig ausgerissen.

Eben so besonders wird den Europäern die Liebe der Morgenländischen Völker zu langen

Ohren vorkommen: dennoch ist solche bey ihnen fast allgemein. Einige zerren sie herunter, und verlängern sie dadurch, allein, sie durchboren sie nicht weiter als nöthig ist, um Ringe darin zu hängen; andere hingegen, z. B. im Lande Laos, machen das Loch darin so groß, daß man fast eine Hand dadurch stecken könnte, und daher hangen ihnen die Ohren bis auf die Schultern herunter. Auch die am Amazonenstrom wohnenden Völker verschaffen sich durch die Kunst Ohrlappen, die vier bis fünf Zoll lang sind. In diese boren sie Löcher, die 17 bis 18 Linien im Durchschnitt halten, worin sie ein Stück Holz stecken, das sie, so wie die Oefnung weiter wird, mit einem grössern verwechseln, bis sie ihnen endlich bis auf die Schultern herunter hangen. Ihr größter Schmuck ist ein dadurch gesteckter Blumenstrauß oder Büschel von Kräutern, der ihnen statt der Ohrgehänge dienet. In Brasilien herrscht eben diese Gewohnheit, und die Frauensperſonen hängen eine grosse Meermuschel, die Vignol heißt, darin. Sollten die Ohrengehänge bey unsern Damen in eben dem Maasse fortwachsen, wie sie seit einigen Jahren gethan haben, so werden sie es bald zu einer gleichen Grösse bringen; und wenn ich ein Kaufmann wäre, so hätte ich wol Lust im voraus einige Centner Vignols für sie kommen zu lassen.

Eine

Eine hervorstehende Nase, so wie sie die Natur gebildet hat, scheint auch verschiedenen Völkern unbequem zu seyn. Die Mohren, die Caribben, Hottentotten und andere, drücken sie den Kindern in der Jugend so platt als möglich. Andere beschweren den Knorpel zwischen den Nasenlöchern mit einem grossen goldenen Ringe, um ihn bis auf den Mund herab zu ziehen, und bey den Arabischen Schönen ist es eine besondere Artigkeit, sie durch diesen Ring, der zuweilen von so grossem Umfange ist, daß man den ganzen Mund dadurch stecken kann, zu küssen.

Ein rother zierlicher Mund und weisse Zähne sind so natürliche Schönheiten, daß die Erzählung von Völkern, die das Gegentheil verlangen, kaum glaublich zu seyn scheinet; dennoch kann ich viele Beyspiele davon anführen. Die Arabischen Frauenspersonen, deren ich eben erwehnet habe, machen Stiche mit Nadeln in ihre Lippen, in diese bringen sie Schießpulver mit Ochsengalle vermischt, welches durch die Haut dringet, und sie auf Zeitlebens blau und schwarzgelb macht. Auf eben die Art machen sie kleine Striche an den Enden des Mundes, auf den Seiten des Kinns, und den Wangen. Die Siamer bestreichen die Lippen mit einer wohlriechenden Pomade, die sie sehr blaß macht; und die Gewohnheit der Moh-

ren, ihren Kindern die Lefzen breit und dick zu drücken, ist so bekannt, daß ich sie kaum anführen darf. Auch die weissen Zähne finden keinen allgemeinen Beyfall. Die Tunquineser, die Siamer, und die Frauenspersonen auf den Marianischen Inseln, halten es dem Menschen für unanständig, weisse Zähne wie die Thiere zu haben, und färben daher die ihrigen sorgfältig schwarz; ein langer unbeschnittener Nagel, der wie eine Adlersklaue hervorraget, scheinet zwar eben keine besondere Schönheit zu seyn. Ovid rieth den Römischen Stutzern:

Et nihil emineat, sint sine sordibus vngues.

Dennoch halten es die Doctoren, Gelehrte und Kaufleute in China für etwas vorzügliches, die Nägel wachsen zu lassen, um dadurch anzuzeigen, daß sie keine Handwerksleute sind, die um den Lohn arbeiten müssen. Die letztern lassen sie sich sonderlich an der linken Hand wachsen, und bedienen sich ihrer bey Wägung des Goldes oder Silbers, anstatt der Löffel.

So sehr auch die Aerzte bisher gegen die Schnürbrüste geeifert, so oft sie auch bewiesen haben, daß die freye Bewegung der Brust und das Othemholen dadurch gehindert werde, so haben sie es doch nicht dahin bringen können, unsern Europäerinnen den Geschmack an feinen Taillen

zu

zu benehmen, oder sie dürfen ihn vielmehr nicht ablegen, wenn sie nicht die Hofnung, dem männlichen Geschlechte zu gefallen, gänzlich aufgeben wollen. Wie glücklich sind dagegen die Chinesischen Schönen! Ihr Leib hat völlige Freyheit, sich auszudehnen, weil ein ansehnlicher dicker Bauch daselbst einen Theil der weiblichen Schönheit ausmacht.

Doch, was sie an der Taille gewinnen, das verlieren sie an den Füssen. Ein kleiner Fuß ist die Hauptschönheit an einer Chineserin, und sie bedienen sich eines recht barbarischen Mittels, um sich diese zu verschaffen. Sobald ein Mädgen über drey Jahr alt ist, bricht man ihr den Fuß entzwey, so daß die Zähe unter die Sohle gebracht werden. Sodann bestreicht man ihn mit einem scharfen und fressenden Wasser, wodurch das Fleisch herunter gebracht wird, und legt darauf einen festen Verband darum, bis sie die gehörige Beugung angenommen haben. Ein Mädgen von zwanzig Jahren hat daselbst nach dem Gebrauch dieses Mittels so kleine Füsse als ein Kind in der Wiege. Doch sie fühlen es auch Zeitlebens. Ihr Gang ist langsam, gezwungen und unsicher. Man giebt verschiedene Ursachen von dem Ursprunge dieser wunderlichen Gewohnheit an, und ich glaube, daß die Chineser ihn selbst nicht wissen. Einige sagen,

daß die Eifersucht sie veranlasset hätte, und daß sie ihre Frauenzimmer dadurch sittsam und eingezogen hätten machen wollen. Andere erzählen, das weibliche Geschlecht habe einst gegen das männliche einen Aufruhr angestiftet, um demselben die Herrschaft gänzlich zu entreissen, diese hätten sich also dadurch, daß sie ihnen den Gebrauch ihrer Füsse beschwerlich gemacht, auf künftige Zeiten gegen dergleichen Vorfälle in Sicherheit setzen wollen; und noch andere geben vor, daß eine Kayserin Tackia, die einen unnatürlichen kleinen Fuß gehabt, Schuld daran sey.

Wie viel Mühe muß sich in China ein Mädgen nicht geben, um zu einem Mann zu gelangen? Ich habe gewiß Ursache, allen meinen weiblichen Landesleuten zu wünschen, daß dieser Geschmack bey unsrer Teutschen Jugend nie einreissen möge. Denn gesetzt, welches der Himmel verhüten wolle, sie geriethen alle auf den wunderlichen Einfall, keine andere als eine auf Chinesische oder Brasilische Art gebildete Frau zu nehmen, was wollten sie anfangen? Sie würden nachgeben müssen, und wir würden in folgenden Jahren das Vergnügen haben, alle unsre Schönen mit langen Ohren, eingedruckten Nasen, kleinen Augen, grossen Amtmannsbäuchen und zerbrochenen Füssen einher treten zu sehen.

IX.

IX.

Vom Wurm und vom Nagel.

Bey aller der Verehrung, die ich für die Weisheit unsrer lieben Vorfahren hege, kann ich doch nicht leugnen, daß sie eben so gut ihre Narren gehabt haben, wie wir. Vielleicht nicht so viele, aber die Art davon mußte doch wol da seyn, warum hätten sie sonst Namen für sie erfunden? Sie hatten kein angemessenes Wort für eine Coquette, denn ein solches Geschöpf kannten sie nicht, sie hatten aber bestimmte Benennungen für alle Classen von Thoren, daher mußte es an diesen nicht fehlen. Ja sie mußten Gelegenheit gehabt haben, viele Beobachtungen darüber anzustellen, denn sie theilten sie durch die drey Redensarten, er **hat einen Wurm**, er **hat einen Nagel**, er **ist ein Wurm**, so genau in gewisse Classen ein, wie **Linneus** seine Pflanzen, und wenn es nach der Vernunftlehre eine Haupteigenschaft einer guten Eintheilung ist, daß alle einzelnen Dinge der Art darunter gebracht werden können, so getraue ich mir zu behaupten, daß diese eine der vollkommensten

menſten ſey. Wenn unſre ganze Stadt verſammlet iſt, weil ein groſſer Herr durchfährt, oder ein Dieb hinaus gebracht wird; ſo ſind natürlicher Weiſe unter dieſer Menge von Leuten mehr Narren als Kluge. Dennoch aber will ich mit jedem wetten, daß er mir unter den erſtern keinen zeigen könne, der nicht zu einer von dieſen drey Claſſen gehörte. **Einen Wurm haben** will nicht viel ſagen. Ein jeder Menſch hat, unter uns geſagt, ſeinen Wurm. Dich, liebſter Leſer, und mich, der ich dieſes ſchreibe, nicht ausgenommen. Der Unterſchied liegt nur in der Gröſſe, Stärke und Wunderlichkeit des Wurms. Der Kluge verhindert ſeinen Wachsthum und verbirgt ihn, der weniger Kluge nährt ihn, und macht Parade damit. Es klingt ein wenig paradox, allein ich kann es doch nach meiner natürlichen Aufrichtigkeit nicht verſchweigen, daß ein kleiner Wurm zur Glückſeligkeit in dieſer Welt unentbehrlich ſey. Man ſagt, daß die Hunde, denen der Wurm genommen worden, nachher ſchläfrig und träge werden, und ſo anſtößig dieſe Vergleichung ſcheint, ſo trift doch eben dieſes bey den Menſchen zu. Ein Menſch ohne Wurm iſt in der menſchlichen Geſellſchaft eben ſo ſehr am unrechten Orte, wie ein Nüchterner unter einem Haufen betrunkener Leute. Cleanth hat es durch Hülfe der Philoſophie ſo weit gebracht,

daß

daß er ganz Vernunft ist, oder welches eben das sagt, gar keinen Wurm mehr hat. Er flieht den Umgang seiner Freunde, weil er aus einem gewissen Englischen Buche gelernt hat, daß alle Freundschaft eigennützig ist, und weil alle ihre Unterredungen ihm zu schlecht sind. Comödienspiel und Tanz sieht er als verächtliche Eitelkeiten an; jede erlaubte Wollust verabscheuet er wie eine Schlange; er freuet sich nicht über seine Kinder, weil er nach seiner Kenntniß des menschlichen Herzens vorhersieht, daß sie demnächst undankbar gegen ihn seyn werden; er liest keine Bücher mehr, denn er ist gar zu sehr von der Nichtigkeit aller menschlichen Wissenschaften überzeugt; es fehlt ihm völlig an Beschäftigungen, denn die Ehre hat keine Reitze mehr für ihn, das Geld ist ihm verächtlich, und er hat sich von allen Begierden losgemacht, deren Befriedigung einige Mühe kostet: so lebt er ohne Wunsch, ohne Hofnung, und ohne Freude, warum? — weil er zu vernünftig ist. Hätte der gute Mann nur Eine kleine Thorheit behalten, so könnte er glücklich seyn.

Da also alle Menschen nach der Regel, die nur wenige Ausnahmen leidet, einen Wurm haben, so würde es eben so thöricht seyn, dieses als etwas besonders von jemanden anzumerken,

als es lächerlich seyn würde, bey der Beschreibung eines Menschen zu sagen, er hat eine Nase. Man gebraucht daher den Ausdruck, er hat einen Wurm, nur denn, wenn der Wurm besonders lächerlich, schädlich oder beschwerlich ist.

Man verlange nicht von mir, daß ich alle besondre Arten der Würmer beschreiben solle. Es giebt deren so viele, als es Lieblingsthorheiten giebt, und wer kann diese alle zählen. Vielleicht heckt ein schiefer Kopf noch in diesem Augenblick eine neue Thorheit aus, auf die vor ihm kein Mensch gefallen war. Um indessen diesen Theil der Kenntniß des menschlichen Geistes zur möglichsten Vollkommenheit zu bringen, arbeite ich jetzt an einem vollständigen Wurmlexico, (Lexica sind jetzt die Modebücher) worin ich alle besondere Arten derselben beschreibe, und sie mit den Namen meiner Mitbürger, bey welchen ich sie in vorzüglichster Grösse angetroffen habe, benenne. Wie mancher Name wird hiedurch berühmt werden, von dem die Welt sonst nichts gewußt hätte! Doch darf das Werk nicht gedruckt erscheinen, bis die jetzigen Eigenthümer dieser Namen gestorben sind, denn sie möchten vielleicht meine Bemühung übel aufnehmen. Nur einen Wurm kann ich jetzt nicht mit Stillschweigen übergehen, weil er der allerberühmte-

ste

ste ist, und bereits einen eigenthümlichen Namen hat. Es ist der Bücherwurm, den wir Gelehrte (vielleicht bediene ich mich dieses Ausdrucks mit eben dem Rechte, womit jener Pförtner sagte, wir Beamte) den unsrigen nennen, und den alle Frauen verfluchen, weil er mit ihren Blonden- Hermelin- und Equipagen-Würmern in beständigem Kriege lebt, ja die letztern oft gar tödtet. Ein Mensch, der diesen Wurm hat, häuft Bücher zusammen, wie der Geitzhals Schätze, nicht um sie zu gebrauchen, sondern um sie zu haben. Dieser Wurm ist so schädlich nicht, als man glaubt. Er ist die stärkste Anspornung zur Sparsamkeit, denn er flößt bey jeder Ausgabe den Gedanken ein, hiefür hätte ein Buch gekauft werden können, und mancher wird für gelehrt gehalten, weil er viele Bücher hat. So wie es indessen Leute giebt, die sich hypochondrisch stellen, damit die Welt glauben möge, daß sie gelehrt wären, so giebt es auch Thoren, die in eben dieser Absicht mit dem Bücherwurm prahlen. Sie sammlen Bibliotheken mit eben dem Geschmack, wie jener Finanzpachter, der die schön vermahlten Repositoria zuerst anschafte, nachher eine ganze Auflage von einem verlegenen Werke kaufte, diese in so viel Quart- und Octav-Bände zerschneiden ließ, als er zu Meublirung seines Zimmers gebrauchte, und sie in

nettem Franzband gebunden aufstellte. Diesen Leuten ist eine zahlreiche Bibliothek eben so nützlich, als dem Combabus seine schöne Reisegefährtin. Sie haben keinen Wurm, sie sind Würmer.

Die Redensart, er hat einen Nagel, ist schon schlimmer. Sie zeigt einen stolzen, aufgeblasenen Menschen an, dem man aber nicht alle Ursache stolz zu seyn abspricht. Ich habe unzählige Bücher über den Ursprung dieses Ausdrucks nachgeschlagen, allein vergeblich, und er würde vielleicht eben so sehr ein Geheimniß geblieben seyn, wie die Entstehungsart eines gewissen, im letztern Kriege modegewordenen Bon Mots es vermuthlich nach hundert Jahren seyn wird; wenn mir nicht endlich ein altes Familienmanuscript das Räzel aufgelöst hätte. Dieses führt den Titel, der Teutsche Eutropius, und rührt von meinem Aeltervater her, der den ganzen dreyßigjährigen Krieg hindurch als Wachtmeister gedient hat. Warum er nach so langen Diensten nicht endlich mehr geworden, mag ich nicht anführen, man möchte sonst glauben, ich schriebe Satyren, und Leute, die dieses thun, laden einen allgemeinen Haß auf sich. So viel kann ich zu seiner Rechtfertigung indessen sagen, daß er ein braver Soldat, und zum Unglück für

seine

seine Nachkommen ein sehr ehrlicher Mann gewesen sey. Man verzeihe mir diese Ausschweifung. Ich rede eben so gerne von meinen Vorfahren, als Herr Baron von Kleyenfeld, und vielleicht mit mehrerm Rechte. Jetzt fahre ich in meiner Erzählung fort. In dem angeführten Buche hat er alle merkwürdige Begebenheiten bemerkt, wovon er ein Augenzeuge gewesen, und nachdem er die Schlacht bey Leipzig beschrieben, setzt er am Ende noch hinzu: „Es ist kei„ne grawsamere Bataglia als diese jemals ge„sehn worden. Die Kayserischen fochten so „Desperat, daß wie sie keine Bleykugeln mehr „hatten, luden sie ihre Feuerröhre mit Steinen, „Glas und alten Nageln. Hieben eräugnete „sich ein sonderlicher Zufall. Ein dapferer „schwedischer Obrister, Jßler benahmset, wurd „mit einem krummen Nagel dergestalt in den „Hirnschädel geschossen, daß die Wundärzt „glaubten, er könne ohne Verkürzung seines Le„bens nit herausgezogen werden, und da er sich „sonsten wohl und Contento darbey befand, wur„den sie schlüßig, ihn lieber darin stecken zu las„sen, welliches den guten Fortgang hatte, daß „er seine Dienste nach wie vor mit aller Dexte„rität verrichten thät. Doch mußte sein Hirn „wohl icht was dadurch verunglimpft seyn, weil „er nachhermals einen so unleidlichen Stolz und

„Uebermuth bezeugte, daß Keinmand mit ihm zu:
„rechte kommen kunnte. Die Dienere und Offi:
„cierer die minder waren als er, hielt er fast nit
„für Menschen; wenn sie den Hut für ihn abzo:
„gen, so thät er als sähe er es nit, und wenn ihn
„einer frewndlich ansprach, so thät er als hörte er
„es nit, und wenn ihm ja einer icht was erheb:
„liches zu sagen hatte, daß er ihm zuhören muß:
„te, so drehte er sein Gesicht, indeß daß der an:
„dre redete, zur Seite, gleich als ob er seines
„Anschawens nit würdig wäre. Man sah ihn
„fast immer allein, denn die mehristen hielt er
„für seine Compagnie zu schlecht, und bey Für:
„nehmern kunnte er nie Ehre genug empfahen.
„Er redete nit viel; und wenn er den Mund
„aufthät, so sprach er von seinen fürtrefflichen
„Thaten, brachte aber ein andrer bey einem Gast:
„mahl oder Gelage etwas für, so sagte er flucks:
„Das ist nit wahr, das ist erlogen, ein Mann
„wie ich muß das beßer verstahn, wenn er gleich
„gar nit recht um der Sachen Gelegenheit wuß:
„te. Keinmand nahm ihme solche unciviele Auf:
„führung übel, weil ein jeglicher sein Gebrechen
„am Kopfe wußte; und wann etwan jemand in
„der Gegenwart sich befand, der ihn nit kannte,
„und sich über ihn entrüstete, so stieß ihn sein
„Nachbaur gleich an, zeigte auf seinen Kopf, und
„sagte: **er hat einen Nagel.** Dannenhero

„haben

„haben sich auch nachmals zerschiedne Spaßvö-
„gel dieser Worte bedient, wenn sie sonsten einen
„stolzen Mann gesehen, worüber es schier zum
„Sprüchwort worden.„

Wie freute ich mich, als ich dieses las, und ich war meinem lieben Aeltervater für diese Nachricht eben so sehr verbunden, als wenn er mir Ahnen oder geraubte Schätze hinterlassen hätte. Der Ursprung des Ausdrucks, wovon hier die Rede ist, erhellt so deutlich daraus, daß ich nichts weiter davon hinzuzusetzen brauche, und für die Wahrheit der Geschichte habe ich auch bey denen, welchen ich das Manuscript nicht vorzeigen kann, einen zuverläßigen Zeugen, ich meyne die ähnliche Redensart, die sonderlich in Obersachsen gebräuchlich ist, er hat einen Schuß. Diese hat mit dem Ausdruck: er hat einen Nagel, einerley Bedeutung, und wenn man beyde zusammen nimmt, so kann man ihren Ursprung auch ohne meine Erzählung fast errathen. Wie groß wird also ihre Glaubwürdigkeit, da sie hiemit so genau zusammentrift?

Die Naturlehrer haben bemerkt, daß die Augen verschiedner kleiner Würmer und Insecten so eingerichtet sind, daß sie ihnen ganz kleine Dinge sehr groß vorstellen, grössere Gegenstände aber damit gar nicht gesehn werden können. Es war

daher sehr natürlich, daß man die Insecten unter den Menschen, die eben diese Eigenschaft an sich haben, wegen der grossen Aehnlichkeit mit dem Namen Würmer belegte. Ein menschlicher Wurm ist also ein Geschöpf, das Kleinigkeiten als groß und wichtig ansieht, größre Sachen aber gar nicht betrachtet, kurz, er ist der Antipode eines vernünftigen Menschen. Was dieser sieht, das sieht jener nicht, und was jener nicht sieht, das sieht dieser. Er sieht nur das Kleid, die Bedienten, das Haus, die Equipage eines Menschen, den Mann selbst sieht er nicht. In einer Bibliothek sieht er nur die schönen Bände, die Ausgabe, die Lettern, das Bildniß des Verfassers, von dem Inhalte der Bücher sieht er nichts. In der Freundschaft sieht er sehr scharf auf Besuch und Gegenbesuch, Vorfahren und abgegebene Billette, nie zu versäumende Condolenz- und Gratulationsvisiten, aber ein warmes Herz und eine eifrige Theilnehmung an dem Wohl seines Freundes kennt er nicht. Wenn er unglücklicher Weise gelehrt wird, so schreibt er von Jdditäten und Quidditäten, untersucht, wie oft ein Mückenfuß getheilt werden könne, erfindet eine neue Orthographie; aber Entdeckungen zum Wohl der menschlichen Gesellschaft wird er nie machen. Beschäftigt er sich mit geistlichen Dingen, so hat er immer Gewissensscrupel, macht Ketzer —

doch

doch halt, die frommen Würmer sind zu Zeiten tückisch, und ich will daher lieber von ihnen schweigen. Ein menschlicher Wurm ist gemeiniglich auch stolz, und dies ist sehr natürlich; seine kleinen Vorzüge sieht er mit microscopischen Augen sehr deutlich und vergrössert, aber gegen die grössern Verdienste anderer ist er blind wie ein Maulwurf; was Wunder denn, wenn er sich für ein Meisterstück der Natur hält, und glaubt, daß diese sich bey seiner Bildung in ausserordentliche Unkosten gesetzt habe. Der Kluge sieht seinen Stolz und kann die Ursache davon nicht errathen, er betrachtet ihn einen ganzen Tag vom Haupte bis zum Fusse, und kann nichts an ihm finden, worauf er stolz seyn könnte, und wenn er endlich der vergeblichen Untersuchung müde ist, sagt er mit einem verdrießlichen Gesichte: er ist ein Wurm.

Ein Wurm seyn und einen Nagel haben, zeigt also beydes einen eingebildeten Menschen an, doch ist unter diesen Ausdrücken ein himmelweiter Unterschied. Den letztern gebraucht man von Leuten, denen man noch einige Ursachen stolz zu seyn zugesteht, den erstern von denen, welchen man sie völlig abspricht. Dieses ist auch vermuthlich die Ursache, warum jene Redensart gemeiniglich von Vornehmern gegen Geringere,

und diese von Geringern gegen Vornehmere gebraucht wird. Denn Leute, die auf andre herabsehen, können sich selten überzeugen, daß die, die weniger sind, jemals Ursache haben können, stolz zu seyn, und eine Dame vom dritten Range behauptete noch neulich, daß alle Ehrbegierde bey Leuten vom vierten Range ein Zeichen der Tollheit sey.

Die Richtigkeit dieser Anmerkung fällt sogleich in die Augen, wenn man nur etwas auf den Sprachgebrauch Achtung giebt. Wer hat je gehört, daß ein Herr im Ernste von seinem Bedienten gesagt hätte: mein Johann hat einen Nagel! aber der Kerl ist ein Wurm! das hört man sehr oft. Von einem Gönner, der einen Mann von Verdiensten, aus blosser Eitelkeit zwo Stunden lang im Vorzimmer warten läßt, der seinem demüthigen Clienten seine Wohlthaten mit eben der übermüthigen Miene zuwirft, mit der man einem Hunde ein Stück Brodt giebt, und die, denen er nicht helfen kann, auf eine verächtliche Art von sich weist, sagt man nie: er ist ein Wurm. Behüte der Himmel, das wäre wider den Respect. — Er hat einen grossen Nagel. Von dem Friseur hingegen, der vornehme Leute umsonst bedient, weil er sie für seine vertrauten Freunde hält; von dem Schuster, dem

sein

sein Handwerk, das ihn ernährte, zu schlecht ist, und der daher lieber bey der Handlung arm wird; von dem Mädgen, das ein Hemd verkauft, um eine Dormeuse anzuschaffen, wird niemand sagen, sie haben einen Nagel; nein, sie sind Würmer. Nur auf die letzte paßt dieses Wort nicht recht, und man hört nie, daß es vom weiblichen Geschlechte gebraucht wird. Ist denn dieses Geschlecht vergessen, als die Namen für jede Classe der Thoren erfunden wurden? Hat man es vielleicht nicht der Mühe werth gehalten, für weibliche Thoren einen besondern Namen zu wählen? Oder waren vielleicht in ältern Zeiten alle Schönen so vernünftig und weise, daß dieser Name überflüßig gewesen seyn würde? Fürchten Sie nichts, meine artigen Würmer! Die Ursache, warum eine Dame oder ihr Cammermädgen kein Wurm seyn kann, liegt blos darin, daß unsre Sprache auch im Thierreiche keine weiblichen Würmer kennt, und nicht in Ihrer Natur. Ihr Geschlecht ist nicht ausgeartet, Sie haben Vorfahren gehabt, die eben sowohl Würmer waren, als Sie, und man findet schon in den ältesten Büchern eine Benennung für diese, die Ihrem Geschlechte angemessen ist. Allein, die Ehrerbietung, die ich jederzeit gegen die Schönen gehabt habe, erlaubt mir nicht, diese hieher zu setzen. — Doch, Sie nehmen es zu Zeiten

übel, wenn man Ihre Neubegierde aus übertriebner Ehrfurcht unbefriedigt läßt. — Gut denn — Nennen Sie nur in dem ersten Grandcaffe den Namen eines Frauenzimmers, welches wegen ihrer Schönheit bewundert wird, so werden gleich zehn Damen das Wort, das Sie gern kennen lernen wollen, einander in die Ohren flistern, und wenn Sie genau Achtung geben, so können Sie es hören.

X.

X.

Von den Kennzeichen der Falschheit.

Eine gar zu deutliche Einsicht von den Kennzeichen der Falschheit könnte vielleicht schädlich seyn. Man läuft Gefahr, dadurch einen grossen Theil seiner Gönner und Freunde zu verlieren, ja mancher wird dabey von hunderten vielleicht kaum einen behalten. Dies wäre doch mit allen dem Schade! Die Bemühung,, ihre Gunst zu erwerben und zu erhalten, beschäftigt auf eine angenehme Art. Sie giebt der Phantasie Gelegenheit, durch sie, wie durch ein Perspectiv, in der Ferne die angenehmsten Aussichten zu sehen. Diese verschwinden zwar bald nachher, allein sie verschaffen uns doch eben das Vergnügen, welches wir bey einem Manne, der uns in seinen Raritätskasten gucken läßt, für Geld kaufen müssen. Die meisten menschlichen Freuden entstehen aus einer Täuschung, und mancher, dem ich seine Freude, auf deren Beystand er, wer weiß, welch ein Glück! bauet, verdächtig mache, wird vielleicht eben so unwillig werden, wie ein Mensch, den man aus einem

schmeichelhaften Traume aufweckt. Dennoch sey es gewagt! Man muß das Vergnügen, das falsche Freunde verschaffen, gar zu theuer bezahlen. Man verliert die Zeit, die man ihnen gewidmet hat, und nicht selten mißbrauchen sie unser Zutrauen zu unserm größten Schaden. Es wird also weit sichrer seyn, sie zu fliehen, und die Bemühung, die man anwendet, redliche Leute, von denen, die es nicht sind, unterscheiden zu lernen, wird daher nicht vergeblich angewandt seyn.

Ich würde wenig Achtung für meine Leser zeigen, wenn ich alle jene läppische Kennzeichen, die man aus der körperlichen Bildung hat hernehmen wollen, hier anführte. Sie gehören für den Pöbel, geben oft zu boshaften Anmerkungen Gelegenheit, und ihre Schwäche fällt so sehr in die Augen, daß sie keiner Untersuchung werth sind. Es ist wahr, einige Leute haben etwas in ihren Mienen, welches vor ihnen zu warnen und nicht viel Gutes zu versprechen scheint. Allein, werden die Urtheile mehrerer Menschen über die Physiognomie jemals übereinstimmen? Der eine nennt eben das Gesicht abscheulich, welches ein anderer liebenswürdig findet. Eben so würde mancher ein Gesicht für heimtückisch halten, das jeder anderer ehrlich nennt, und kein Mensch würde sicher seyn, daß ihn nicht dieser oder jener

nach

nach einem so schwankenden Kennzeichen, blos wegen seines Gesichts, für falsch erklären würde. Doch wenn auch die einmüthige Aussage aller Kenner es ausser Zweifel setzte, daß jemand etwas Verdächtiges im Gesicht hätte, was würde dieses gegen einen Menschen beweisen? Kann er nicht vielleicht, wie Socrates, sein Gesicht Lügen strafen, und kann er nicht die ihm mit vorzüglicher Stärke beywohnenden bösen Neigungen, wenn sein Gesicht ja etwas bedeuten soll, sorgfältig unterdrückt haben, und dennoch ein ehrlicher Mann geworden seyn? Wie sehr würden wir uns auf der andern Seite irren, wenn wir diesem Merkmale folgten. Wir würden vielen dabey Unrecht thun, aber noch weit mehrern zu viel Ehre erweisen. Ich kenne Leute, die so treuherzig aussehen, daß man ihr Gemählde als Cabinetstücke zu einer Sammlung redlicher Gesichter verkaufen könnte. Ihre Miene ist lächelnd und heiter, sie sehen einem jeden frey ins Gesicht, ihr Anstand erweckt Zutrauen, alle ihre Worte scheinen gerades Weges aus dem Herzen zu fliessen, kurz, ihr Aeuserliches redet so sehr für sie, daß man sich selbst kaum trauet, wenn man aus der Erfahrung lernt, daß sie Bösewichter sind. Es bleibt also immer gefährlich, dem äusern Ansehn zu trauen. Die Münze, die einen Thaler gelten soll, ist oft nur

einige

einige Groschen werth, und man muß einen Probierstein zu Hülfe nehmen, wenn man gewiß gehen will. O zeigte dieser doch die Güte der Herzen eben so aufrichtig an, als den Werth des Goldes! Wir haben auch einen Probierstein für sie; allein es ist nicht so leicht, ihn zu nutzen, und er kann nicht in allen Fällen angewandt werden. Wir gebrauchen ihn, wenn wir auf die Reden und Handlungen anderer Acht geben, und aus diesen ihr Inneres beurtheilen. Wie ein Hinkender es nicht verhindern kann, daß man ihn nicht als einen solchen erkenne, weil es ihm nicht möglich ist, sein kurzes Bein zu verstecken; so können auch viele Falsche ihre Falschheit eben so wenig verbergen. Sie gleichen der Klapperschlange, die durch ihr Geräusch die Vorbeygehenden erinnert, die Flucht zu ergreifen. Auch sie rufen uns offenherzig zu, wenn wir ihre Sprache nur verstehen wollen: **Hütet euch vor mir, ich bin falsch!** Was hat Subarra diesen ganzen Nachmittag anders gesagt? Kein Mensch ward von ihrer Zunge verschont. Sobald jemand von den Anwesenden, dem sie eben die herzlichste Freundschaft versichert hatte, den Rücken wandte, so wußte sie hundert nachtheilige Anekdoten von ihm, und es fehlte nicht an ihrem guten Willen, verschiedene Anverwandte aufs äuserste gegen einander zu erbittern.

bittern. Jetzt will sie mich überreden, daß sie es gut mit mir meyne. „Sie widersprechen „sich, Madame! Sie haben seit zwey Stunden „mit immer veränderten Ausdrücken gesagt, daß „Sie es mit keinem Menschen gut meynen; wie „sollten Sie denn in Ansehung meiner eine Aus„nahme machen?„ Wer gegen einen falsch ist, der ist es auch gegen andere, und man fliehe ihn, wenn man nicht Lust hat, betrogen zu werden. Sollte Cäcil wol im Ernst einiges Zutrauen von seinen Bekannten erwarten, er, der stets seine falschen Streiche selbst bekannt macht, und seine meisten Erzählungen mit den Worten schließt: den habe ich recht angeführt. Wer wird den zu seinem Sachwalter annehmen, der einmal ein falsches Testament untergeschoben? Wer wird den zu seinem Rechnungsführer bestellen, der einmal Gelder untergeschlagen hat? Wer wird den zum Zeugen gegen sich gelten lassen, der einmal eines Meineides überführet ist? Ich wüßte kein Beyspiel, daß ein kluger Monarch dem treulosen Staatsbedienten, der ihm die Geheimnisse seines ehemaligen Herrn verrathen hat, die Führung seiner eigenen Sachen übergeben hätte.

Wenn man sich sorgfältig nach dem vormaligen Betragen derjenigen erkundiget, mit denen man

man umzugehen hat, so wird man dadurch Gelegenheit erhalten, viele aus dem Verzeichnisse redlicher Leute wegzustreichen, und sobald man mit Zuverläßigkeit nur eine falsche Handlung von ihnen weiß, braucht man keines weitern Zeugnisses, um ihnen den Namen beyzulegen, den sie verdienen. Selbst die jugendlichen Handlungen dieser Art zeugen mit vieler Wahrscheinlichkeit auf die ganze übrige Lebenszeit gegen einen Menschen. Fehler des Leichtsinns und der Sinnlichkeit werden oft auf die glücklichste Art verbessert, und es würde hart seyn, diese nachmals einem Menschen zum Nachtheil seines gegenwärtigen Characters anzurechnen; allein einen heimtückischen Streich darf man nie vergessen. Ein Herz, das dessen fähig gewesen ist, bessert sich fast niemals. Ein Verschwender, ein Wollüstiger, ja sogar ein Spieler, kann oft gerade das Gegentheil von dem werden, was er sonst war, aber ein Falscher bleibt gemeiniglich falsch, so lange ein Puls an ihm schlägt.

Wollte der Himmel, daß wir alle, deren Innerstes wir gerne kennen möchten, aus ihren Reden und Handlungen so zuverläßig beurtheilen könnten! Wie leicht würde denn die Wahl der Freunde seyn, die jetzt so mißlich ist, da nicht alle Bediente der Falschheit ihre Livree öffentlich tragen.

gen. Viele haben es in der theatralischen Redlichkeit so weit gebracht, daß man sie zu ihrer Schande in diesem Stücke für die besten Acteurs halten muß. Kein Wort, keine Miene verräth sie, und man kann vielleicht zehn Jahre mit ihnen umgehen, ohne ihren Character recht kennen zu lernen. Wer sollte nicht Cordelien für die rechtschaffenste Frau halten? Sie sagt öffentlich nie etwas übels von einem Menschen, nicht einmal von ihren Feinden; wenn andere es thun, so ist sie eine allgemeine Vertheidigerin der Unschuld; es wird vieles gesagt, man darf nicht alles glauben, sind Worte, die sie immer im Munde führet, und wenn sie unredliche Handlungen hört, die nicht in Zweifel gezogen werden können, so bezeugt sie den größten Abscheu dagegen. Doch man lasse sich hiedurch ja nicht verführen, sie für redlich zu halten. Sobald sie mit einer Freundin, auf die sie sich verlassen kann, allein ist, so stirbt ein guter Name bey jedem ihrer Worte, und sie erzählt die nachtheiligsten Neuigkeiten, die sie entweder selbst erdacht hat, oder von deren Unwahrheit sie doch überzeugt seyn kann. Ihre Freundinnen machen diese bekannt, ohne daß ihr Ruf dabey Gefahr läuft, und wenn sie ja als die erste Erfinderin verdächtig wird, so glaubt es doch keiner. Welche Bosheit, sagt jeder, die gute Frau zu beschuldigen! Sie hat

ja da und dorten eben diese Leute vertheidiget, die sie jetzt verleumdet haben soll. — Doch genug von Cordelien. Ich möchte wünschen, daß sie die einzige in ihrer Art wäre, allein es giebt viele, die es ihr, wenigstens beynahe, gleich thun.

Wie soll man sich gegen diese verwahren? Woran soll man sie kennen? — Man müßte erst von ihnen hintergangen werden, um sich vor ihnen hüten zu können. Allein, das wäre unangenehm, und vielleicht würden sie es doch so listig einzurichten wissen, daß man nicht einmal merkte, von wem man betrogen wäre. — Mir ist nur ein Mittel bekannt, sich gegen sie in Sicherheit zu stellen. — Man halte alle Leute für falsch, — oder wenn dieses zu hart klingen möchte, man halte keine für redlich, bis wir durch zuverläßige Proben von ihrer Redlichkeit überzeugt werden. Es ist traurig, ich muß es gestehen, daß die Ausübung dieses Satzes uns oft abhalten soll, gutdenkenden Leuten Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen; allein die Sorge für unsere eigene Wohlfahrt zwingt uns doch dazu. Wenn man nach Wahrscheinlichkeit schließt, so muß man immer nach der größten Anzahl urtheilen, und ich fürchte, es wird mich niemand überzeugen können, daß die redlichen Leute häufiger

figer anzutreffen sind, als die boshaften. Ich glaube vielmehr, daß ihre Anzahl sich gegen einander verhalte, wie eins gegen zehne, und warum sollte ich denn nicht im zweifelhaften Falle jeden Unbekannten lieber zu dem größten Haufen rechnen, bis er mir beweiset, daß er zu dem kleinern gehöre? Man beleidigt die Menschenliebe durch dieses Betragen gar nicht. Man beschuldigt ihn dadurch keiner würklichen Falschheit, sondern sieht nur die Frage: ob er redlich sey? als eine unentschiedene Aufgabe an. So oft es darauf ankömmt, ihm Dienste der Liebe und Freundschaft zu erweisen, so darf man sich durch seine Zweifel gar nicht davon abhalten lassen. Man hüte sich nur, ihn eines Zutrauens zu würdigen, das er zu unserm Nachtheile gebrauchen kann, und ihm den heiligen Namen eines Freundes beyzulegen, woran er noch keine Ansprüche hat. Die alte Lehre, die unsere Vorfahren immer im Munde führten: fide, sed cui vide! enthält eben diese Regel, und ein jeder vernünftiger Mann, der sich gegen Unbekannte vorsichtig beträgt, handelt ihr gemäß.

Hat mein Rath auch etwas menschenfeindliches an sich, so schaft er doch wenigstens den Nutzen, daß er uns gegen die wenigen Freunde, die wir bey dessen Ausübung noch übrig behalten, desto zärtlicher und vertrauter macht. Leute, die leicht trauen, werden auch oft betrogen, und

wenn sie denn unzählige mal betrogen sind, so trauen sie endlich keinem Menschen mehr. Wer hingegen seine Freunde mit so vieler Sorgfalt wählt, der lernt zugleich, daß redliche Leute selten, und schwer zu unterscheiden sind. Die, die er also einmal bewährt befunden hat, sind ihm unschätzbar, sein Zutrauen gegen sie hat keine Schranken, und es ist beynahe unmöglich, daß er sich jemals mit ihnen überwerfen sollte. Seine Vorsicht macht ihm die milzsüchtige Vorschrift jenes Alten entbehrlich, daß man seine Freunde so lieben solle, als wenn man sie einst hassen würde. Eine Vorschrift, an die ich nie ohne Widerwillen denken kann, da sie uns alles gegenseitige Zutrauen, mithin die Seele der Freundschaft, aus der Welt verbannen heißt, und uns lehrt, in der Gesellschaft der besten Freunde eben so behutsam zu reden, als man in einer Mördergrube und mitten unter einer Bande von Verräthern thun würde.

Ich müßte besorgen, mit gewissen herumziehenden Aerzten, die lauter Universalmedicinen feil haben, in Eine Classe gestellet zu werden, wenn ich meine Leser überreden wollte, daß sie sich durch Beobachtung meines Vorschlages, in allen Fällen, gegen alle Betrügereyen in Sicherheit setzen könnten. Nein! so dreiste bin ich nicht. Es giebt noch immer Leute, die durch eine vieljährige Uebung und den Mißbrauch vorzüglicher Natur-

turgaben, in der Verstellungskunst zu einer solchen Fertigkeit gelanget sind, daß auch der Ungläubigste ihnen endlich sein Zutrauen nicht versagen kann. Ihre Betrügereyen sind so schlau eingerichtet, daß beynahe ein Wunderwerk erfodert wird, um hinter die Wahrheit zu kommen, und wenn man würkliche Beweise ihrer Redlichkeit verlangt, so können sie auch damit aufwarten. Man kann es ihnen nicht absprechen, daß sie sich zum öftern edel gegen andere betragen haben, und vielleicht können wir selbst Proben der Freundschaft von ihnen aufweisen. Wir würden daher zu weit gehen, wenn wir ihnen nicht endlich trauen wollten, wir thun es, werden betrogen, und sehen zu spät, daß die anscheinenden Proben ihrer guten Denkungsart nur Lockungen gewesen sind, womit sie uns an den Ort geführet haben, wohin sie uns haben wollten. Wie soll man diesen entfliehen? Der beste Arzt kann Tod und Krankheit nicht ganz verbannen, und die vorsichtigste Klugheit ist nicht vermögend, uns gegen diese ausgelernten Betrüger zu sichern. Man müßte eben so arg seyn, wie sie, wenn man ihre Kunstgriffe nur argwöhnen wollte, und lieber will ich hintergangen werden. Geschieht es, so thut man am besten, wenn man es geduldig erträgt, und glaubt, daß man dadurch die Schuld der Natur bezahlet habe.

XI.

Auszug aus einer Reisebeschreibung nach Miameja.

Wenn ich zu Zeiten nichts bessers vorzunehmen weiß, so gehe ich zu einem Gewürzkrämer, den ich kenne, um seine zu Tuten bestimmte Bibliothek durchzusehen, weil mir dieses oft Gelegenheit giebt, ein gutes Buch von dem nahen Untergange zu erretten. Diesen Dienst, den ich den ohne ihr Verschulden heruntergekommenen Kindern meiner Mitbrüder leiste, sehe ich als ein verdienstliches Werk an, und hoffe, daß andre dereinst eben so mitleidig gegen die Meinigen seyn werden. Wie sehr möchten sie dieser Hülfe bedürfen! Als ich mich vor einiger Zeit mit einer Untersuchung von dieser Art beschäftigte, fand ich unter einem grossen Haufen Leer, die ich mit vieler Beruhigung ihrem Verderben überließ, ein Manuscript in Portugiesischer Sprache. Der Titel: Franz D' Orellana Beschreibung der Insel Miameja, geschrieben im Jahre 1553. brachte mich auf die Vermuthung, daß vielleicht etwas besonderes darin enthalten seyn könnte.

könnte. Ich bat meinen Freund, es mir gegen Weisens politischen Redner zu überlassen, und da letzteres Buch, weil es ein Pfund mehr wiegt, nach seiner Denkungsart auch unendlich besser war, so that er es mit dem größten Vergnügen.

Wie freuete ich mich, da ich bey meiner Zuhausekunft fand, daß es eine Nachricht von der Reise des bekannten Franz D' Orellana enthielt, der im Jahr 1549. mit drey Spanischen Schiffen ausgeschickt ward, um den Amazonenstrom zu untersuchen, und von dem man bisher geglaubt hat, daß er sich verloren habe. Er erzählt selbst auf den ersten zwanzig Seiten, wie er nach Mianieja gekommen. Ein starker Wind habe sein Schif mit solcher anhaltenden Heftigkeit in die offenbare See gegen Süden getrieben, daß er endlich die Hofnung verloren, nach den bekannten Ländern zurück zu kommen, und aus Verzweiflung den Entschluß gefaßt, seinen Weg gegen Süden fortzusetzen. Nach einer langwierigen Fahrt war er an zusammenhangendes Eis gekommen, hatte auf diesem seinen Weg zu Fusse fortgesetzt, und nachdem alle seine Gefährten auf dieser beschwerlichen Reise umgekommen, war er endlich auf der Insel, die er jetzt beschreibt, angelangt. Sein Buch enthält sehr viele merkwürdige Nachrichten, und ich bin jetzt mit dessen Ue-

versetzung beschäftigt. Um indeß die Neugier meiner Leser im voraus auf dieses wichtige Werk zu leiten, will ich ihnen einige Anmerkungen, die mir am ausserordentlichsten geschienen, auszugsweise mittheilen.

Auf der 21sten und 22sten Seite redet er von der Religion der Miamejaner, diese ist sehr einfach. Sie haben keine Tempel, keine Götzen, und keine Gelehrte, die vom Staate unterhalten werden, um sich mit einander zu zanken. Er hat also wenig ausserordentliches davon erzählen können.

S. 23. bis 60. beschreibt er ihre Regierungsform. Sie ist democratisch. Dreyßig Personen, die jährlich aus dem ganzen Volke gewählt werden, regieren die Insel, und die Art der Wahl ist so besonders, daß man schwerlich etwas ähnliches bey andern Völkern finden wird. Alle, die sich zur Herrschaft geschickt halten und dazu Lust haben, wer wird nicht unter dieser Zahl seyn? — versammeln sich am Ende des Jahrs auf einer grossen Ebene. Wenn sie gezählt worden, so wirft man so viele Loose in ein grosses Gefäß, als Candidaten gegenwärtig sind, denn ziehen sie einer nach dem andern eins heraus, und jeder, der eins von den dreyßig Loosen, auf denen der Name der Insel geschrieben ist, ergreift, kommt mit

unter

unter die Zahl derer, die im folgenden Jahre dem gemeinen Wesen vorstehen. D' Orellana hatte sich nicht wenig über diese ausserordentliche Art zu wählen gewundert, und einigen seiner Bekannten zu erkennen gegeben, daß er sie ausschweifend fände. Er hatte sie aber dennoch auf keine Weise überzeugen können, daß die in Portugall gebräuchliche Art, obrigkeitliche Personen durch gewisse dazu bestellte Leute ernennen zu lassen, oder die in einigen andern Ländern eingeführte Methode, sie durch die mehresten Stimmen zu erwählen, vorzüglicher sey. Sie hatten erwiedert, daß diejenigen, denen die Wahl aufgetragen sey, doch nur Menschen wären, die eben so leicht als das Loos, würdige Subjecte übersehen, und schlechte treffen könnten. Wenigstens hätte doch das Loos den Vorzug, daß es unpartheyisch sey. — Es liesse sich hiergegen vieles einwenden; doch führt der Verfasser nicht an, ob er etwas darauf geantwortet habe, und bemerkt noch gelegentlich, daß nur ein Arzt auf der ganzen Insel geduldet werde, der ebenfalls durch das Loos ernannt wird, wenn der vorhergehende stirbt. Dies scheint nun ganz rasend zu seyn. Einen Menschen, der Botanik, Osteologie, Pathologie u. d. gl. nicht einmal dem Namen nach kennt, nie ein Collegium Anatomicum gehört hat, zum Arzte zu machen, und ihm noch darzu ein Monopolium zu

ertheilen! Dennoch, wer sollte das glauben? versichert D'Orellana, daß die Insel sehr volkreich sey, und die Einwohner ein ungemein hohes Alter erreichen.

Ihre Gesetze haben viel besonderes. Wenn ein Streit über eine Sache entsteht, der leicht zu entscheiden ist, so wird er gleich entschieden, und gegen den Ausspruch findet keine weitere Einwendung statt. Ist der Fall aber etwas verworren, so wird der Gegenstand des Streits unter beyden Partheyen dergestalt getheilt, daß der, der die mehreste Wahrscheinlichkeit vor sich hat, den grösten Antheil bekömmt. Advocaten können daher bey ihnen gar nicht fort kommen. Einen Dieb tödten sie nicht, wer aber durch Verleumdungen einem andern seine Ehre raubt, wird am Leben gestraft, weil sie glauben, daß das Vermögen mit dem Leben eines Menschen kein Verhältniß habe, aber wol die Ehre.

S. 60. bis 89. beschreibt er die Künste, Producte und physikalische Beschaffenheit der Insel. Es darf daselbst keine Frucht gebauet werden, die nicht zum Gebrauche der Einwohner nöthig, oder wenigstens nützlich ist. Den Toback kennen sie daher gar nicht, und es fällt keinem ein, die kostbaren Steine, die unerkannt auf dem Felde herum liegen, zu schleifen. Der Staat im Gan-

zen

zen betrachtet, ist daher zwar arm, denn sie haben keinen Handel und kein baares Geld, man findet aber fast gar keine arme Leute auf der Insel, weil die Lebensmittel sehr wohlfeil und die Güter nicht ungleich ausgetheilt sind. Sie haben keine ausländische Nahrungsmittel, keine ausländische Krankheiten, und keine ausländische Laster. Ein jeder Einwohner baut das Feld selbst, und zieht daraus alles, was er zu seinem Unterhalte braucht. Dieses hindert sie aber nicht, zugleich alle Arten von Künsten und Wissenschaften zu treiben. Die Zeit, die sie sonst doch hätten auf Leibesübungen wenden müssen, widmen sie dem Ackerbaue, und in den übrigen Stunden sind sie Richter, Gelehrte, Mahler, Bildhauer, Musici, u. s. w. D' Orellana wundert sich, daß sie nichts von der Logik und Metaphysik wissen, ich würde mich aber weit mehr wundern, wenn sie auf die Grillen, womit diese Wissenschaften zu seiner Zeit angefüllt waren, gefallen wären, da es ihnen an Leibesbewegungen nicht fehlte. Die Gelehrten sind bey ihnen in grossem Ansehn, wenn aber jemand ein Buch schreibt, so hat jeder vom Volke die Freyheit, ihn auszuzischen und zu beschimpfen. Der Beleidigte kann darüber nicht klagen, doch ist es ihm erlaubt, wieder zu schelten, so viel er will.

Nun wendet er sich zu Beschreibung der Miamejanischen Sitten, und da dieser Theil der in-

teressanteste für mich ist, so werde ich noch einiges daraus anführen. Die erste Erzählung scheinet mir etwas unwahrscheinlich zu seyn, da er übrigens die Miamejaner als eine ziemlich kluge Nation schildert, und sie dennoch, wenn die Nachricht, die ich gleich anführen werde, wahr seyn sollte, das rasendeste Volk unter der Sonnen seyn würden. Doch meine Leser mögen selbst urtheilen. Alle Einwohner, sagt er, sind in dreyhundert fünf und sechzig Rangordnungen abgetheilt. Blos Leute von einerley Range dürfen mit einander reden, essen oder trinken. Auf nichts in der Welt sehen sie so sorgfältig, als auf die Beobachtung dieses Unterschiedes, und jeder Rang räuchert seine Kleider mit besondern Kräutern, damit man gleich am Geruche wissen könne, von welchem Range jemand sey. Die Damen besitzen eine vorzügliche Fertigkeit, dieses zu bemerken; ehe sie einen Menschen noch sehen, riechen sie schon seinen Rang, und ist er von einem geringern als sie, so drehen sie geschwind das Gesicht zur Seite, damit sie nicht nöthig haben, eine Verbeugung zu machen, wenn er sie grüßt. — Doch D'Orellana mag sagen was er will, ich kann nicht glauben, daß die Thorheit bey einer menschlichen Nation so weit gehen sollte.

S. 92. Ihre Heyrathen geschehen fast eben so aufs Gerathewohl, als die Wahl ihrer Obrigkeiten.

keiten. Die unverheyratheten Frauenzimmer bleiben stets in dem Innersten ihrer Häuser verschlossen, und es bekommt sie niemand zu sehen. Man würde daher nicht einmal wissen, daß sie in der Welt wären, wenn nicht durch eine Art von Anschlag an den Hausthüren bekannt gemacht würde, in welchen Häusern unverheyrathete Frauenzimmer anzutreffen sind, und wie viel Vieh sie mitbekommen. Mit diesem hat es folgende Bewandniß. Sobald einem Miamejaner eine Tochter geboren wird, setzt er gleich nach seinen Vermögensumständen ein oder mehrere Stücke von jeder Art Vieh für sie aus. Diese werden gleich von dem andern Viehe abgesondert, und so wie sie sich vermehren, vergrössert sich auch der Brautschatz des Mädchens. Wenn also ein junger Miamejaner aufs Heyrathen ausgeht, so sucht er nicht, mit dem Fernglase in der Hand, ein schönes Gesicht auszuspähen, oder durch eine gesuchte Unterredung den Verstand seiner künftigen Frau kennen zu lernen. Nein! das sind Kleinigkeiten. Er liest blos die Anzeigen vor den Häusern. Scheint ihm die Anzahl des versprochenen Viehes anständig zu seyn, so meldet er sich bey dem Vater, und bittet ihn, ihm seiner Tochter Vieh zu zeigen. Bewilligt er dieses, so besieht es der künftige Ehemann mit eben der sorgfältigen Aufmerksamkeit, mit der man bey

uns

uns den Character, die Einsichten, die Bildung derjenigen, die man zu heyrathen gedenkt, vielleicht untersucht. Findet er das Vieh von gehöriger Grösse und Güte, so daß er hoffen kann, es werde sich bey seinem übrigen Viehe gut schicken, so thut er seine förmliche Anwerbung. Erhält er das Jawort, so besucht er es täglich, um zu sehen, ob es nun auch noch gehörig gefuttert werde. Um die Braut selbst aber bekümmert er sich gar nicht, bis sie am Hochzeitstage nebst ihrem Brautviehe in sein Haus gebracht wird. Sodann besorgt er zuerst, daß letzteres gehörig gewartet werde, darauf führt er seine Braut ins Haus, und belustiget sich mit den Gästen, wie man beym Verfasser selbst weitläuftiger nachlesen kann. Ein Jahr nach der Hochzeit werden erst die Glückwünschungsbesuche bey dem jungen Paare abgestattet. Denn da eine Ehe eben so leicht glücklich als unglücklich seyn kann, so finden die Miamejaner es lächerlich, einem Glück zu wünschen, ehe sie wissen, ob sie Ursache dazu haben.

S. 110. erzählt D' Orellana einen lächerlichen Vorfall, den ich mit seinen eigenen Worten anführen will. Als ich einst, sagt er, zu einem meiner Bekannten gieng, den ich in vierzehn Tagen nicht besucht hatte, fand ich zu meinem

nem nicht geringen Schrecken alle Bediente des Hauses in schwarz gekleidet. Thüren, Fenster und alles Hausgeräthe war schwarz angemahlt, und sogar der Besenstiel mit Flor überzogen. Ich glaubte gewiß, daß entweder mein Freund oder seine Frau gestorben wäre, und entdeckte diese Besorgniß einem alten Bedienten, den ich eben antraf. Doch ich hörte statt der Antwort ein lautes Gelächter. Um den Tod eines Menschen sollten wir trauren? sagte er endlich, nachdem er sich müde gelacht hatte. Sehen sie uns doch nicht für so einfältig an! Stirbt er gut, so wird er glücklicher, und sein Tod verdient Freudensbezeugungen. Stirbt er schlecht, so ist es seine Schuld, und er ist nicht werth, daß man weiter an ihn denke. Nein! Herr und Frau befinden sich wohl, obgleich letztere durch den Tod ihres geliebten Syncan (*) in die äuserste Betrübniß versetzt ist. Dieser hat die Trauer, die sie sehen, veranlasset, und verdient sie gewiß. Wie liebenswürdig war er, und wie glücklich lebte er! Doch jetzt ist alles mit ihm aus. — Ich gieng darauf nach der Gewohnheit des Landes zu ihr, um zu condoliren, redete eine halbe

Stunde

(*) Dies ist nach der Anmerkung des Verfassers der Name eines kleinen Thieres, das bey den Miamejanischen Damen die Stelle eines Schooßhundes vertritt.

Stunde mit ihr von den liebenswürdigen Eigenschaften ihres verstorbenen Syncans, machte ihre Betrübniß dadurch von neuem rege, und begab mich darauf wieder nach Hause.

S. 120. In der Kleidung machen die Miamejaner keinen besondern Aufwand. Bey gutem Wetter tragen die Mannspersonen ganz einförmige Kleider, wenn es aber regnet, so hängen sie Mänteln von feinem Tuche um, die noch dazu mit Spitzen besetzt sind. Leute vom hundert und zwanzigsten bis zum dreyhundert und dreyßigsten Range tragen den Huth unter dem Arme, setzen aber auch zugleich einen auf den Kopf, damit sie sich nicht verkälten, oder die Sonnenhitze ihnen nicht schaden möge. Das Frauenzimmer kleidet sich eben so sittsam, wenn es aber vorzüglich Staat machen will, so geht es fast ganz unbekleidet, weil sie glauben, daß ihre Haut, die von Natur sehr weiß und fein ist, weit schöner sey, als die prächtigsten Kleider. Doch dieses Vorurtheil behalten sie nur so lange, bis sie ein gewisses Alter erreicht haben, und sobald ihre Haut anfängt, ihre weisse Farbe und Glattigkeit zu verlieren, zeigen sie solche nicht mehr, sondern bedecken auch sogar den größten Theil des Gesichts. Sollten die blossen Gorgen bey uns ferner in eben der Maasse, wie seit einigen

Jah-

Jahren geschehen ist, zunehmen, so denke ich, wir werden zum größten Nachtheil der Kaufleute auch bald die Miamejanische Mode eingeführet sehen. Doch möchten nur alsdenn unsere bejahrten Damen eben so weiß seyn, als die in Miameja!

S. 132. Die Miamejaner sind von Natur sehr zur Hypochondrie geneigt. Sie machen sich daher sehr viel Leibesbewegungen. Im Sommer giebt ihnen der Ackerbau hiezu hinreichende Gelegenheit; wenn sie sich aber im Winter damit nicht beschäftigen können, so kommen sie täglich in einem zu diesem Endzweck erbaueten Hause zusammen, wo sie nach dem Schalle einiger musicalischen Instrumente durch einander herum laufen und springen, daß es nach dem Ausdruck des Herrn D' Orellana eine Lust anzusehen ist. Man hat Beyspiele, daß sich einige, aus zärtlicher Liebe für ihre Gesundheit, dabey so sehr angegriffen haben, daß sie wenige Stunden nachher davon gestorben sind. Niemand darf an diesem Orte in seiner gewöhnlichen Kleidung erscheinen, sondern ein jeder trägt einen mit vielfärbigten Muscheln besetzten Mantel, der den ganzen Leib bedeckt, und einen kleinen Schleyer vor dem Gesichte. Anfangs hatte der Verfasser geglaubt, daß sie dieses thäten, um nicht erkannt

zu werden, hatte sich aber nicht wenig gewundert, wie er bemerkt, daß dennoch alle in der Versammlung einander kennten. Wie er sich also nach der Ursache dieser Verkleidung erkundigt, hatte ihm einer der ältesten Einwohner gesagt, die Arbeitsamkeit sey vorhin bey der Nation in solcher Achtung gewesen, daß man es bey ihnen für schimpflich und lächerlich gehalten habe, die mindeste Zeit blos dem Vergnügen zu widmen, und der Leibesbewegung halber in dieses Haus zu kommen. Viele hätten daher ihre Gesundheit und Leben aufgeopfert, um sich das Ansehn zu geben, daß anhaltende wichtige Beschäftigungen ihnen keine Zeit dazu übrig liessen. Aus dieser Ursache wäre von den Dreyßigen die Gewohnheit eingeführt, daß ein jeder verkleidet dahin kommen solle. Dies hätte die glückliche Würkung gehabt, daß Leute von allen Ständen und jedem Alter sich haufenweise eingefunden, doch so vermummet, daß sie kein Mensch erkennen können. Seit dieser Zeit habe sich aber das Genie der Nation sehr geändert; Fleiß und Geschäftigkeit hätten den größten Theil ihrer Achtung verloren, und ein feiner Geschmack an den Belustigungen sey dagegen ein Gegenstand der allgemeinen Bewunderung geworden. Jetzt verlange daher niemand mehr unerkannt zu seyn, die Verkleidung sey nur blos zum Andenken der

ehema-

ehemaligen Frugalität beybehalten. Weil sie aber, wenn sich die Personen gar zu unkenntlich gemacht, in Ansehung der Freyheit, die sich die beyden Geschlechter gegen einander herausgenommen, verschiedene üble Folgen gehabt, so sey der Schleyer so eingerichtet, daß man auch unter selbigem erkannt werden könne. Aus dieser Ursache trügen auch die Frauen das Gesicht fast ganz unverhüllt, damit es den Männern desto leichter seyn möge, ein wachsames Auge auf ihre Aufführung zu haben.

S. 140. fängt er an, seine eigenen Begebenheiten, die ihm während seines dreyjährigen Aufenthalts auf der Insel wiederfahren sind, zu erzählen. Diese sind zum Theil drolligt genug; meine Leser werden sich aber so lange gedulden müssen, bis die Uebersetzung selbst ans Licht tritt, denn ein Auszug daraus würde zu weitläuftig werden. Ich las diesen Abschnitt mit äuserster Geschwindigkeit durch, um zu erfahren, wie er endlich Gelegenheit gefunden, von dieser Insel zurück zu kommen, und uns seine Reisebeschreibung zu bringen. Doch meine Neugier blieb unbefriedigt. Auf der hundert drey und siebenzigsten Seite schreibt er am Ende: „Es gefiel „mir also auf dieser Insel ganz gut, allein, da „ich als Schifmann keine Kunst verstand, wo-

„durch ich meinen Unterhalt auf derselben hätte „verdienen können, und als ein Ausländer —„ Hiemit ist die Seite zu Ende, und die folgenden Blätter sind von meinem Freunde, dem Gewürzkramer, zu Tuten verbraucht. Ich habe mich bey allen, die in den letztern Tägen etwas von ihm gekauft, sorgfältig darnach erkundigt, aber noch nichts auftreiben können. Doch werde ich mich durch diese vergeblichen Versuche nicht abschrecken lassen, und hoffe nichts destoweniger noch die vollständige Uebersetzung dieses schätzbaren Werks liefern zu können.

XII.

Von der Menge der Studirenden in Deutschland.

Vor einiger Zeit ward die unterste Schulbedientenstelle an einem gewissen kleinen Orte erlediget. Sogleich eilte von allen Enden eine Menge Studirte herzu, die sich um selbige bewarben. Ein junger Rathsherr, der bey Ernennung des zukünftigen Infimi eine Stimme mit zu geben hatte, sagte zu mir: Wie blühend sind jetzo die Wissenschaften, da sich zu einer Stelle, die sonst nur mit Leuten, die nur lesen, schreiben und rechnen konnten, besetzet werden mußte, so viele Studirte anbieten! Sollte er wol Recht haben? Mich dünkt es nicht. Die Musen müssen in sehr bedrängten Umständen seyn, die sie bewegen, sich so gemein zu machen. Doch, wie kann es anders kommen? Es sind sechs und dreyssig Academien in Deutschland, und man kann annehmen, daß eins gegen das andere gerechnet, auf jeder derselben, Jahr aus Jahr ein drey hundert einländische Studenten sich aufhalten. Dieses macht schon eine Anzahl von 10800 Studirenden.

den. Nehme ich ferner an, daß diese in drey, oder nach der neuern Methode, gar in zwey Jahren, ihr academisches Leben endigen, und eben so viel andern Platz machen, mit welch einer Menge Gelehrter wird denn Deutschland in dreyßig Jahren überschwemmet seyn? Es ist wahr, viele derselben scheitern während der Universitätsjahre, oder kurz nachher, und werden gelehrte Brauer, Soldaten, Husaren, Laquayen, Bettler, u. d. gl. allein, es bleibt doch immer noch eine weit grössere Anzahl übrig, als der Staat braucht, und von diesen müssen also nothwendig viele unnütze Mitglieder des Staats werden, oder Bedienungen annehmen, zu welchen eigentlich nichts als eine Kenntniß von Lesen, Schreiben und Rechnen erfordert wird. Sachen, die man auch ausser der Academie sehr gut lernt. Es ist besonders, daß so viele blos dadurch ihr Glück zu machen suchen, daß sie sich den Wissenschaften widmen, da es doch genug andere Lebensarten giebt, wobey man seinen Unterhalt sicherer, leichter und mehrentheils reichlicher verdienen kann. Vermuthlich ist der Vorzug, den man den Studirten vor andern, die unfreye Künste treiben, gemeiniglich beylegt, hieran Schuld. Ich habe oft auf die Quelle dieses Vorurtheils gedacht, und kann sie nirgends anders, als in den Zeiten finden, wo die Wissenschaften zuerst anfingen in Deutschland empor zu kom-

kommen. Verschiedene Kayser, die eifrigst bemühet waren, die bisherige Barbarey auszurotten, suchten durch Vorrechte und Belohnungen die Unterthanen aufzumuntern, sich auf die sogenannten freyen Künste zu legen. Sie errichteten Academien, und gaben denen, die auf selbigen studirten, den Vorzug vor allen übrigen Künstlern und Handwerkern. Hierzu kam noch das Römische Recht, welches zu eben der Zeit in Deutschland bekannt ward, und welches den freyen Künsten die größten Vorzüge beyleyt. Die Wissenschaften waren der einzige Weg, zu einer ansehnlichen Ehrenstelle zu gelangen, und junge Leute wurden dadurch bewogen, alle übrige Handarbeiten mit Verachtung anzusehen, ja es ward gar für ein verdienstliches Werk gehalten, wenn jemand Vermächtnisse zu Beförderung der Wissenschaften hinterließ. Es ist wahr, wir haben die jetzigen aufgeklärten Zeiten diesen weisen Anstalten größtentheils zu danken. Allein, jetzo fällt die Ursache, die sie damals veranlassete, weg. Es studiren mehr, als nöthig ist, und ich glaube, man kann es jetzt dreist sagen, daß ein Mensch mit dem Meissel oder Hobel dem Staate eben so nützlich seyn könne, als mit der Feder. Warum suchte man andere Künste nicht auch aufzuhelfen? Warum ward nicht auch auf eine Unterstützung für diejenigen, die ein nützliches Hand-

werk erlernen wollten, gedacht? Und warum bestimmte man denen, die es darin zu einer vorzüglichen Vollkommenheit gebracht hatten, nicht auch Belohnungen? Wir würden alsdenn weniger überflüßige sogenannte Gelehrte, aber desto mehr geschickte Handwerker haben, und ein jeder würde nicht nach dem Namen der Kunst, die er treibt, sondern nach dem Nutzen, den er dem Staate verschaffet, geachtet werden. Man sage mir nur einen Grund dieses Vorzuges. Die Wissenschaften sind schwer zu erlernen, die Gelehrten arbeiten mehr mit der Seele, die Künstler nur mit dem Körper. Dieses ist gewissermassen wahr, obgleich viele, die den ganzen Tag mit Schreiben beschäftiget sind, mehr mit der Hand als mit dem Kopfe arbeiten. Allein ich glaube, es ist gleich viel, womit man dem Vaterlande dienet, genug, wenn demselben nützliche Dienste geleistet werden. Die Mühe, womit eine Kunst erlernet wird, kann auch keinen Vorzug derselben ausmachen, sonst müßten die Herumläufer, die durch eine mühsame Uebung eine Fertigkeit erlangt haben, wunderbare Verdrehungen des Körpers zu machen, eine besondere Achtung verdienen. Vielleicht sind die Gelehrten einem Lande nöthiger, als die Handwerker! Dieses zu behaupten, würde eben so lächerlich seyn, als wenn man die Vorzüge des Kopfes vor dem Magen darthun wollte.

wollte. Beyde sind nützlich. Ein Land, wo die Barbarey herrscht, ist höchst unglücklich, weil nebst den freyen gemeiniglich auch die unfreyen Künste darnieder liegen. Das alte Deutschland, und Rußland vor Peter dem Grossen, um keine von den neueren Reichen anzuführen, können hievon zum Beweise dienen. Wir brauchen geschickte Geistliche, Richter und Aerzte, allein wir haben ebenfalls tüchtige Fabrikanten, Tuchmacher, Schmiede, Mahler, Drechsler, Uhrmacher, u. d. gl. nöthig. Künstler hat ein Land nie zu viel, allein es braucht eine geringere Anzahl Gelehrte. Diese gereichen demselben zur Zierde, jene aber fast mehr zum Nutzen. Man gehe alle Erfindungen durch, die größtentheils zu den Zeiten, wo die tiefste Unwissenheit in Europa herrschte, und wo die Gelehrtesten nicht einst genug wußten, um Pedanten zu seyn, gemacht sind; so wird man finden, daß sie durch die emsige Bemühung ungelehrter Künstler hervorgebracht sind. Blos diesen haben wir die Ferngläser, Brille, die Buchdruckerkunst, den Compaß, das Glas und verschiedene andere nützliche Sachen zu danken, wogegen die Gelehrten wenige eben so brauchbare Entdeckungen werden aufweisen können.

Es ist augenscheinlich, daß alle Studirte, die der Staat nicht braucht, unnütze Mitglieder des-

selben werden müssen. Wie nützlich hätten diese nicht seyn können, wenn sie das Geld, das sie auf Schulen und Academien verzehret haben, zu Erlernung einer andern Handthierung angewandt hätten? Sie würden alsdenn vielleicht etwas besonders in ihrer Art geleistet haben, da sie jetzt nur sehr mittelmäßige Gelehrte sind, oder diesen Namen vielmehr gar nicht verdienen. Sollte nicht diese Verachtung der unfreyen Künste Schuld daran seyn, daß wir die Mahlereyen, Uhren, Messer, Scheeren, Tücher, Stoffe und andere Sachen, die wir anpreisen wollen, englisch, italiänisch oder französisch nennen müssen, hingegen alles, was schlecht oder altfränkisch gemacht ist, deutsch heissen. Sollte nicht dieses die Ursache seyn, die unsere geschicktesten Köpfe, die in den schönen Künsten etwas vorzügliches leisten, aus dem Lande getrieben hat, und sie zwingt, zur Ehre auswärtiger Nationen zu arbeiten? Es ist bekannt, daß die Achtung die Künste blühend macht, und die Geringschätzung sie unterdrücket, wer wird sich also wundern, daß das letztere geschieht, wenn man einem Menschen, der einige Jahre auf Academien zugebracht hat, einen so grossen Vorzug vor denen, die ein Handwerk erlernen, beylegt?

Auſſer dem, was ich bisher angeführet habe, ist noch eine andere Ursache, die die mehresten jun-

jungen Leute von einigem Stande von Erlernung einer Kunst oder Handwerks abschreckt; die beschwerlichen Lehrjahre, die sie dabey erst durchzugehen haben. Es muß ihnen anstößig seyn, wenn sie erst einige Jahre als sogenannte Jungens dienen sollen, und ich glaube, diesem Hindernisse könnte bey Leuten, die etwas im Vermögen haben, leicht abgeholfen werden. Die Jungensjahre der angehenden Studenten, wenn ich so reden darf, die sonst unter dem Namen des Pennalismi gebräuchlich waren, sind abgeschaft; sollten andere Künste nicht einer gleichen Verbesserung fähig seyn? Verschiedene Künste, als die Mahlerey, Bildhauerkunst, Chirurgie, u. s. w. die bey den Griechen und Römern in eben so grossen Ansehen waren, als die übrigen Wissenschaften, sind dadurch bey uns in Abnahme gekommen, weil ein Mensch, der etwas Ehrgeitz besitzt, nicht gern einige Jahre der Junge eines Mahlers werden, oder mit dem Barbierbecken herumlaufen will. Doch, jedes Zeitalter hat seine Sitten, Gebräuche und Vorurtheile. Vielleicht werden in den künftigen Zeiten auch für Künstler und Handwerker Academien angelegt, wo Leute, die in der Kunst zu unterrichten, bessere Anweisung erhalten haben, als unsere sogenannte Meister, auch die unfreyen Künste lehren; und wer weiß, ob man nicht im zwanzigsten Jahrhundert einige

mit einer Mappe, und andere mit einem angefangenen Schuh unterm Arm, wird ins Collegium gehen sehn.

Wie sehr irren sich Eltern, wenn sie in der Meynung, ihre Kinder recht glücklich zu machen, sich selbst oft das Nöthige entziehen, um sie studiren zu lassen? Ich bin zwar überzeugt, daß Verdrüß und Vergnügen in allen Ständen gleich ausgetheilt sey, wenn aber in einem derselben ein Uebergewicht des Unangenehmen statt haben sollte, so würde es gewiß in dem Stande der sogenannten Gelehrten seyn. Wie viel Mühe muß ein junger Mensch nicht anwenden, ehe er fünf bis sechs Sprachen und die übrigen Wissenschaften erlernt, die zu dem Stande, dem er sich gewidmet hat, erfordert werden! Hat er würklich die Absicht, eine gründliche Gelehrsamkeit zu erlangen, und wird nicht durch ein sehr glückliches Genie fortgeholfen, so bringet er die ersten vier und zwanzig Jahre seines Lebens auf eine sehr widrige Art zu. Er verläßt die Academie, ist aber noch weit davon entfernt, die Belohnungen seines Fleisses zu erlangen. Er muß sich erst durch eine Menge seiner Mitbrüder, die zum Theil weniger Verdienste haben, aber vielleicht gelehrter zu seyn scheinen, als er, hindurch drängen. Er muß ein Sclave einiger Leute werden,

die

die ihm die Ehre erweisen, sich seine Gönner zu nennen, und ihm einige gütige Versprechungen zu thun, die sie den Augenblick nachher wieder vergessen. Er muß, (wenigstens ist dieses das Schicksal von einem Drittheil der Studirten,) sieben bis acht Jahre einen Trupp ungezogener Kinder unterrichten, sich von einem Principal, der vielleicht keine andere Verdienste kennt, als das Geld, mit dem Laquaien und der Haushälterin oder Kammerjungfer in eine Classe setzen lassen, und kurz, alle diejenigen Verdrießlichkeiten, die mit dem Leben eines Informators, wenn er es auch noch so gut trift, verbunden sind, ausstehen. Nachdem er endlich seine besten Jahre, ohne sie zu geniessen, hingebracht hat, muß er es sich für ein Glück schätzen, wenn ihm eine Stelle zu Theil wird, die ihn bey überhäufter Arbeit nothdürftig unterhält, da andere, die mit ihm aufgewachsen waren, bereits seit einigen Jahren durch eine unfreye Kunst, die sie mit geringerer Mühe erlernen können, in den Stand gesetzet sind, sich und ihre Familie zu ernähren. Seine Gesundheit müßte sehr dauerhaft gewesen seyn, wenn sie nicht durch vieles Sitzen und Nachtwachen, welches bey der Bemühung, einige Geschicklichkeit zu erlangen, unvermeidlich ist, und die nachmaligen Verdrießlichkeiten des Candidatenstandes sehr geschwächet wäre. In

diesen

diesen Umständen tritt er eine Bedienung an, und muß bey einem ohnedem schon kränklichen Körper beständig fortfahren, eine stillsitzende Lebensart zu führen, wodurch er sich täglich mehr schadet. Hierzu kommt noch eine neue Unbequemlichkeit. Ein Goldschmidt, der ein Gefäß nach den Regeln seiner Kunst verfertigt, ist jederzeit versichert, daß es gerathen werde, jener aber kann oft bey der aufrichtigsten Bemühung, seine Schuldigkeit zu beobachten, in eine Verwickelung von widrigen Vorfällen gerathen, die ihm ohne sein Verschulden die empfindlichsten Verweise seiner Obern, Beschimpfung von andern, und die Gefahr, seine Bedienung, ja gar seinen ehrlichen Namen zu verlieren, zuziehen können. Kommen zu diesen Verdrießlichkeiten, welche, da sie die Seele beunruhigen, auch zugleich den Körper angreifen, noch die gewöhnlichen Haus-Nahrungs- und Familiensorgen, nicht minder kleine Ehestandszänkereyen, so wird man, wenn man dieses alles zusammen rechnet, ein Gewicht von Beschwerden herausbringen, das leicht den stärksten Geist niederdrücken könnte. Doch vielleicht mahle ich mir gar zu finstern Farben. Ich betrachte das Gemählde, das ich eben halb ausgearbeitet habe, nochmals, und halte es gegen die Umstände verschiedener angesehener Männer, die von denen, die sie nicht genau kennen, beneidet wer-

werden. Ich folge ihnen in ihrem Hauswesen, und sogar in ihr Arbeitszimmer nach. Ich finde viele, deren Schicksal meiner Schilderey vollkommen ähnlich sieht, ausser daß ich einige noch traurigere Züge vergessen habe, andere, die sehr viel ähnliches mit derselben haben, und nur sehr wenige Glückselige, von welchen man sagen könnte: Das Bild ist nicht getroffen. Dies ist das Glück, das die Wissenschaften den mehresten verschaffen. Man sage mir nichts von dem Troste, den man aus ihnen schöpfen könne. Seneca konnte gut von der Verachtung der Reichthümer schreiben, da er einer der reichsten Privatleute seiner Zeit war, und derjenige kann leicht den Trost der Philosophie rühmen, der selbst wenig Widerwärtigkeiten erfahren hat. Dieses weiß ich, daß die Wissenschaften ihren Anhängern ein feineres Gefühl verschaffen, welches sie Beleidigungen und Verachtung weit schmerzhafter empfinden läßt, als andere: von ihrem Troste aber habe ich noch wenig glückliche Würkungen gesehen.

Ein Mensch, der eine entgegengesetzte Lebensart erwählet hat, ist von den mehresten dieser Unbequemlichkeiten frey. Wer den Bau des menschlichen Körpers betrachtet, wird leicht bemerken, daß er nicht zum Stillsitzen, sondern zur

Bewegung gemacht sey. Wer also der Natur gemäß lebt, und dessen tägliche Arbeit in dem Gebrauch der Kräfte seines Körpers besteht, wird dadurch festere Muskeln und ein gesunderes Blut erhalten. Welch ein grosser Theil der Glückseligkeit ist dieses nicht? Er kann seine Kunst ohne Nachtwachen erlernen, ein kleines Capital setzt ihn in den Stand, solche als sein eigener Herr zu treiben, und er kann tausend Niederträchtigkeiten, die bey andern zu Erlangung des Unterhalts oft unvermeidlich sind, aus dem Wege gehen. Je fleißiger er bey seiner Arbeit ist, desto gesunder wird er, desto besser schmeckt ihm das Essen, desto ruhiger schläft er, und bringt nicht, wie die mehresten Leute vom Stande, einen beklemmten Magen mit zu Tische, oder einen Kopf voll Grillen mit ins Bette. Seine Einnahme hängt größtentheils von seiner Gesundheit und von seinem Fleisse ab. Er braucht nicht zu besorgen, daß ihm die Verleumdung einiger Feinde die Gunst seiner Obern entziehen werde, und wenn er die Gesetze des Staats, in welchem er lebt, beobachtet, so ist er übrigens sein eigener Herr, und braucht sich für keinen Geck zu bücken, wie wir Studirte nur gar zu oft thun müssen. Er ist nicht gezwungen, einen grössern Aufwand zu machen, als seine Einnahme ertragen kann; er ist kein Sclave einer

feinen Etiquette, die Leute vom Stande tyrannisch beherrscht, und wird er ja in seinem Hauswesen von widrigen Zufällen gedrückt: denn wer ist hievon frey? so greifen solche sein Gemüth lange nicht so sehr an, weil er nicht nöthig hat, sich zu gleicher Zeit mit Sachen, die ein besonderes Nachdenken erfordern, zu beschäftigen, und weil sein Gefühl nicht durch die Wissenschaften so zärtlich gemacht ist, wie bey andern.

Diese Vorzüge habe ich verschiedenen Eltern vorzustellen Gelegenheit gehabt, die mich wegen Erwählung einer Lebensart für ihre Kinder um Rath fragten. Sie mußten bekennen, daß ich Recht hätte, allein die mehreste Zeit hörte ich den Einwurf: Ein Handwerksmann hat doch keine Ehre, was würden die Leute sagen? Lächerliche Einwürfe! Warum wollen wir die Urtheile anderer, die hoffentlich nicht klüger seyn werden als wir, zur Richtschnur unserer Handlungen machen? Was ist Ehre? Besteht sie nicht grösstentheils darin, daß man von der Art leuten, unter denen man lebt, geachtet wird? Ist dieses, so sehe ich nicht, warum ein Künstler oder Handwerksmann, der von andern seines gleichen für einen geschickten rechtschaffenen Mann angesehen wird, nicht in seiner Art eben so viel Ehre haben sollte, als ein anderer, dem in einem

vor-

vornehmen Range von Leuten seines Standes dieses Lob beygelegt wird. Ein Handwerksmann hätte nicht Unrecht, wenn er dieses Urtheil eben so sehr belachte, als ein Gelehrter bürgerlichen Standes den Ausspruch eines Edelmannes belachen würde, der ihm desfalls, weil er nicht von Adel wäre, alle Ehre aberkennen wollte. Gesetzt auch, die Erlernung einer unfreyen Kunst sey mit weniger Ehre verknüpft. Lebt man denn von der Achtung anderer Leute? Wählen wir eine Lebensart, um unsere Zeit vergnügt zuzubringen, oder damit sich andere tiefer vor uns bükken? Und wer ist glücklicher, der Schuster oder der vornehme Mann, der ihm schuldig ist? Ich will diesem Einwurf noch einiges Gewicht zugestehen, wenn er von vornehmern Leuten kommt. Der Unterschied der Stände ist doch nun einmal, und ich muß bekennen, er würde dem freundschaftlichen Umgange zwischen Eltern und Kindern, zwischen Geschwistern und Anverwandten ein grosses Hinderniß verursachen, wenn der Sohn eines Hofraths ein Handwerk erlernt hätte. Allein was für Ursachen kann ein Bauer, ein Schulmeister oder ein Schneider für sich anführen, wenn er seinen Sohn studiren läßt? Hat er ausserordentliche Naturgaben, und glaubt dies nicht blos die Mama, so lasse ich es gelten. Allein dieser Fall kommt so gar oft nicht, und tritt

der

der nicht ein, so muß ich sein Unternehmen für wahren Unsinn halten. Doch wofür werden mich Freunde der Wissenschaften ansehen, wenn sie dieses lesen? Für einen Feind der Musen, für einen Barbaren? Dieses bin ich keineswe-ges, und würde nie meine Gedanken von dieser Sache so frey entdecket haben, wenn ich nicht glaubte, daß es den Wissenschaften keinen Ab-bruch thun werde, wenn man ihnen von der grossen Menge derer, die sich ihre Anhänger nen-nen, eine kleine Anzahl entzöge. Trüge die Menge der Studirten etwas dazu bey, die Wis-senschaften in einem Staate blühend zu machen, so müßte die Deutsche Gelehrsamkeit vor der Brit-tischen einen grossen Vorzug haben; ob dieses wahr sey, mögen andere beurtheilen. Die Macht eines Königs wird durch die Anzahl seiner Un-terthanen bestimmt; allein im Reiche der Wis-senschaften sind einige wenige glückliche Genies wichtiger, als hundert tausend handwerksmäßige Gelehrte. Vielleicht könnte sogar die Vermin-derung dieser Anzahl den Wissenschaften vortheil-haft seyn. Die Studirten drücken jetzt ein-ander todt, wenn ich so sagen darf. Blos die Menge ist Schuld daran, daß viele ihre besten Jahre im Bedruck zubringen, und solche mehr zu Erwerbung ihres Unterhalts, als Verbesse-rung ihrer Seelenkräfte anwenden müssen, die

bey etwas erträglichern Umständen ihrem Vaterlande würden zur Ehre gereicht haben. Ich bin der erste nicht, der dieses behauptet. Es haben schon verschiedene vor mir darauf gedacht, ob es nicht gut seyn würde, wenn die Genies junger Leute, ehe sie die Academie besuchten, von einigen dazu bestellten Männern geprüft und die ungeschickten abgewiesen würden. Dieser Vorschlag klinget sehr scheinbar, allein die Fähigkeit des Verstandes zeigt sich auf so verschiedene Arten, und ist oft so versteckt, daß ich zweifle, ob jemand nach einer kurzen Unterredung mit einem Unbekannten, oder einigen Versuchen, gleich im Stande seyn werde, zu entscheiden, ob er zum Studiren geschickt sey, oder nicht. Die Blödigkeit, Mangel der Erziehung, oder andere Nebenumstände, würden oft demjenigen, der viele Fähigkeiten besässe, das Ansehen eines Einfältigen geben, wogegen Stand und Freundschaft oft die Richter bewegen würde, untüchtige Köpfe zum Studiren zuzulassen. Ueberdem scheint mir dieses Mittel für die freyen Künste, wozu einem jeden der Zugang offen stehen muß, zu gezwungen, und was das hauptsächlichste ist, ich glaube, wir werden dessen bald überhoben seyn können. Alle Thorheiten und Vorurtheile haben ihre Epoquen. Man fange nur an, einen Theil der Hülfsmittel, die in denen Zeiten,

da

da es noch an Studirten fehlte, zu Aufmunterungen zum Studiren bestimmt wurden, deren es jetzt aber so sehr nicht mehr bedarf, Lehrlingen der Künstler und Handwerker zuzuwenden, man suche durch Prämien eine Aemulation unter diesen hervor zu bringen, und fange an, sie einer mehrern Achtung zu würdigen, so hoffe ich, die Einbildung, daß alle Glückseligkeit bey den dreyen Facultäten anzutreffen sey, wird die längste Zeit gedauert haben.

XIII.

Von unhöflichen Höflichkeiten.

Seit einiger Zeit wohnet in meiner Nachbarschaft auf dem Lande ein Mann, der der höflichste, und zugleich der lästigste Mensch auf der Welt ist. Er hat einen grossen Theil seines Lebens an einem kleinen Hofe in Deutschland zugebracht, wo er unter andern wichtigen Verrichtungen, auch die Stelle eines Ceremonienmeisters mit versehen, und alle die unhöflichen Höflichkeiten, worin wir Deutsche den Vorzug behaupten, sind ihm dabey so natürlich geworden, daß er sich leichter von Essen und Trinken, als von diesen entwöhnen würde. An jedem neuen Jahrstage schickt er drey Leute zu Pferde in der ganzen Nachbarschaft herum, und läßt gratuliren. Zweyen von seinen Reitknechten hat dieses bereits das Leben gekostet, weil ein kleiner Fluß, den sie paßiren müssen, in der Jahrszeit gemeiniglich sehr angeschwollen ist; allein daran kehrt er sich nicht. Die Höflichkeit muß beobachtet seyn, und wenn man ihn nicht tödtlich beleidigen will, so muß man seine Leute wieder

in

in Gefahr setzen, um das Compliment erwiedern zu lassen. Wenn seine Frau nieder kömmt, so werden nicht allein eben so viele mündliche Complimente bestellt, sondern zwey Schreibers müssen auch Nacht und Tag arbeiten, um die Post mit überflüßigen Briefen zu beschweren. Sechse von seinen besten Freunden bittet er gewiß zu Gevattern, um ihnen eine Höflichkeit zu erzeigen, die sie vielleicht gerne verbäten. Wenn in meinem Hause sich jemand nicht wohl befindet, so muß ich dieses auf die sorgfältigste Art vor ihm verbergen, sonst kömmt täglich ein Bote, um sich nach dem Befinden des Patienten zu erkundigen, sollte er auch nur ein Flußfieber haben. Ist der Kranke aber gar gefährlich, so kömmt er selbst, und geht nicht weg, bis er ihn gesehen hat, wenn man ihm gleich noch so deutlich sagt, daß er keine Lust habe, in Gesellschaft zu seyn. Für jeden Menschen, der ihm in einer grossen Stadt begegnet, nimmt er den Huth ab. Wenn er hört, daß jemand in irgend einem Theile der Welt etwas auszurichten hat, so hat er allenthalben Freunde und Bekannte, durch die er einem jeden das, was er wünscht, verschaffen kann, und er ist gleich ungebeten bereit, die Besorgung davon zu übernehmen; allein, den bedaure ich, der sich ihm anvertrauet. Die Sache wird gewiß vergessen, oder wenns hoch kömmt, sehr schlecht ausgerichtet. Er hat

den Kopf stets so voll von tausend lästigen Höflichkeiten, daß er zu wahren Freundschaftsdiensten keine Zeit übrig behält. Er ist eines jeden gehorsamer Diener, dient aber keinem Menschen. — Doch meine Leser werden ihn gleich persönlich kennen lernen, wenn ich Ihnen die Abentheuer erzähle, die mir neulich in seinem Hause begegnet sind.

So bald Adrast, so heißt mein höflicher Freund, in die hiesige Gegend gekommen, war er in einem District von fünf Meilen bey allen Leuten von einigem Stande, und also auch bey mir, vorgefahren. Ich mußte diesen Besuch erwiedern, und da ich mit einem Billet abzukommen hoffte, hatte ich meinem Bedienten befohlen, daß er nach angebrachten Compliment gleich hinzusetzen sollte: Es würde wol nicht gelegen seyn, er wolle also ein Billet abgeben. Allein zum Unglück ward mein Besuch angenommen. Man führte mich zu einer Treppe, die so glänzend war, daß sie statt eines Spiegels hätte gebraucht werden können. Ich war vom Reiten etwas steif, und glitschte durch eine kleine Unbehutsamkeit auf dem sechsten Tritte aus, fiel den übrigen Theil der Treppe wieder herunter, und mußte mich glücklich schätzen, daß ich noch mit einer Verletzung am Schienbeine davon kam. Eine gewöhnliche höl-

zerne

zerne Treppe würde mich weit sicherer in das zweyte Stockwerk geführet haben, und ich konnte nicht begreifen, warum mein Freund gleich beym Eintritte ins Haus seinen Gästen eine Fallbrücke bereitet hatte. Mit eben dem Rechte hätte er Fußangel vor die Thür legen können. Ich erkundigte mich, ob kein anderer Weg, in das zweyte Stockwerk zu kommen, vorhanden wäre, der Bediente bejahete dieses, versicherte aber zugleich, daß ihn sein Herr sofort aus dem Hause jagen würde, wenn er mich auf einer schlechtern Treppe, deren sich nur Leute geringern Standes bedienten, hinauf führte. Ich mußte mich also von neuen in Lebensgefahr begeben, und taumelte mit dem furchtsamen Anstande eines Kindes, das erst eben gehen gelernt hat, hinauf. Mein Führer brachte mich in ein Zimmer, worin ich beynahe eine Stunde warten mußte, ehe ich einen lebendigen Menschen zu sehen bekam. Endlich trat Adrast herein, und entschuldigte sein langes Ausbleiben damit, daß er nur in seiner alltäglichen Kleidung gewesen, und sich mir, da dies der erste Besuch sey, in einem so nachläßigen Anzuge nicht hätte zeigen mögen. Er nöthigte mich zum sitzen, und ob ich gleich versicherte, daß ich mich auf dem Pferde ganz müde gesessen, so wiederholte er doch sein: setzen Sie sich, so oft, daß ich mich endlich wider meine Neigung dazu bequemen

mußte. Ich hatte kaum gesagt, daß ich zu Pferde gekommen sey, so erkundigte er sich gleich, wo mein Pferd stünde, und ohngeachtet aller Betheurungen, daß es sich in dem benachbarten Wirthshause, wo ich es gelassen, sehr wohl befände, schickte er doch einen Bedienten dahin, und ließ es abholen. Der Erfolg wird zeigen, wie wenig Ursache mein Pferd gehabt habe, ihm für diese Höflichkeit verbunden zu seyn. Kurz nachher trat seine Gemahlin ins Zimmer. Sie ist eine Frau von geringer Herkunft und noch geringern Verstande, die mein Freund blos wegen ihrer ansehnlichen Mittel geheyrathet hat. Da sie ihrem Mann durchaus in seiner ausserordentlichen Höflichkeit, jedoch ohne seine Kenntniß der Welt zu besitzen, ähnlich werden will, so wird sie, wie ich in der Folge bemerkte, noch beschwerlicher als er. Drey kleine Knaben, von sechs bis neun Jahren, traten mit ihr herein, und wie ich noch beschäftiget war, der Frau vom Hause mein Compliment zu machen, hatten sie sich schon alle drey meiner Hand bemächtiget, um sie zu küssen. Ich verbat dieses, so gut ich konnte, ich betheurte, daß ich nicht gewohnt sey, mir die Hände küssen zu lassen, allein es half alles nichts. Waren gleich die Kinder so bescheiden, daß sie ein paar mal Miene machten, mich verschonen zu wollen, weil vermuthlich ihre Empfindung sie lehrte, daß sie mir sehr

lästig wären, so munterte sie doch die Mutter durch ihren Zuruf: Ihr werdet euch ja nicht abweisen lassen! zu einem neuen Sturme auf, und ich mußte mich endlich bequemen, ihnen meine Hand preis zu geben.

Nach einer langweiligen Unterredung von gleichgültigen Dingen, wollte ich mich wieder empfehlen, allein hieran war gar nicht zu gedenken. Ich wandte eilige Geschäfte für, und bestand darauf, daß ich nach Hause müßte, allein je mehr ich mich wegerte, desto mehr setzte man mir zu, daß ich zum Essen bleiben sollte, ja endlich mußte einer von den Söhnen des Adraft meinen Huth verstecken, um mich aufzuhalten. Nun war ich gewissermassen gezwungen.

Es kam noch mehrere Gesellschaft herzu, und es ward beliebt, vor Tische in den Garten zu gehen. Der Wirth vom Hause führte eine von den fremden Damen, und brachte die ganze Zeit, während der wir einen langen Gang hinauf giengen, in einem heftigen Wortwechsel mit ihr zu. Ein Unbekannter würde geglaubt haben, daß sie sich gezankt hätten, allein ich, der ich Adraftens Höflichkeit kannte, wußte besser, daß dieses nicht möglich sey. Wie ich etwas genauer auf ihre Reden Achtung gab, verstand ich daraus, daß sie wegen des Platzes, den ein jeder im Gehen einneh-

men sollte, nicht eins werden konnten. Die Stelle, die der Dame nach den strengen Gesetzen des Ceremoniels zukam, war etwas kothig, und wegen der hereinhängenden Baumzweige zum Gehen unbequem, die hingegen, wo Adraſt gieng, war trocken, und vom Gebüsche frey. Sie bat ihn also inständigst um Erlaubniß, an der andern Seite gehen zu dürfen. Allein nichts in der Welt hätte ihn bewegen können, so unhöflich zu seyn und einer Dame zur rechten Hand zu gehen. Das wäre unausstehlich gewesen. Sie mußte also so gut durchwaten, wie sie konnte.

Als es beynahe drey Uhr war, brachte ein Bedienter die angenehme Nachricht, daß das Essen fertig sey. Vermuthlich hatten wir so lange auf die Mahlzeit warten müssen, damit dem neuen Gaste zu Ehren noch einige überflüßige Schüsseln gemacht werden könnten. Ein jeder eilte nach dem Speisezimmer zurück, allein wie wir an die Thür kamen, setzte es grosse Schwierigkeiten. Die ganze vor selbiger versammlete Gesellschaft ward einem Detachement ähnlich, das durch ein Defilee marschieren soll, an dessen anderm Ende feindliche Canonen stehen. Keiner wollte der erste seyn. Adraſt bemühte sich bereits seit einer halben Stunde, einen nach dem andern zu bereden, daß er diesen gefährlichen

Schritt

Schritt zuerst wagen möchte, es war aber alles vergeblich, und wir würden um unsre Mahlzeit gekommen seyn, wenn nicht zum größten Glück ein ziemlich starker Regen ins Mittel getreten wäre. Nun wurden die Damen durch die Furcht, daß die Nässe ihrem Anzuge und dem frisch aufgesetzten Colorit ihres Gesichts schädlich seyn könnte, bewogen, allen Wohlstand beyseite zu setzen, und so, wie sie zukamen, zur Thür hinein zu dringen; keine wollte die letzte seyn, ja ich glaube, so furchtsam dieses Geschlecht nach der Meynung einiger Leute auch seyn mag, so würden sie, wenn auch, um mein erstes Gleichniß beyzubehalten, an der andern Seite würklich Canonen abgefeuert wären, dennoch ihr Leben mit Vergnügen ihrer Ehre, ich meyne, ihrem weissen und rothen Teint, aufgeopfert haben. Sobald die Damen hinein waren, wurden wir Chapeaux um den Rang bald fertig. Zum Glück waren die ersten von der augenscheinlichen Gefahr, in der sie geschwebet, so eingenommen gewesen, daß sie auch sogar durch die Thür des Speisezimmers ohne weitere Complimente gelaufen waren, und wir andern folgten ihnen mit eben so wenigen Umständen bis dahin nach.

Nun, glaubte ich, würden wir endlich anfangen können zu essen, allein wie sehr fand ich mich betro:

betrogen. Der wichtige Punct, wo ein jeder sitzen sollte, mußte noch erst ausgemacht werden, und dieses war so leicht nicht zu entscheiden. Adraft hatte zwar die Vorsicht gebraucht, die ganze Gesellschaft vorher auf einem Blatte Papier zu rangiren, allein er bemühte sich vergebens, sie nach seiner sorgfältig überdachten Ordnung zu stellen. Es schien, als ob alle von seiner Thorheit angesteckt wären. Keiner wollte oben an sitzen, und keinen wollte man unten sitzen lassen, obgleich im Grunde jeder Platz gleiche Bequemlichkeiten darbot. Endlich setzte ich mich bey der Gemahlin des Adraft, und bezeugte gegen den Einwurf, daß ich höher hinauf rücken müßte, es sey dieses der angenehmste Platz für mich. Hiewieder konnte niemand mit Wohlstand etwas einwenden, und eben die Ursache, die die Jurys in England antreibt, ihr Todesurthel zu beschleunige, brachte auch die übrigen Gäste zum sitzen.

Kaum sassen wir, so wünschte ich schon wenigstens zehn Schritt von meiner Frau Nachbarin entfernt zu seyn, denn sie überschüttete mich so sehr mit Höflichkeiten, daß mein Kleid noch jetzt die Proben davon aufweisen kann. Ich sollte durchaus den ersten Teller voll Suppe, den sie in die Hände bekam, von ihr annehmen, und wie ich hiezu durch keine Ueberredungen zu bewegen

wegen war, goß sie mir ihn, damit sie wenigstens auf einige Art ihren Willen haben möchte, auf den Schooß. Doch ich will nicht medisiren. Sie that es vermuthlich nicht mit Vorsatz. Indeß würden viele meiner Mitbürgerinnen, die alles, nur sich selbst nicht, gerne von der schlimmsten Seite ansehen, sehr geneigt gewesen seyn, das erste zu glauben, da sie sich durch dieses Unglück gar nicht abschrecken ließ, mir immer den ersten Teller von jedem Gerüchte aufzudringen. Meine Weste bekam bey dieser Gelegenheit gemeiniglich ihren Theil von den Saucen, und wenn die andern bereits ihren Teller geleeret hatten, so war ich und meine Nachbarin noch nicht einig darüber, wer zuerst essen sollte. Dieses hinderte mich, ohngeachtet meines Hungers, nicht wenig am Essen, und ein anderer Umstand machte es mir fast ganz unmöglich. Der Himmel hat mich mit dem unerheblichsten Segen, ich meyne, einer zahlreichen Menge Anverwandte, sehr freygebig versorgt. Unglücklicher Weise fiel es bald diesem, bald jenem, zu Zeiten auch dreyen zugleich, vermuthlich aus Höflichkeit ein, sich nach dem Befinden meines Vetters, meiner Schwester, meiner Base, meines Schwagers, und der Himmel weiß, nach wem mehr, zu erkundigen, ob ihnen alle diese Leute gleich im Grunde äuserst gleichgültig seyn mußten, da sie

sie kaum einmal gesehen hatten. Ich übereilte mich mit Beantwortung dieser Fragen nicht. Denen, die ich vollkommen kannte, theilte ich die Nachrichten mit, die ich wußte, und die übrigen, die keine Antwort erhielten, gaben sich auch zufrieden. Meine Nachbarin brachte indessen die Zeit, die ihr von dem Nöthigen ihrer beyderseitigen Nachbaren übrig blieb, denn hierin bezeigte sie sich äuserst geschäftig, nicht müßig zu, sie gebrauchte vielmehr jede Minute, um eine neue höfliche Thorheit zu begehen. Einer jungen Wittwe, die gegen ihr über saß, bezeigte sie ihr Beyleid wegen ihres etwa vor einem Vierteljahre verstorbenen Mannes, so umständlich, und erkundigte sich so genau nach seiner letztern Krankheit, daß die gute Frau, Wohlstandes halber, den ganzen Mittag weinen mußte, und weiter nichts essen durfte. Einem andern Frauenzimmer preßte sie auf eine gleiche Art weit aufrichtigere Thränen aus, da sie sie, um ihr auch etwas zu sagen, an den Tod ihres vor einem Jahre verstorbenen Vaters erinnerte, wodurch sie in ziemlich dürftige Umstände versetzt war. Eine gewisse Frau hätte sie beynahe böse gemacht, da sie sich nach ihrem lieben Söhnchen erkundigte, und, um ihr etwas Angenehmes zu sagen, hinzusetzte, daß er dem Herrn - - - sehr ähnlich sähe, da sie doch ohne Zweifel wissen mußte, was

die

die ganze Gegend von dem Umgange dieser beyden Leute sagte. Den Cleon setzte sie in die größte Verlegenheit; sie wünschte ihm zu seiner Verheyrathung mit einem gegenwärtigen Frauenzimmer Glück, woran von seiten der letztern vielleicht wol, von seiner Seite aber gar nicht gedacht war. Verschiedene andere machte sie roth, da sie sie auf die deutlichste Art ins Gesicht rühmte, und ihnen zum Unglück gemeiniglich solche Eigenschaften beylegte, die sie am wenigsten besassen, oder am wenigsten zu haben verlangten. Ich würde zu weitläuftig werden, wenn ich alle diese Kleinigkeiten umständlich erzählen wollte, genug, wir waren glücklich bis an das Ende des ersten Ganges gekommen, und ich würde nunmehr mit dem größten Vergnügen aufgestanden seyn, da mein Appetit völlig gestillet war. Allein so viele Mühe es gekostet hatte, ehe wir an Tisch kommen konnten, eben so sauer ward es uns auch gemacht, ehe wir wieder aufstehen durften. Wir mußten auch die beyden übrigen Gänge aushalten, und ohngeachtet kein Mensch weiter Lust bezeigte, etwas zu essen, so mußte doch von jeder Schüssel etwas vorgelegt werden, weil es sehr unschicklich gewesen seyn würde, den Gästen nur gerade so viel vorzusetzen, als sie, ohne ihrer Gesundheit zu schaden, essen durften. Die Zeit dauerte den mehresten

resten hiebey so lange, daß ihnen alle Lust zum Reden vergieng, und verschiedene würden gewiß vor langer Weile eingeschlafen seyn, wenn sie nicht der unaufhörlich von beyden Seiten erschallende Zuruf: **Essen Sie doch, Sie essen ja nicht,** munter erhalten hätte. Endlich kam die Zeit zum Aufbruche, und ich habe mich kürzlich nicht so sehr über die Freyheit, mich meiner Füsse bedienen zu dürfen, gefreut, als diesmal. **Adraft,** der den Werth der Zeit vortreflich zu schätzen wußte, wollte uns aber doch nicht erlauben, einen Augenblick müßig, das ist, ohne Essen oder Trinken, zuzubringen. Er führte uns sogleich in ein anderes Zimmer, wo wir schon alle Anstalten zum Caffeetrinken fertig fanden. Der Diener, der mir auch eine Tasse brachte, ließ sich mit einem blossen Kopfnicken abweisen, allein die Frau vom Hause war nicht so gütig, oder vielmehr höflicher. Sie schien in eine Art von Erstaunen zu gerathen, da sie sahe, daß ich keine Tasse hätte, und ob ich gleich zu wiederholten malen versicherte, daß der Caffee meiner Natur völlig zuwider sey, daß ich sofort bis zum Sterben krank würde, wenn ich nur das mindeste von diesem Getränke zu mir nähme; so beantwortete sie doch alle meine Gründe mit ihrem ewigen: **Ey, Sie werden ja Caffee trinken, mir zu Gefallen eine Tasse.** Wie sie endlich alle ihre Beredt-

samkeit

samkeit erschöpft hatte, forderte sie ihre älteste Tochter, die etwa siebenzehn Jahr alt seyn mochte, auf, mir die Tasse zu bringen, mit dem ausdrücklichen Befehle, sich nicht abweisen zu lassen. Ich wiederholte alle meine schon angeführten Gründe, ja ich glaube gar, ich schwur in der Angst, daß dieses die würkliche Wahrheit sey; allein vergebens. Sie sagte endlich, Sie werden mir ja keinen Korb geben, und ob ich gleich verheyrathet bin, so zittre ich noch immer, wenn ich das Wort Korb nennen höre. Von Frauenzimmern habe ich zwar nie dergleichen unangenehme Geschenke erhalten, allein es giebt auch Körbe einer andern Art, die eben so beleidigend sind. Ich trank endlich in der größten Verwirrung die Tasse aus, und die Würkungen der Angst, die ich davon empfand, zeigten sich so deutlich in meinem Gesichte, daß man nicht ferner in mich drang. Der Caffeetisch ward weggesetzt, und ein anderer, der mit Gläsern und Bouteillen angefüllet war, nahm die Stelle desselben ein. Ich trank einige Gläser ohne Weigerung, und nachgehends bedankte ich mich. Allein, der Bediente bekam so oft, als er sich hatte abweisen lassen, einen derben Verweis, daher ich endlich aus Mitleiden gegen diesen Menschen das Glas annahm, und es wegsetzte. Auch dieses war vergebens, denn ein Wink seines Herrn zwang ihn, den Augen-

blick es mir wieder herzugeben, so daß ich, wenn ich des beständigen Wegsetzens und Wiederherreichens überhoben seyn wollte, es austrinken mußte. Mit diesem Zeitvertreibe beschäftigten wir uns bis sieben Uhr. Es war ein angenehmer Herbstabend; der Himmel und die Köpfe der Anwesenden waren heiter genug, daß ein jeder hätte mit Bequemlichkeit zu Hause kommen können. Die ganze Gesellschaft machte also Anstalt zum Aufbruche, allein das wäre wider die Höflichkeit, einen Menschen in solchen Umständen reisen zu lassen, da er noch gesund nach Hause kommen kann. Wie Adrast endlich merkte, daß es so finster war, als es werden konnte, und einige, die noch dazu zurück reiten mußten, bereits zu taumeln anfiengen, ließ er sich bewegen, sie reisen zu lassen, ohne sich um ihr künftiges Schicksal zu bekümmern; genug, er konnte sich mit dem Gedanken, daß er sich als ein gütiger Wirth aufgeführt hätte, beruhigen. Beym Abschiednehmen wurden alle die verdrießlichen Weitläuftigkeiten angebracht, welche bey einer so feyerlichen Gelegenheit, als das Auseinandergehen einer Gesellschaft ist, unentbehrlich sind; eine eben so langweilige Scene, als die zu Mittage.

Endlich kamen wir bis vor die Hausthüre. Ich bemerkte an dem Betragen der Bedienten, daß

daß unser gütiger Wirth diese eben so reichlich mit starkem Getränke versorgt hatte, als die Herren, und diese sich vermuthlich nicht so stark hatten nöthigen lassen. Eine Gesellschaft guter Freunde bey finsterer Nacht, auf gefährlichen Wegen, mit einem betrunkenen Kutscher fortzuschicken, dachte ich, ist doch eine unverantwortliche Höflichkeit. Ich wollte mich auch empfehlen, allein Adraft versicherte, daß er mich, da wir noch Anverwandte wären, durchaus nicht weglassen würde. Ich erzählte ihm die nothwendigen Verrichtungen, die meine unausbleibliche Gegenwart zu Hause am folgenden Morgen erforderten. Allein vergebens; denn wie ich, alles Zuredens ohngeachtet, dennoch meinem Reitknecht befahl, die Pferde zu bringen, ließ er ein Schloß vor den Stall hängen, und ich mußte der Gewalt nachgeben. Ich verlange zwar nicht, daß meine Freunde es mit mir machen sollen, wie **Parsimon**. Wie ich bey diesem neulich auf einer Reise gegen Abend einkehrte, und durch die geäuserte Besorgniß, wegen der einbrechenden Nacht, und der Unsicherheit der Wege, genugsam zu erkennen gab, daß ich gesonnen wäre, bey ihm zu bleiben, wandte er alle seine Beredtsamkeit an, mich zu überzeugen, daß ich nichts zu befürchten hätte, ja, er war endlich, wider seine Gewohnheit, so höflich, daß er sich erbot, mir ei-

nen handfesten Kerl mitzugeben, der mich gegen alle Anfälle genugsam schützen sollte. Hierwider konnte ich nichts einwenden, ich ritt fort, und blieb, um nicht in der Nacht zu reisen, im nächsten Wirthshause. So machte es Adraft freylich nicht; allein ich weiß nicht, ob die Höflichkeit des letztern oder die Grobheit des erstern, am mehresten zu tadeln war, denn ich hatte würklich nothwendige Verrichtungen. Da es indessen nicht anders seyn konnte, schickte ich mich in die Zeit, und bezeigte ein Verlangen zu Bette zu gehen. Ja, wer so glücklich gewesen wäre! Nun mußte ich noch eine Stunde aufs Abendessen warten, und zwey Stunden am Tische zubringen. Wie ich endlich nach einer unruhigen Nacht des Morgens frühe wegzureiten hofte, erhielt ich von den Bedienten die traurige Nachricht, daß sie ausdrücklichen Befehl hätten, mich nicht weg zu lassen, bis ihr Herr aufgestanden seyn würde. Ich erwartete dieses; er stand endlich auf, und weil ich am vorhergehenden Tage einen so grossen Widerwillen gegen den Caffee bezeiget hatte, so sollte ich heute Chocolade mit ihm trinken. Sie ward gemacht, aber so langsam, daß es endlich neun Uhr ward, wie man mir erlaubte, diesen lästigen Besuch zu endigen. Wer war froher, als ich? Beym Wegreiten merkte ich sogleich, daß meine Pferde ausserordentlich dünne waren, und

wider

wider ihre Gewohnheit sehr träge giengen. Ich frug meinen Reitknecht um die Ursache, und dieser entdeckte mir, daß er alles Anforderns ohnerachtet, kein anderes Futter, als etwas schlechtes Heu hätte erhalten können.

Bey meiner Zuhausekunft fand ich alles in ziemlicher Unordnung. Meine Frau hatte, wie sie sagte, über mein ungewöhnliches Aussenbleiben eine ausserordentliche Angst empfunden, und die ganze Nacht keinen Augenblick schlafen können. Sie empfieng mich daher mit einem sehr verdrießlichen Gesichte, und erzählte mir, ein gewisser Fremder, den ich bestellt, und mit dem ich nothwendiger Angelegenheiten halber zu reden hatte, habe den ganzen Morgen auf mich gewartet, und sey endlich aus Ungedult weggeritten. Zu gleicher Zeit erhielten wir die unangenehme Nachricht, daß eine von den Kutschen, welche gestern Abend, auf die bereits erzählte Art, von Adraften weggefahren waren, durch die Unvorsichtigkeit des Kutschers von einem gewissen Hügel herunter geworfen worden, wobey dieser von den Pferden auf die Brust getreten sey, und eine von denen darin sitzenden Damen das ganze Gesicht im Glase zerstossen, eine andere aber den Arm zerbrochen hätte, auch sey einer von der Gesellschaft dermassen mit dem Pferde gestürzt, daß

er ohne Hofnung läge, und ein anderer, der zu nahe an einem Eichbaum vorbey gejaget, habe sich das eine Bein gequetschet. Feine Würkungen von der Höflichkeit des Herrn Adraft!

Dieses bewog mich zu sehr ernsthaften Betrachtungen. Ich fand es unbegreiflich, daß ein Mann von seinem Verstande sich so viele Mühe geben, und so viel Kosten anwenden könnte, blos um andern durch seine Höflichkeit lästig zu seyn. Dennoch giebt es so viele Adraste in der Welt! Und was das Wunderbarste dabey ist, so würden diese bey allem Aufwande, den sie zu unnützen Dienstleistungen verschwenden, es vielleicht sehr bedenklich finden, ihren Freunden mit einer weit geringern Ausgabe oder Bemühung eine würkliche Gefälligkeit zu leisten. Welcher Widerspruch! Doch dieser ist nur bey dem ersten Anscheine da, denn wenn man die Triebfeder ihrer Art zu handeln genauer untersuchet, so fällt er gänzlich hinweg. Sie sind so geschäftig, Höflichkeiten zu erweisen, nicht, um andern würklich zu dienen, sondern um höflich zu seyn, oder deutlicher zu reden, um zu zeigen, daß sie Lebensart, Kenntniß der Welt, und Vermögen besitzen; kurz, ihrer Eigenliebe zu schmeicheln. Blos aus dieser Ursache mußte die Dame im Garten an der unbequemsten Seite des Weges gehen, die ganze

Gesell-

Gesellschaft vier Stunden am Tische sitzen, und ein Theil derselben betrunken wegreiten. Warum besorgte Adrast unsere Fuhrleute mit so vielem Trinken, und meine Pferde ließ er hungern? Daß die Bedienten seine Freygebigkeit allenthalben rühmen sollten, welches er von meinen Pferden nicht hoffen konnte. Hätte er blos die Absicht gehabt, seinen Freunden einen guten Tag zu verschaffen, so würde er eine ganz entgegengesetzte Art des Verfahrens beobachtet haben. Eine freundschaftliche Bemühung, die Gesellschaft aufzumuntern, würde die Stelle aller überflüßigen Complimente eingenommen haben, er würde uns eine wohlbereitete Mahlzeit vorgesetzt, und nicht durch lästiges Nöthigen, sondern durch sein ganzes Betragen gezeigt haben, daß es ihm lieb sey, wenn uns sein Essen und sein Wein schmeckte. Er hätte einem jeden seine Freyheit gelassen, und ihn blos durch die verschaften Annehmlichkeiten aufzuhalten gesucht. — Dann würde ich mit Verlangen auf die Zeit gewartet haben, wo es mir Wohlstandes halber erlaubt seyn würde, einen zweyten Besuch bey ihm abzulegen, da ich mir hingegen jetzo feste vorgenommen habe, daß mich nichts in der Welt bewegen soll, jemals wieder nach seinem Hause zu kommen.

XIV.

Gedanken vom guten Gerücht.

Der Wein, welcher eine hohe Farbe hat, ist nicht allemal alt; jeder Großprahler ist kein Held; und der, dessen Kleid am reichsten besetzt ist, hat oft weniger als nichts. Dennoch trinkt der Bauer jenen am liebsten, und der Pöbel hält den Großprahler für tapfer, und bückt sich für einige Loth Tressen tiefer, als für den Menschen, der sie trägt. Fabull schreibt gegen den Staat, die betrogene Menge ehrt ihn als einen Patrioten, ohne zu bemerken, daß Neid, Eigennutz, und ein übel angebrachter Ehrgeitz blos die Triebfeder seiner Handlungen sey, und daß hingegen der Staatsmann, den er verhaßt zu machen sucht, es weit aufrichtiger meyne. Doch so geht es. Ein guter Name ist nicht allemal die Belohnung der Tugend, und der ist nicht allemal ein ehrlicher Mann, den man so nennt. Das Laster prangt oft mit der äusern Schaale der Tugend, und diese, so widersprechend es auch klingt, ist oft mit dem Schmutze des Lasters bedeckt. Die gute Sache der Tugend

braucht

braucht keine Kunstgriffe zu ihrer Vertheidigung, und es wird ihr nichts schaden, wenn man offenherzig gesteht, daß Tugend und Laster mehrentheils wenig Einfluß auf unsern guten Namen haben. Derjenige irrt ungemein, der ein ehrlicher Mann ist, um als ein solcher in der Welt angesehen zu werden. Er kann mit aller seiner Ehrlichkeit in Umstände kommen, wo man bey der größten Aufrichtigkeit gerade das Gegentheil von ihm glaubt. Der Verbrecher, der zum Strick geführet wird, kann vielleicht ehrlicher seyn, als der Richter, der über ihn den Stab bricht. Die Menschen müßten mehr Einsichten besitzen, als sie haben, wenn sie uns allemal für das ansehen sollten, was wir würklich sind. Der beste hat seine Fehler, und man hat angemerkt, daß der größte Bösewicht gemeiniglich noch etwas Gutes an sich habe. Kann es nun nicht durch einen Zufall geschehen, daß von jenem eine unregelmäßige Handlung unter solchen Umständen bekannt wird, daß sie alles Gute, was er sonst an sich hat, verdunkelt? Ist es nicht auf der andern Seite eben so möglich, daß die überwiegenden Fehler des letztern verborgen bleiben, seine wenigen guten Eigenschaften aber durch ein Ohngefehr in ein solches Licht gesetzet werden, daß sie ihm die Gestalt des besten Mannes geben? Wo bleibt nun der ehrliche Mann,

und wo bleibt der Bösewicht? Sie haben die Kleider verwechselt, dieser wird erhoben, und jener wird verachtet. Das Bewußtseyn der Unschuld macht die mehresten unbehutsam genug, daß sie selten auf die kleinen Umstände, auf welche alles ankommt, mit genugsamer Sorgfalt achten. Das böse Gewissen hingegen macht fürsichtig, und lehret alles das, wodurch der wahre Character eines Menschen entdeckt werden konnte, sorgfältig vermeiden. Wie ein veraltetes oder häßliches Frauenzimmer nicht selten mehr Fleiß auf den Putz wendet, als die, die von Natur Reitzungen genug hat; so giebt sich ein Schelm mehr Mühe, die äusere Gestalt des ehrlichen Mannes anzunehmen, als derjenige, der es würklich ist. Dieses ist die Ursache der häufigen Verwechselungen, die täglich vorgehen, und wovon folgende Geschichte ein Beyspiel abgeben wird:

Ein junges Frauenzimmer, das ich Julie nennen will, lebte in ihrem sechzehnten Jahre bey ihren Eltern, deren ganzes Vermögen in einigen Aeckern und einem kleinen Hause bestand, in der größten Unschuld auf dem Lande. Ihr Vater, der nach vielen ausgestandenen Unglücksfällen sich hier niedergelassen hatte, um endlich der längst entbehrten Ruhe zu genieſſen, suchte sein Vergnügen blos in der Erziehung dieser einzigen

zigen Tochter. Er war ein Mann, der seinen Geist durch viele Reisen und Belesenheit gebildet hatte, und brachte sie daher in kurzem so weit, daß sie in der ganzen Gegend für eines der artigsten und wohlerzogensten Frauenzimmer gehalten ward. Die Bemühung, ihren Eltern gefällig zu seyn, Frauenzimmerarbeiten, einige wohl geschriebene Bücher, und ein kleines Gehölz, das nahe bey ihres Vaters Hause lag, und wo sie sich im Sommer oft aufhielt, waren ihr einziges Vergnügen und ihre Beschäftigung. Hier sahe sie der Sohn des Grafen von***, den die Spur eines Hasen und sein Hünerhund hieher führten. Er war ein junger liebenswürdiger Herr, der erst vor kurzem von Paris zurück gekommen, dennoch aber, ein seltener Fall! in seinen Sitten eben so unschuldig geblieben war, als wenn er nie von dem Gute seines Vaters gekommen wäre. Der Ruf von Juliens vorzüglichen Eigenschaften hatte ihn schon vorhin veranlasset, sie sich in der Kirche zeigen zu lassen. Er kannte sie also gleich, und ließ sich mehr, um zu sehen, ob eine Person, die blos auf dem Lande erzogen wäre, auch Verstand haben könnte, als aus einer andern Absicht, mit ihr in eine Unterredung ein. Allein er fand mehr als er suchte. Ihre anständige Freymüthigkeit, und die passenden Antworten, die sie ihm auf alle Fra-

gen ertheilte, hielten ihn eine ziemliche Zeit bey ihr auf. Sobald er wieder auf seinem Zimmer allein war, schien seinem Glücke etwas zu fehlen, ohne zu wissen, was es eigentlich sey. Er liebte in der That. Allein er merkte es nicht. Die Liebe versteckte sich so sorgfältig in den kleinsten Winkeln seines Herzens, daß er sie nicht fand, bis sie eine so grosse Gewalt über ihn bekommen hatte, daß er sich nicht mehr widersetzen konnte. Er besuchte also täglich das kleine Holz, wo er Julien zuerst angetroffen hatte, und sie, die viel zu unerfahren war, als daß sie in ihm den Liebhaber hätte bemerken sollen, fuhr beständig fort, sich zu der gewöhnlichen Zeit daselbst antreffen zu lassen. Endlich entdeckte dem Grafen eine kleine Reise, die er mit seinem Vater zu einem benachbarten Edelmann thun mußte, den Betrug, den ihm sein Herz gespielt hatte. Er bemerkte aus der Unruhe, die ihm eine zweytägige Abwesenheit von seiner Schönen verursachte, daß er auf die heftigste Art liebte, und zugleich sah er mit Betrübniß voraus, daß diese anwachsende Leidenschaft beyden nichts als Unglück verursachen könnte. Sein Herz war viel zu edel gesinnt, als daß er Juliens Gunst zu einem unrechtmäßigen Endzweck hätte suchen sollen, und seine Achtung für ihre Tugend war viel zu groß, als daß er sich hätte Hofnung machen

chen können, auf diese Art etwas von ihr zu erlangen. Wäre es blos auf seine eigenen Neigungen angekommen, so würde er keinen Augenblick Anstand genommen haben, sich auf eine ernsthafte Art um sie zu bewerben. Allein, er hatte noch einen Vater. Dieser war von nichts auf der Welt mehr, als von dem Adel seines Geschlechts eingenommen, und er würde ihn durch eine unstandesmäßige Heyrath auf die empfindlichste Art beleidiget haben. Er faßte daher den großmüthigen Entschluß, seine Neigungen der Ausübung seiner Pflichten aufzuopfern. Er beschloß, den Umgang mit Julien zu fliehen, und dadurch seine Leidenschaft völlig wieder auszulöschen. Allein wie schwach ist die Pflicht, wenn sie gegen eine heftige Leidenschaft zu Felde ziehen soll. Er brachte den ganzen Vormittag mit seinem neuen Entschlusse zu, und fühlte schon zum voraus diejenige Beruhigung, die edle Seelen bey einer großmüthigen Handlung zu empfinden pflegen. Endlich schlug die Stunde, die er so oft mit dem heftigsten Verlangen eines Liebhabers erwartet hatte, und niemals hatte er mit einer solchen Verwirrung drey schlagen hören. Alle seine Leidenschaften wurden wieder rege. Sie stellten ihm Julien unter der einnehmendsten Gestalt vor, sie mahlten ihm das Vergnügen, sie in ihrer Einsamkeit zu überraschen, auf die leb-

häfteste Art ab, er wiederholte in seinem Gedächtniß alle Augenblicke, die er in ihrer Gesellschaft so vergnügt zugebracht hatte, und oft war er im Begrif nachzugeben. Doch diesmal siegte er noch. Bey jedem folgenden Tage ward seine Leidenschaft immer heftiger, und am vierten ward er endlich genöthiget, seinen Entschluß, Julien zu meiden, aufzugeben. Warum soll ich, sagte er bey sich, mir ein Leben, das ich auf die vergnügteste Art zubringen könnte, unnöthiger Weise selbst beschwerlich machen? Wird denn mein Vater ewig leben? Und wer wird mich nach seinem Tode hindern, mich mit Julien zu verbinden? Der Adel? — Kleinigkeit! Der Rang? — Ihr Vater ist ein ehrlicher Mann, das ist der beste Rang. Gut, ich will nicht länger der Störer meiner eigenen Ruhe seyn. Noch heute will ich zu ihr gehen, ihr mein ganzes Herz entdecken, und von ihrem Munde mein Urtheil erwarten. Julie war indessen alle Nachmittage in dem kleinen Gehölze gewesen. So gleichgültig sie auch gegen den Grafen zu seyn glaubte, so hatte sie sich doch so an seine Gesellschaft gewöhnt, daß es ihr etwas nahe gieng, ihn nicht mehr anzutreffen. Sie fürchtete, ihn durch ihr Bezeigen unzufrieden, oder sich durch einen Mangel der Lebensart bey ihm verächtlich gemacht zu haben. Endlich zeigte er sich wieder, und eine kleine Röthe verrieth ihre Freude.

de. Sie gieng ihm, dieses glaubte sie seinem Stande schuldig zu seyn, entgegen, und erkundigte sich, ein sicherer Beweis ihrer Unschuld, nach der Ursache, warum sie ihn so lange nicht gesehen. Diese freundschaftliche Bewillkommung machte ihn dreist genug, ihr ohne Umschweife mit den zärtlichsten Ausdrücken seine Liebe, und seine gefaßte Entschliessung zu entdecken. Das Unerwartete dieses Antrages verursachte ihr die äuserste Verwirrung. Endlich faßte sie sich wieder. Sie stellte ihm die Ungleichheit des Standes vor, die ihrer gegenseitigen Liebe ein ewiges Hinderniß in den Weg legen würde, und setzte hinzu: Auch noch nach dem Tode Ihres Vaters sind Sie ihm Gehorsam schuldig, und ich würde nichts als Unsegen von einer wider dessen Willen geschlossenen Heyrath erwarten können. — Sie können Ihr Glück besser machen. — Ich, glücklicher seyn? unterbrach sie der Graf hitzig, und fieng an, ihr die Grösse seiner Liebe mit den lebhaftesten Ausdrücken zu beschreiben, die mit den heiligsten Schwüren begleitet wurden. Ich würde diese wiederholen, wenn wir nicht schon Bücher genug hätten, in denen, man mag sie aufschlagen, wo man will, das, was der Graf gesagt hat, schon gedruckt zu lesen ist. Ich brauche also nur kurz zu sagen, und wer die Mädgen kennt, wird es schon im voraus denken können, in wenig Tagen

erhielt

erhielt er ihre Einwilligung zu einer künftigen Heyrath. Nun war der Graf der glücklichste Mensch auf der Welt. Er sah seine Geliebte täglich an dem gewöhnlichen Orte, und ihre künftige Glückseligkeit war nun der beständige Gegenstand ihrer Gespräche. Einige Wochen verstrichen bey dieser Platonischen Liebe; doch sehr lange pflegt diese nicht zu dauren. Ein Liebhaber gleicht einem Geitzigen, je mehr er hat, destomehr verlangt er, und der Glücklichste ist nie zufrieden. So gieng es dem Grafen auch. Als sie an einem Abend ziemlich lange mit einander zugebracht hatten, fieng er an, sich einige Freyheiten herauszunehmen, die Juliens Tugend erröthen machten. Sie widersetzte sich ihm mit dem äusersten Widerwillen, und endlich sprang sie gar im Zorn auf. Wie schön, sagte sie, halten Sie die Betheurungen, die Sie mir von der Unschuld Ihrer Gesinnungen gegeben haben? — Machen Sie sich keine Hofnung, mich jemals wieder hier anzutreffen. Hiemit wollte sie fortgehen. Der erschrockene Graf saß wie betäubt da, und wußte nicht, ob er sie gehen lassen oder ihr nachfolgen sollte. Endlich entschloß er sich zu dem letztern, hielt sie bey der Hand zurück, warf sich zu ihren Füssen, bat auf die demüthigste Art wegen seines Vergehens um Vergebung, und schwur, daß er die Nacht

nicht überleben wollte, wenn sie ihm nicht verziehe.

Der Schönen Zorn gleicht ihrer Zärtlichkeit,
Sie dauren beyde kurze Zeit.

Wie leicht verzeihen sie, wenn sich der Verbrecher zu ihren Füssen wirft. Julie kehrte also nach ihrem vorigen Sitze zurück. Der Graf hatte seine Absicht noch nicht aufgegeben, ob ihn gleich der Zorn seiner Gebieterin lehrte, daß er mehr Behutsamkeit würde gebrauchen müssen. Er beschuldigte sie der Ungerechtigkeit, daß sie sich seinen Wünschen so eifrig widersetzte, da sie doch einmal darein gewilliget hätte, die Seinige zu seyn. Trauen Sie denn meinen Schwüren nicht, sagte er, und glauben Sie, daß ich niederträchtig genug seyn werde, sie zu vergessen? Nein, erwiederte sie, dieser Zweifel ist mir nie eingefallen. Ich kenne Ihre Großmuth. Allein, meine Ehre und meine Tugend verbieten mir, Ihnen Freyheiten zu gestatten, die Ihnen noch nicht durch die Hand eines Priesters ertheilet sind. Wenn Sie sonst keinen Zweifel haben, war die Antwort, so sehe ich nicht, was uns bewegen sollte, unser Glück einen Augenblick länger aufzuschieben. Sie denken viel zu vernünftig, als daß Sie sich an Gebräuche binden sollten, die blos des Wohlstandes wegen eingeführet sind. Wer-

den die Gelübde, die wir uns hier abstatten, nicht eben so verbindlich seyn, als wenn sie in der Kirche geschähen? Und da wir hier unter den Augen des höchsten Wesens selbst sind, werden denn unsre Schwüre minder feyerlich seyn, weil kein Prediger dabey gegenwärtig gewesen? — Die überzeugende Art, womit der Graf seine Gründe vortrug, der Wunsch, einen Geliebten glücklich zu sehen, und Juliens eigenes Herz, bewogen sie endlich, in seinen so rechtmäßig scheinenden Vorschlag zu willigen. Beyde knieten nieder, der Graf sagte das Wesentliche der Formuln, die bey dieser Gelegenheit gebräuchlich sind, so viel er davon wußte, aus dem Gedächtnisse her, und endlich wiederholten sie sich diejenigen Betheurungen, welche sie oft einander gethan hatten. Nun war Julie eine Gräfin, allein, ohne den Titel und ohne die Rechte derselben gebrauchen zu dürfen. Das Vergnügen, ihren Mann täglich verliebter und gefälliger zu sehen, hielt sie einige Zeit, in Ansehung der andern Vortheile, die sie entbehren mußte, schadlos. Allein, wie wenig dauerhaft ist das Glück, das die Liebe denen giebt, welchen sie noch am günstigsten ist? Ein gewisser Zufall, der beyden, unter andern Umständen, die größte Freude verursacht haben würde, störete jetzt ihre Zufriedenheit. Juliens Eltern bemerkten die mit ihrer Tochter vorgegan-

gene Veränderung mit Erstaunen. Da sie nie das geringste Mißtrauen in die Tugend ihrer Tochter gesetzt hatten, würden sie ihren Augen kaum getrauet haben, wenn nicht Julie endlich ihrer Mutter das ganze Geheimniß entdeckt hätte. Diese ließ sich durch die Hofnung ihres künftigen Glücks und die eigene Versicherung des Grafen wieder beruhigen, begieng aber die Unvorsichtigkeit, daß sie die ganze Geschichte einer alten Freundin erzählte, die solche wieder einer andern im Vertrauen offenbarte, und dadurch veranlassete, daß die ganze Sache ruchtbar ward. Doch wie selten eine Erzählung durch viele Hände gehen kann, ohne etwas verändert zu werden, so gieng es auch hier. In allen Unterredungen, deren Gegenstand jetzt Julie war, sagte man, sie sey von dem Grafen, unter einer blossen Versprechung der Ehe, verführt. Alle Schönen, die so oft auf ihre Reitze neidisch gewesen waren, stimmten mit einem Frohlocken an, sie ist verführt, und die jungen Herren bedienten sich ihrer zu einem scherzhaften Beweise, daß die Sprödigkeit eines jeden Mädgens blosse Heucheley sey. Der alte Graf erfuhr endlich diese Geschichte auch. Allein, er war so weit davon entfernt, daß er die Aufführung seines Sohnes hätte tadeln sollen, daß er vielmehr seine Geschicklichkeit lobte, eine Tugend, die bisher der Gegenstand einer allgemei-

nen Bewunderung gewesen war, übern Haufen zu werfen. Und wie konnte er anders denken? Er hatte von seiner ersten Jugend an keine andere Regeln seiner Handlungen gekannt, als seine Begierden, und er hatte sich bisher bey dieser Lebensart so wohl befunden, daß er es seinem Sohn leicht vergeben konnte, wenn er die niedrigen Tugenden dem Pöbel überliesse. Endlich aber fiengen die häufigen Besuche, die sein Sohn noch bey Julien abstattete, und das Gerücht von einer versprochenen Ehe an, ihm verdächtig zu werden, da er aus der Erfahrung wußte, daß eine flüchtige Leidenschaft nicht so lange zu dauren pflege. In diesem Argwohn ward er noch mehr bestärket, als sein Sohn die ihm angetragene Heyrath mit der jungen Flavia hartnäckig ausschlug. Sie war reich, schön und von altem Adel, und er hatte daher, in der Hofnung, daß sein Sohn nicht die geringste Einwendung machen würde, schon das Jawort gegeben. Er drohete, er schmeichelte, er bat ihn, allein alles vergebens. Nun hegte er weiter nicht den geringsten Zweifel, daß Julie an seinem Ungehorsam schuld sey, und er glaubte, daß schon alles gut gehen würde, wenn er sie nur von ihm entfernte. Die grosse Achtung, die er vor den Adel seines Geschlechts hatte, flößte ihm den grausamen Gedanken ein, daß es eben kein Verbrechen seyn würde, eine Person, die

nicht

nicht von Adel wäre, und keine Güter besässe, dem Ansehen seiner Familie aufzuopfern, sie mögte unschuldig seyn oder nicht. Er wandte also die Gunst, in der er bey Hofe stand, an, um sie unglücklich zu machen, indem er es sich zur Gnade ausbat, daß eine liederliche Frauensperson in seiner Nachbarschaft, die seinen Sohn verführte, ins Zuchthaus gebracht werden möchte. Niemand ließ es sich einfallen, die Umstände der Sache genauer zu untersuchen. Ein angesehener Graf hat niemals Unrecht. Julie ward also in der größten Geschwindigkeit in ein benachbartes Zuchthaus gesetzt, wo sie kurze Zeit nachher vor Gram starb. Der junge Graf würde sich diesem Vorhaben ohne Zweifel widersetzt haben, wenn nicht der Vater die Vorsicht gebraucht hätte, ihn vorher zu entfernen. Er hatte alle seine Sachen einpacken lassen, und den Morgen vor seiner Abreise zeigte er ihm erst an, daß er nochmals auf Reisen gehen sollte, und, ohngeachtet seines Widerstrebens, mußte er unter Begleitung eines Hofmeisters nach Italien abreisen. Juliens Eltern, die ihre Tochter noch jederzeit zärtlich liebten, weil sie wußten, daß nicht eine lasterhafte Aufführung, sondern blos eine Unvorsichtigkeit an ihrem Unglücke schuld sey, brachten ihre übrigen Tage mit dem schmerzhaftesten Andenken an ihre verlohrne Tochter zu. So siegte das Laster über

die Tugend, und so ward ein Mädgen, das nie, oder wenigstens nur in einem sehr geringen Grade, die Wege der Tugend verlassen hatte, von allen, die ihre Geschichte hörten, für eine Nichtswürdige gehalten.

Ich bin gewiß versichert, daß unter den unglücklichen Geschöpfen, von denen man mit einem spöttischen Gesichte sagt, sie sind zu Falle gekommen, manche Julie sey, die es zehn andern, die als eine Zierde ihres Geschlechts und als Muster der Tugend verehret werden, an gutem Herzen, und an Keuschheit zuvor thue. Doch, es giebt Dinge, die man nicht zu genau untersuchen darf, und wo ich nicht irre, gehört die Tugend vieler Damen mit dahin. Ein guter Name ist mehr die Belohnung der Klugheit, als der Tugend. Wer kann in unser Innerstes sehen, und wer kann uns aus unsern Handlungen beurtheilen, der nicht die Triebfedern derselben, und alle damit verknüpfte Umstände genau erforscht hat? Welcher Mensch ist hiezu im Stande? Gerichte, die ihr einziges Geschäfte daraus gemacht, die Wahrheit eines Verbrechens zu untersuchen, die Eyde darüber abschwören lassen, und Zeugen abgehört, haben sich oft geirret; wie sollte denn das Urtheil des Publicums, das bey seinen Untersuchungen lange nicht so viele Umstände macht, nicht noch weit fehlsamer seyn. Man erlaube mir zwey hieher gehörige Vorfälle,

die

die mir eben beyfallen, und deren Wahrheit durch gerichtliche Acten begründet wird, anzuführen. Ein Mensch in L***, der an einem Sonntage Morgen in die Wohnung eines Kürschners geht, um etwas zu kaufen, findet in der Stube eine ermordete Frauensperson auf der Erde liegen, sonst aber keinen im Hause. Er hebt sie auf, um zu sehen, ob ihr noch zu helfen stehe; wie er aber findet, daß sie völlig todt sey, begiebt er sich, vielleicht aus Schrecken, mit der größten Geschwindigkeit, und ohne zu bemerken, daß vieles von dem Blute der Entleibten auf sein Kleid gekommen sey, hinweg. Der Mann, der bey seiner Zurückkunft aus der Kirche seine Frau in diesem Zustande antrift, sucht, auf die Spur des Thäters zu kommen. Einige Leute sagen, daß jemand in eben der Kleidung, als der Mensch, von welchem ich rede, trug, aus seinem Hause gelaufen sey. Er sucht diesen auf, und da man noch das Blut an seinem Kleide entdeckt, wird er in Verhaft gezogen, durch die Tortur zum Bekenntniß gezwungen, und zum Tode verurtheilt; an eben dem Tage aber, da das Urtheil an ihm vollzogen werden soll, findet sich aus eigener Bewegung der würkliche Thäter an, und befreyet ihn von dem bevorstehenden Tode. Die zweyte Begebenheit, die fast noch ausserordentlicher ist, hat sich vor etwa funfzehn Jahren in der Ge-

gend von G*** zugetragen. Eine schwangere Frauensperson ward an einem kleinen Flusse durch einen Hieb in den Kopf entleibt gefunden. Sie hatte an eben dem Tage von einem benachbarten Schulmeister, mit dem sie dem Gerücht nach schon seit einiger Zeit in einem verbotenen Umgange sollte gelebt haben, Rocken geholet. Dieser wußte den Weg, auf den sie mit dem gekauften Korn nach der Mühle gehen mußte, er hatte grosse Ursache ihren Tod zu wünschen, weil die Absetzung von seinem Dienst eine gewisse Folge ihrer Niederkunft gewesen seyn würde. Es fiel also der erste Verdacht auf ihn. Man suchte in seinem Hause nach, und fand ein Hemd und Beinkleid, die mit Blut befleckt und ganz naß waren. Können stärkere Anzeigen eines begangenen Verbrechens gefunden werden? Eine Juristenfacultät, an die die Acten verschickt wurden, ward auch dadurch bewogen, ihm die Tortur zuzuerkennen. Inzwischen würkte er noch eine Defension für sich aus. Er bewies, daß er die ganze Nacht und während der Zeit, da der Mord geschehen seyn mußte, bey seinen Eltern in der Kammer gewesen wäre; daß er sich vor einiger Zeit mit einem Beil ins Bein gehauen, und dadurch sein Hemd und Beinkleid blutig gemacht habe; daß der Ort, wo diese gelegen, so feucht sey, daß sie

blos

blos von der Luft naß werden können, und um seine Unschuld völlig klar zu machen, kam es nachgehends an den Tag, daß würklich ein anderer die Entleibte geschwängert und ermordet hätte. Lieber GOtt! kann die Wahrheit so versteckt seyn, welcher ehrliche Mann ist denn sicher, ich will nicht sagen, gehenkt zu werden, aber doch wenigsteus seinen guten Namen zu verlieren? Können Gerichte, die eine Sache aufs genauesste untersuchen, und alle Umstände sorgfältig erwägen, sich so sehr irren: wie grosse Ursache haben denn andere, in ihren Urtheilen über ihre Mitbürger mit der größten Behutsamkeit zu verfahren? Dennoch ist es die herrschende Mode, es nicht zu thun. Ich ärgere mich immer, wenn ich höre, daß Leute, die einen Menschen kaum einen Tag gekannt haben, bey dem ersten Fehler, den sie an ihm zu bemerken glauben, oder auf ein blosses fliegendes Gerücht, gleich das Urtheil über ihn fällen: Es ist ein schlechter, nichtswürdiger Mensch, ein Betrüger, ein einfältiger Tropf u. s. w. Es giebt Leute, die, vielleicht aus eigenem Bewußtseyn von der Bosheit des menschlichen Herzens, so überzeugt sind, daß sie alles, was ihnen zum Nachtheil ihrer besten Freunde vorgebracht wird, den Augenblick glauben, und sich durch die heiligsten Schwüre nicht von dem Gegentheil würden überzeugen lassen.

Sollten diese nicht erst untersuchen, ob das, was man andern beymißt, oder was sie selbst bemerkt zu haben glauben, würklich wahr sey? Und sollte dieses auch ausser Zweifel seyn, könnten sie denn nicht untersuchen, ob auch entschuldigende Umstände bey der Sache vorkämen; ob nicht jemand durch eine Gelegenheit, der sie selbst nicht würden widerstanden haben, verführt sey? Wer das menschliche Herz einigermassen kennet, und etwas Erfahrung besitzt, wird bemerkt haben, daß man auf der Reise durch die Welt an so abhängende Gegenden kommen könne, wo man oft mehr als menschliche Klugheit nöthig hat, um nicht zu gleiten. Oft kann auch die Absicht bey einer Handlung gut, oft wenigstens nicht böse gewesen seyn, obgleich der Erfolg etwas anders ausgefallen ist, als man gedacht. Viele Fehler, die, wenn man sie auf die Rechnung des Herzens schreibt, sehr groß scheinen, werden unmerklich, wenn man sie dem Mangel des Verstandes beymißt. Denn wer kann sich klüger machen, als er ist? In wie vielen Fällen würde es also der Billigkeit gemäß seyn, zu untersuchen, ob ein böses Herz, oder ein unrichtiger Vernunftschluß eine Handlung veranlaßt hätten? Wenn ich auch alles dieses beyseite setze, so bleibt es doch allemal unbillig, aus einer Handlung den ganzen Menschen zu beurtheilen.

Es

Es kann jemand gewisse Fehler an sich haben, die durch andre gute Eigenschaften, wo nicht übertroffen, doch ersetzt werden. Ueberdem ist der Mensch sich nicht zu allen Zeiten selbst gleich, und die Entschliessungen des Morgens sind nicht selten von denen, die man des Nachmittags faßt, verschieden. Ein Soldat kann jederzeit brav gethan haben, und durch eine üble Verdauung oder hypochondrische Zufälle bey einer andern Gelegenheit bewogen werden, vom Schlachtfelde zu laufen. Man würde ihm unrecht thun, wenn man ihn deswegen gleich beym erstenmale eine feige Memme nennen wollte. Wenn sein Magen wieder hergestellt ist, so wird er wieder eben so tapfer seyn, als vorhin. Dieses läßt sich auf verschiedene andere Fälle anwenden. Bedächten doch die, welche sogleich mit ihrem Urtheil fertig sind, wie schlecht sie dabey fahren würden, wenn andre es eben so machten. Giengen sie nur in ihr voriges Leben zurück, so würden sie finden, daß viele ihrer Handlungen, wenn sie bekannt werden sollten, die Welt zu einem weit schlimmern Urtheile von ihnen zwingen würden, und daß sie es vielleicht blos einem Zufalle zu danken haben, daß sie noch kein Gegenstand der allgemeinen Verachtung sind. Was das lustigste hiebey ist: diejenigen werden gemeiniglich die schärfsten Tadler, welche es am wenigsten

Ursache haben. Wie strenge richtet die zur Betschwester gewordene Coquette jetzt junge Schönen, und wie unversöhnlich ist der Moralist, der sich durch seine Ausschweifungen ungesund gemacht hat, gegen die kleinsten Vergehungen. Doch gar zu viele unserer entscheidenden Geister würden verstummen müssen, wenn sie nicht richten sollten, und meine Nachbarin würde die Gelegenheit verlieren, der Gesellschaft auf eine versteckte Weise zu verstehen zu geben, daß sie von allen Fehlern, die sie andern beymißt, frey sey. Doch der elende Kunstgrif trügt. Sobald sie den Mund öfnet, sieht man es ihr gleich an, daß sie von allen menschlichen Fehlern den schlimmsten an sich habe, — daß sie ein böses Herz besitze.

XV.

Von den Kennzeichen der Tollheit.

Der Mensch, dieses kluge Insect, das Sterne mißt, dem Monde seinen Lauf vorschreibt, und die geheimsten Wahrheiten durch tiefsinnige Schlüsse entdeckt, wird ebenso wol, und fast noch häufiger, toll, als andere Thiere; vielleicht weil die Vernunft leichter auf Abwege gerathen kann, als der Instinkt, oder weil die Werkzeuge des Verstandes bey diesem künstlicher und feiner gebauet, mithin der Verrückung mehr unterworfen sind. Je wichtiger die Verrichtungen sind, die wir von diesen erwarten, je mehr wir mit ihnen umzugehen haben, desto gefährlicher wird ihre Tollheit. Ein rasender Tyrann ist schädlicher als ein unsinniger Bauer, und auch der letzte kann nach eben dem Verhältniß noch immer mehr Unheil anrichten, als ein toller Hund. Es würde daher von dem größten Nutzen sey, wenn wir gewisse Merkmale hätten, aus welchen man die Herannahung dieses Zufalles im voraus erkennen könnte. Man würde dadurch in den Stand gesetzt werden, sich für Leu-

ten zu hüten, von denen man voraus sähe, daß sie einer Verrückung nahe wären, und ein gewisser von meinen Bekannten würde sich nie entschliessen, die Schöne, die er jetzt anbetet, zu heyrathen, wenn er das wüßte, was ich weiß, nemlich, daß sie nächstens toll werden wird. Ich habe daher mit Hülfe eines meiner Freunde, der ein Arzt ist, verschiedene Erfahrungen von dieser Krankheit gesammlet, und wir haben es dadurch so weit gebracht, daß wir es jetzt, wenigstens vier Wochen vorher, einem Menschen mit Zuverläßigkeit ansehen können, ob er toll werden wird. Viele dieser Kennzeichen gründen sich blos in der Empfindung, und lassen sich in einem schriftlichen Vortrage nicht begreiflich machen. Man muß sie sehen. Einige aber hoffe ich doch deutlich machen zu können, und diese will ich jetzt mittheilen.

Es ist bekannt, daß die Klugheit in der Wahl der gehörigen Mittel, die zur Erlangung des Endzwecks dienen, den man sich vorgesetzt hat, bestehe. Die Wahl der unrechten Mittel wird also schon eine Abweichung von der Klugheit seyn; allein man kann es von keinem Menschen verlangen, daß er zu allen Zeiten und bey jeder Gelegenheit klug handeln solle: denn die Vernunft kann irren, sie ist immer mit etwas Thorheit

ver-

vermischt. Wenn aber ein Mensch diejenigen Mittel erwählt, die der Erlangung seines Endzwecks gerade entgegen sind, so weicht er in einem zu grossen Grade von der gesunden Vernunft ab, und man kann versichert seyn, daß er sie nächstens ganz verlieren werde. Wenn jemand in den heissesten Sommertagen einen Fuchspelz und eine Bequille trüge, und dabey über Hitze klagte, auf einem Balle mit grossen Reitstiefeln erschiene, einem Frauenzimmer gleich beym ersten Antrage entdeckte, daß er sie blos des Geldes wegen zu nehmen wünschte, im Schlafrocke einem vornehmen Herrn seine Aufwartung machte, oder seinem Gönner entdeckte, daß er ein Ignorant sey, wer würde denn nicht sagen: der Mensch ist toll? Von einer Jungfer, die sich berühmte, daß sie schon einigemal Wochen gehalten, würde man ein gleiches Urtheil fällen. Ein Mensch, der Postknecht gewesen war, dankte vor einiger Zeit ab, um sich zur Ruhe zu begeben, und ward Nachtwächter. Ich merkte gleich, daß es nicht recht richtig mit ihm seyn müßte, weil er seiner Absicht gerade entgegen handelte; und was ich vermuthet hatte, erfolgte kurz nachher, indem er völlig rasend ward. Strax, ein Mann, dessen einzige Absicht ist, reich zu werden, leihet Capitalia an unsichern Orten aus, um sechs pro Cent zu erhalten; läßt seine Gebäude ver-

fallen, um die Reparationes zu ersparen; treibt seine besten Ochsen auf eine verschlammte Weide, damit das verdorbene Gras nicht umkomme; nimmt Arzeneyen von einem Marktschreyer, weil sie wohlfeiler sind, und verliert dadurch Capital und Gebäude, seine, und was ihm fast noch werther ist, seiner Ochsen Gesundheit. Diese sterben, und sich selbst muß er nachher mit dreyfachen Kosten curiren lassen. Dieses konnte er vorher sehen, und da er seiner Absicht so sehr entgegen handelt, so muß er wol einen Ansatz zur Tollheit haben. Er wird sich mit der Zeit aus Geitz ungesund und zum armen Mann machen, und es wird nöthig seyn, ihm einen Vormund zu setzen; ihn einzusperren, halte ich für überflüßig: denn er wird nur den stillen Koller bekommen und keinem schaden. Verulla, eine neunzigjährige Wittwe, heyrathet, um ihre übrigen Tage recht ruhig und vergnügt zuzubringen, einen jungen Taugenicht, der die Heyrath mit ihr als das einzige Mittel, dem Schuldthurme zu entgehen, mit beyden Händen ergreift. Sie hätte ihrer Absicht auf keine Weise mehr entgegen handeln können: denn wenn ihr Geld verzehrt ist, so wird ihr der junge Ehemann schlecht begegnen, und sie läuft Gefahr, bey einem ziemlich ansehnlichen Vermögen am Ende zu verhungern. Doch es wird nicht nöthig seyn, ihr Präser-

servative gegen die Tollheit zu gebrauchen, das Betragen ihres Mannes wird sie schon wieder zur Vernunft bringen, wenn sie nicht in der Cur stirbt. Hippocrates führt noch verschiedene Beobachtungen an, die hieher gehören, als von einem Manne, der, um die Keuschheit seiner Töchter zu bewahren, einen jungen Soldaten zur Wache vor ihre Kammer gestellet; von zweyen Frauenzimmern, die, um einen Mann zu erlangen, auf Reisen gegangen, u. s. w. Da ich mich aber gern der Kürze befleißige, so können meine Leser diese in seiner Abhandlung von den Krankheiten ausführlich lesen.

Es pflegt auch ein Anfang der Raserey zu seyn, wenn jemand gar zu eifrig bemühet ist, einen gewissen Endzweck zu erhalten, sonderlich wenn die Kräfte dazu fehlen. Die Beyspiele von Leuten, die die Liebe toll gemacht, sind bekannt, und man erzählt auf einer gewissen Academie noch jetzt die Geschichte eines Studenten, der durchaus ein grosser Jurist werden wollen, aber bey gar zu eifriger Untersuchung des Titels: de actione quadrupedaria, den Verstand verlohren. Bramarbas, ein junger Officier, der einen Feldzug mit gethan, und bereits das Glück gehabt hat, Titulair-Fähndrich zu werden, will, es koste was es wolle, ein Held seyn. So oft

man das Unglück hat, mit ihm in Gesellschaft zu kommen, erzählt er seine Thaten, wie er in Ham einen Proviantschreiber geprügelt, und dem Bürgermeister eines kleinen Münsterschen Fleckens Schläge angeboten. Sieht er einen Menschen, der nicht viel Herz zu besitzen scheint, oder nicht im Stande ist, sich zu wehren, so sagt er gleich zu dem ersten, den er antrift: ich möchte wünschen, daß der mit mir anbände, er sollte gleich ein paar Maulschellen haben. Seit einiger Zeit bemerke ich, daß er bey seinen Erzählungen allerhand sonderbare Bewegungen mit Händen und Füssen macht, und wenn man ihn nicht bey Zeiten einsperret, so sorge ich, er wird bald anfangen, das würklich auszuführen, was er sich bisher nur blos berühmt hat. Julie brennt vor heftiger Begierde, einen Mann zu erlangen, die ganze Zeit von dem Morgen bis des Nachmittags um vier Uhr, wendet sie auf den Putz, und wenn sie sich endlich mit allen ersinnlichen Reitzungen ausgerüstet zu haben glaubt, so geht sie auf Eroberungen aus. Um eine feine Haut und vornehme Farbe zu bekommen, schminkt sie sich mit verschiedenen höchst schädlichen Sachen, und ißt Kreide. Die gewöhnlichsten Höflichkeitsbezeugungen nimmt sie für Liebeserklärungen auf, und so oft ein junger Herr sie ein artiges Kind nennt, bestellt sie ein Stück zu ihrer Aussteuer.

Neu-

Neulich wollte sie gar gegen einen Menschen, der ihr die Hand zweymal geküßt hatte, eine Ehe-klage anstellen. Bemüht sich ihr Vater nicht bald, sie zu verheyrathen, so sorge ich sehr, daß sie sich durch die grosse Bemühung, zu gefallen, noch umbringen, oder mit Ablauf des dreyßigsten Jahres, welches sie bereits angetreten hat, rasend werden wird.

Alle heftigen Leidenschaften arten nicht selten in eine Raserey aus, und es ist daher schon ein ziemlich sicheres Kennzeichen der Tollheit, wenn ein Mensch sich ihnen zu sehr ergiebt. Unter diesen ist keine gefährlicher, als der Hochmuth. Vor den Verstand der Frau von : : : die alles, was nicht adelich ist, vom Vornehmsten bis zum Geringsten, mit dem allgemeinen Namen, Canaille, belegt, und es einer Stange Lack anriechen kann, daß ein Mensch vom bürgerlichen Stande sie in der Hand gehabt habe, ist mir sehr bange. Man wird wohl thun, wenn man auf den Herrn Selimor, einen jungen Kaufmann, den ich täglich ein anderes Kleid tragen sehe, genaue Achtung giebt. Doch, was das schlimmste hiebey ist, so behaupten die berühmtesten Aerzte, daß die Leute, die der Hochmuth rasend macht, die mehreste Zeit unheilbar sind, und daß es das beste sey, sie ihrem Schicksale zu überlas-

sen. Oft bringen indeß reifere Jahre, Unglücksfälle und andre Demüthigungen, diejenige glückliche Würkung hervor, die man durch keine Cur zu erhalten im Stande gewesen. Die Viehseuche, wer sollte das denken? hat einem gewissen Pächter, der schon so rasend war, daß er allen Leuten, die weniger Vermögen besassen, als er, verächtlich begegnete, seine Vernunft völlig wieder gegeben, und drey Körbe, die einer meiner Bekannten, den der Stolz auf seine kleine Person unsinnig machte, erhalten hat, haben ihn besser curirt, als eben so viel Aerzte würden gethan haben.

Ist die Wahl verkehrter Mittel ein Zeichen der Tollheit, so wird die Erwählung lächerlicher Endzwecke es noch mehr seyn. Ich habe einst in einem Tollhause einen Bauren angetroffen, den blos die Begierde, einen Mann vom Stande vorzustellen, dahin gebracht hatte, und der beständig den Kopf zwischen den Schultern trug, weil er solches einst von einem Grafen mochte gesehen haben. Wer wird nicht einen Menschen, der in der Absicht Schätze zu suchen, aufs Gerathewohl Löcher in die Erde gräbt, oder, um den Stein der Weisen zu finden, sein ganzes Vermögen in den Schmelztiegel wirft, des Tollhauses würdig halten? Derjenige, welcher auf Unkosten

seines

seines Verstandes, sich um den unrühmlichen Titel eines Freygeists bewirbt, im Herzen aber, gleich dem Satan, mit Zittern glaubt, gehört an eben diesen Ort. Um ihn zu curiren, müßten alle Leute Freygeister werden, alsdenn würde er, um etwas voraus zu haben, gewiß anfangen, ein guter Christ scheinen zu wollen. Allein die Cur wäre schlimmer, als die Krankheit. Ich habe es versucht, einem solchen Hypecacuana einzugeben, und ihm glaubend zu machen, daß er irgendwo müsse Gift bekommen haben. Einige Tage machte ihn dieses vernünftig: allein so bald die Gefahr vorüber war, stellten sich häufige Recidive ein, daher kann ich dieses Mittel nicht besonders anrathen. Indeß ist mir kein anderes bekannt. Einen andern am Verstande Kranken, hat mein Freund, der Arzt, glücklicher curirt. Er hatte den sonderbaren Einfall, daß er es für eine Ehre hielt, viel Wein vertragen zu können. Der Arzt ließ ihn alle Abend drey Bouteillen von dem hiesigen Kellerwein, der ausserordentlich schlecht ist, trinken, und fuhr damit acht Tage fort. Des folgenden Morgens stellte sich jederzeit ein kleines Fieber, mit heftigen Kopfschmerzen und convulsivischen Bewegungen des Magens, bey ihm ein. Die letztern Tage merkte man, daß er immer vernünftiger ward, denn die letzte Bouteille blieb mehrentheils voll. Am neunten Tage woll-

te er kein Glas mehr an den Mund setzen, und konnte nicht begreifen, wie er hätte thöricht genug seyn können, sich so unangenehme Nachweyhen zu verschaffen, blos, um die Stärke seiner Natur zu zeigen. Cleanth, der Stutzer, hat den abgeschmackten Vorsatz gefaßt, den Namen eines Eroberers beym Frauenzimmer zu erlangen. Seine Raserey geht schon so weit, daß er sich öffentlich berühmt, gewisse Gunstbezeugungen von verheyratheten Damen, die er vielleicht kaum einmal gesehen hat, erhalten zu haben, und dasjenige, welches er aufs eifrigste leugnen sollte, wenn es ihm von andern beygemessen würde, jedesmal mit einem nachdrücklichen Fluch betheurt. Diesen setze man, je eher je lieber, einige Jahre ins Zuchthaus, damit er vernünftig werde, und lerne mit mehrerer Behutsamkeit die Ehre solcher Personen, denen er Hochachtung schuldig ist, zu schonen: denn läßt man ihn länger in Freyheit, so wird er vielleicht im Stande seyn, in vielen Familien Uneinigkeit anzurichten, und sich selbst eine noch schärfere Ahndung von beleidigten Ehemännern zuziehen.

Viele, sonst nicht verwerfliche Endzwecke, sind bey Leuten, für die sie nicht gehören, ein Zeichen der Tollheit. Scribler hat sichs vorgenommen, ein Licht in der gelehrten Welt zu werden, und

legt

legt sich, ohne Genie und Gelehrsamkeit zu besitzen, aufs Bücherschreiben. Er läßt eine Untersuchung über eine gewisse Hexe, Lebensbeschreibungen verschiedener unberühmter Gelehrten, ja gar sein eigenes Leben drucken. Neulich gerieth er auf den Einfall, die Meßiade in gereimten Versen fortzusetzen, weil Klopstock, seiner Meynung nach, zu langsam arbeitete. Er hat sich hiedurch bekannt gemacht, aber von einer sehr lächerlichen Seite, und er ist gewiß einer Verrückung sehr nahe. Doch glaubt mein Freund, der Arzt, daß man ihn ohne Gefahr herum gehen lassen, ja ihm gar Gift, Degen, Pistolen und andre gefährliche Sachen in die Hände geben könne, ohne daß er sich oder andern damit Leid thun werde, nur müßte man ihn für Dinte, Feder und Papier sorgfältig hüten, damit er nicht zur Schande der menschlichen Vernunft noch unkluger Zeug schreibe. Ich müßte mich sehr irren, wenn jener Schneider, der alle politischen Zeitungen lieset, dem es kein Monarch oder Minister zu Danke machen kann, der alle Geheimnisse der Cabinetter erräth, der bey allen neuen Verordnungen etwas auszusetzen findet, und der jetzt an einem Plane zum Frieden zwischen Rußland und der Pforte arbeitet, nicht sein Leben im Tollhause endigen sollte. Was sagt die Stadt von dem Philosophen, der mit einem Tanzmeister um den Vorzug streitet,

und von dem Sechzigjährigen, der noch gern einen Adonis vorstellen möchte?

Fast bey allen Unsinnigen, die mir vorgekommen sind, habe ich bemerkt, wie ihre Krankheit damit anfieng, daß sie unmögliche Dinge unternahmen, und wenn sie diese nicht ausrichten konnten, wurden sie toll. So oft also ein Mensch sich unmögliche Endzwecke vornimmt, so ist es hohe Zeit, auf ihn Acht zu geben, ihn nach Befinden der Umstände einzusperren, oder diensame Mittel zu gebrauchen. Auf meiner Strasse wohnt ein Schuster, der sich den lächerlichen Einfall in den Kopf gesetzt hat, daß er gerne allen seinen Nachbarn Gesetze vorschreiben möchte. Wenn er eben ein Paar Schuhe macht, die ein vorzügliches Nachdenken erfodern, weil eine Dame sie auf dem Balle tragen will, so verlangt er, daß alles in der ganzen Gegend stille seyn soll, und weil er gewohnt ist, um zehn Uhr zu Bette zu gehen, so wird er über das mindeste Geräusch, das nach dieser Zeit noch in den Nachbarhäusern gemacht wird, erschrecklich böse. Er schickt seinen Gesellen herum, und läßt auf eine gebieterische Art befehlen, die Nachbaren sollten stille seyn, und letzthin hat er gar einem Menschen, der eine Thür etwas zu hart zugeschlagen, mit dem Leisten nach dem Kopfe geworfen. Entweder er ist schon toll, oder wird

es doch bald werden. Man sperre ihn ein, ehe er ein Unglück anrichtet. Ich kenne noch einen unglücklichen Verrückten, den ich nie ohne Mitleiden ansehen kann. Er will eben so vornehm leben, als ein gewisser reicher Mann, den er sich zum Muster gewählet hat, ob er gleich nicht so viele Hunderte, als jener Tausende zu verzehren hat. Er besetzt sein Kleid mit breiten metallenen Tressen, hält zwey Kutschpferde, die er aus Mangel des Futters beynahe verhungern lassen muß, und ißt oft in acht Tagen kein Fleisch, um von dem dadurch Ersparten eine Assemblee halten zu können. Sein vornehmes Muster hat ein Landgut, nahe bey der Stadt; er hat sich also, um ihm ähnlich zu werden, einen Bauerhof gekauft, und diesen mit geliehenen Gelde bebauet. — Hilft man ihm nicht bald, so wird er dem Frosch in der Fabel ähnlich werden, der sich aus allen Kräften aufblähete, um einem Ochsen an Grösse zu gleichen, und darüber platzte. **Elmire**, die unnatürlich klein ist, möchte ihrer Grösse gern eine Elle zusezzen. Sie trägt so hohe Absätze, daß sie stets auf den Zähen geht, ihr Crep scheint mit unserm Kirchthurme zu wetteifern, und sie schnürt sich aus allen Kräften ein, weil sie sich dadurch auszudehnen hoft. Unmögliches Unternehmen! Ich fürchte, sie wird nächstens anfangen, auf Stelzen zu gehen, und darüber den Hals brechen.

Nun giebt es noch eine Art Leute, von denen ich nicht eigentlich sagen kann, ob sie unter die Candidaten des Tollhauses, oder unter die würklich Tollen zu rechnen sind. Sie handeln ohne alle Bewegungsgründe, sie wenden Mittel an ohne Endzwecke, und die Einbildung scheint bey ihnen das Uebergewicht über die sinnliche Empfindung erhalten zu haben. Ich kenne einen Menschen, der immer über Verfolgungen klagt, und täglich auf Mittel sinnt, wie er die gegen ihn gemachten Cabalen seiner Feinde vereiteln könne; der stets geladene Terzerole bey sich trägt, um sich zu wehren; dem die Besorgniß, man werde ihn im Bette überfallen, oder ihm das Haus über dem Kopfe anstecken, manche schlaflose Nacht verursachet. Er hat keinen Feind, er ficht blos mit seinem eigenen Schatten, und sieht Windmühlen für Ritter, oder Barbierbecken für Helme an. Mein Freund hat noch einen andern Patienten, der seine Haare täglich verschiedenemale accommodiren läßt, und sobald sie aufs beste in Ordnung gebracht sind, eine Mütze aufsetzt, und sich zu Bette legt. Er hält beständig drey Reitpferde, ist aber seit zwey Jahren nicht ausgeritten. Einem Menschen, den er heute auf die zärtlichste Art seiner Freundschaft versichert, begegnet er morgen wie einem Taugenichts, und jagt ihn zum Hause hinaus. Sei-

ner Frau, die häßlich ist, wie der Tod, folgt er aus Eifersucht allenthalben nach, ob ihm gleich ihre unerträgliche Bildung Bürge genug für ihre Treue seyn könnte. Ein Nichts kann ihn in die größte Wuth bringen. Er schimpft mit der Frau, prügelt Kinder und Bediente, und wenn er wieder zu sich selbst kommt, so weiß er selbst nicht, warum. Ich habe es längst gedacht, daß sein Kopf in die Cur meines Freundes kommen würde, denn wie er noch ganz vernünftig zu seyn schien, und sein Körper sich vollkommen wohl befand, gut aß und gut schlief, gebrauchte er schon Jahr aus Jahr ein Medicin, und sprach oft drey Stunden, ohne zu wissen, was er haben wollte. Diese Art der Verrückten ist die allergefährlichste. Da sie ganz ohne einigen zureichenden Grund und nach einem blossen Ohngefehr handeln, so ist ihnen jede That gleichgültig, sie können eben so leicht verläumden als loben, es ist ihnen einerley, ob sie ihrem Freunde Gift oder Zucker geben, und sie werden keinen Unterscheid darunter machen, ob sie einen Menschen oder eine Mücke tödten. Ursachen genug, sie sorgfältig zu verwahren.

XVI.

XVI.

Einzelne Gedanken von der Verschiedenheit der Menschen.

Hält man einen Grönländer oder schwarzen Aethiopier gegen einen nettgeputzten Europäischen Stutzer, so wird man eben so viel Mühe haben, zu glauben, daß beyde von einem Stammvater abstammen, als ein Mensch, der nie mehrere Arten Hunde gesehen, haben würde, um sich zu überreden, daß das zierliche Schooßhündgen einer Dame, und ein häßlicher zottigter Pudel oder Englischer Dogge zu einem Geschlecht gehörten.

Den unterscheidenden Character, den die Natur einem jeden bey der Geburt eingedrückt hat, bemerkt man am deutlichsten bey Kindern, bey denen sie sich noch unverstellt und unverändert zeigt. Diese überzeugen mich, daß es gewisse angeborne Triebe und Neigungen gebe, die nicht blos eine Folge der Erziehung oder der Lebensart sind, der man sich gewidmet. Unter einer kleinen Anzahl Knaben, deren Handlungen ich zu

Zeiten

Zeiten unbemerkt beobachte, entdecke ich schon den Freygebigen, der kein grösseres Vergnügen hat, als etwas zu verschenken, den Jachzornigen, den künftigen Geitzhals, der den andern ihr Spielzeug stiehlt, den Argwöhnischen, den lustigen Kopf, der über alles, ja sogar über die Schläge seines Lehrmeisters lacht, den Grillenfänger, den jede Kleinigkeit quält, und den Zankſüchtigen, der bald ein blaues Auge, bald einen verwundeten Kopf hat. Sonderlich freue ich mich über einen, der jederzeit den Trupp anführt, alle Anstalten zum Spielen macht, ohne dessen Rath nichts vorgenommen werden darf, und ich müßte mich sehr irren, wenn dieser unberühmt alt werden sollte. Dieses ist die Grundlage zu dem Bilde, das nachmals durch die Lebensart, der sich ein jeder widmet, durch die Gesellschaften, die er besucht, und durch die glücklichen oder unglücklichen Zufälle, die ihm begegnen, völlig ausgearbeitet wird.

Es giebt unendlich verschiedene Anhänger der Wollust, wenn man überhaupt den Trieb zum Vergnügen darunter versteht. Der sucht sie blos in den Empfindungen des Körpers, jener in den reinern Vergnügungen der Seele. Der verlangt Wein und Liebe zu seiner Belustigung; den rührt nur eins von diesen, und der zieht beyden

den ein wohlschmeckendes Gericht vor. Der hält es für eine Wollust, wenn er unter vertrauten Freunden bis zur Frölichkeit trinkt, wo eine witzige Unterredung die Gesellschaft belebt, oder wenn seine Lesbia ihm, um seiner Klagen los zu werden, einen unschuldigen halb erzwungenen Kuß reicht. Jener lobt sich keine Freuden, als die, welche die Sinne trunken machen, keine Gesellschaft ist für ihn munter gewesen, aus der er ohne Taumeln hat nach Hause gehen können, und von der Liebe kennt er keine andere Empfindungen, als die, die er mit den Thieren gemein hat. Dem gefallen nur rauschende Ergötzlichkeiten, und er ist auf einem Balle, wo alles, was artig heißt, versammlet ist, und die ganze Nacht nach verschiedenen Instrumenten tanzt, vor Freuden ausser sich, da vielleicht ein anderer, der nicht weniger ein Freund des Vergnügens ist, bey eben der Lustbarkeit vor langer Weile gähnt. Den bringt die Zauberkraft der Musik in Entzückung, jener hört die rührendsten Touren mit Gleichgültigkeit an. Ein dritter verachtet alles dieses, und nennt es seine Wollust, einen Betrübten zu trösten, einem Nothleidenden sein Elend zu erleichtern, und zieht es den Reitzungen des Weins, der Liebe und des Tanzes vor, wenn er einen Unglücklichen auch nur auf einen Tag vergnügt machen kann. Ein

seltener Character, es ist wahr! von welchem man aber doch noch hie und da Spuren antrift.

Das Gebiet des Ehrgeitzes ist nicht weniger mit verschiedenen Unterthanen besetzt. Der läuft Tod und Gefahren entgegen, um als ein Held bewundert zu werden; der sucht auf den nicht minder gefährlichen Stufen der Hofgunst zu einer vorzüglichen Höhe zu steigen, und setzt seine ganze Glückseligkeit in einen freundlichen Blick seines Monarchen. Der sucht sich durch Schriften zu verewigen, und beraubt sein Leben, das er schlaflos, arm und kränklich zubringt, gern aller Annehmlichkeiten, wenn er sich nur mit der Hofnung schmeicheln kann, daß die Nachwelt ihn einen grossen Geist nennen werde. Der, welcher etwas niedriger denkt, ist schon zufrieden, wenn er mit Leuten, die vornehmer sind, als er, umgehen kann, wenn sein besetztes Kleid bewundert wird, wenn er prächtig schmauset. Raufbold wird blos aus Ehrgeitz getrieben, einen schwächern vom breiten Stein zu stossen, einem Mann, den er kaum kennt, die Fenster einzuwerfen, oder ein Pereat vor seiner Thür zu rufen. Auch selbst bey Handlungen, bey denen man nichts weniger als Ehrbegierde vermuthen sollte, trift man Spuren derselben an. Blos die Begierde, sich hervorzuthun,

treibt

treibt die Flüche des Corporals und die Seufzer des Scheinheiligen heraus, frischt den Bauren in der Schenke zum Trinken an, und veranlaßt oft gar, daß ein Mädgen, welches gern Kleider und Ringe haben möchte, die es nicht bezahlen kann, aus Ehrgeitz ihre wahre Ehre weggiebt.

Sollte man sich wol vorstellen können, daß Handlungen, die so sehr verschieden sind, aus Einem Triebe herrühren, und alle diese Leute nur darin von einander abgehen, daß sie auf verschiedenen Wegen ihres Wunsches theilhaftig zu werden suchen? Gargil, ein Kaufmann, betrügt einen jeden, der das Unglück hat, in seinen Laden zu kommen. Er hat schlechte Waaren, und setzt sie doppelt so hoch an, als sie werth sind. Wenn jemand aus Versehn einen Groschen zu viel bezahlt, oder ihm ein Bauer aus Einfalt statt Gold Cassen-Münze gegeben, so macht er ein ernsthaftes Gesicht, um seine Freude nicht zu verrathen, und sobald der Betrogene den Rücken gewandt, streicht er eiligst das Geld ein, aus Furcht, daß er wieder umkehren, und den begangenen Irrthum finden möge. Am Abend zählt er seine Baarschaften, und sagt, wie Titus, ich habe einen Tag verlohren, wenn er nicht irgendwo Beute gemacht hat. Er erzählt nichts lieber, als wie er diesen oder jenen angeführt, und hört es

unge-

ungemein gern, wenn man zu ihm sagt, sie sind mir ein listiger Vogel. Doch mache man ihm nur zum Spaß den Vorwurf, daß er mit seiner Köchin auf einem sehr vertrauten Fusse lebe, so wird er wie ein äuserst Beleidigter auffahren, und sagen, wofür sehen sie mich an, für die Bosheit wird mich GOtt bewahren. — Sein Bruder hingegen, der ein Officier ist, erzählt seine wahren und erdichteten Liebesgeschichte, mit verheyratheten und ledigen Frauenzimmern, in allen Gesellschaften, und lacht mit einer vielbedeutenden Miene, wenn man ihm noch mehrere beymißt. Man würde sich aber mit ihm schlagen müssen, wenn man sich nur im mindesten merken liesse, daß man ihn eines Betruges fähig hielte.

Alle Geitzige sehen einander nicht ähnlich, wenn man sie genau betrachtet, obgleich der Unterschied zwischen ihnen nicht so merklich ist. Der wuchert, wo er kann, ohne sich im mindesten ein Bedenken daraus zu machen, ob er jemand Unrecht thut. Dieser entzieht sich, seiner Frau, seinen Kindern, den nöthigen Unterhalt, fluchet bey der kleinsten Ausgabe, giebt aber jedem, was ihm zukommt, und nimmt nichts, das ihm nicht gehöret. Jener braucht alle Stunden zum Gewinn, er läuft, er arbeitet vom Morgen bis an den Abend, ohne sich kaum zum Essen oder Schla-

sen die gehörige Zeit zu lassen. Dieser, der phlegmatischer ist, bringt seine Tage in einer trägen Schläfrigkeit hin, sucht aber durch eine filzige Kargheit eben den Endzweck, nach welchem jener ringt, auf einem bequemern Wege zu erreichen. Der ist in Kleinigkeiten genau, macht sich aber weniger daraus, wenn er grosse Summen durch seine Unvorsichtigkeit einbüßt. Der liebt das Geld blos um des Geldes willen, und untersteht sich nicht, das mindeste davon zu geniessen, dahingegen ein anderer alles aufs sorgfältigste zusammen spart, alles, was er andern geben muß, aufs genaueste einschränkt, und keinem Menschen etwas gönnt, um selbst desto besser leben zu können.

Ein jeder wünscht in dem Stande, worin er lebt, weiter zu kommen. Der Rathsherr hoft Bürgermeister, der Candidat Prediger, der Docter Leibmedicus zu werden. Welch eine heitere Freude verbreitet sich auf dem Gesichte eines Fähndrichs, wenn man mit ihm auf einen baldigen Major anklingt! Doch giebt es auch eine Art Leute, die von dieser Regel eine Ausnahme machen. — Man wird einer jungen Nonne in unsern Klöstern einen schlechten Gefallen erweisen, wenn man ihr Hofnung macht, daß sie noch einst Aebtißin werden könne. Die Beförderung, die sie sich wünscht, ist von einer andern Art.

Die Natur ist in Austheilung ihrer Gaben so sparsam, daß sie nur selten einem alle Seelenkräfte, das Gedächtniß, die Beurtheilungskraft, den Witz und die Einbildungskraft, in gleichem Grade mittheilet. Sie beobachtet aber auch eine so kluge Eintheilung, daß sie keinem eine von diesen Fähigkeiten ganz allein, ohne Zusatz von den übrigen, giebt, weil sie auf diesen Fall gänzlich unbrauchbar seyn würde. Sie schenkt vielmehr einem jeden von allen etwas, und macht nur in Ansehung der grössern oder geringern Dosis einen Unterschied. Dem giebt sie vorzüglich Witz, dem mehr Gedächtniß, dem eine schärfere Beurtheilungskraft, dem eine starke Einbildungskraft, und von den übrigen bald mehr bald weniger. Die geringste Veränderung macht schon einen andern Menschen, und sie bringt dadurch eine unerschöpfliche Mannichfaltigkeit von Genies zuwege, sonderlich wenn die verschiedene Mischung des Temperaments noch hinzu kömmt. So wie man eine erstaunende Menge von Couleuren durch die verschiedene Zusammensetzung der drey Hauptfarben, Roth, Gelb und Blau herausbringen kann, so zeugt die Natur durch die verschiedene Mischung der Seelenkräfte und Temperamente eine solche Mannichfaltigkeit von Characteren, daß keiner dem andern völlig gleicht. Giebt sie einem Mann viel Gedächtniß, eine unmerkliche

Kleinigkeit von den übrigen Fähigkeiten, und dabey ein ehrgeitziges Temperament, so wird dieser, falls er studiret hat, ein handfester Gelehrter werden, der Folianten schreibt. Setzt sie noch etwas Witz hinzu, so wird er schon mehr ins Lächerliche fallen. Giebt sie ihm hiebey noch eine starke Einbildungskraft, so wird er unerträglich seyn. Ertheilt sie ihm zu dieser Mischung nur einen kleinen Theil Beurtheilungskraft, so wird dieser Unerträgliche ein sehr brauchbarer Mann, und wird nach dem Maasse, wie er etwas mehr davon erhält, immer mehr verdienen, ein grosser Geist genannt zu werden. Dieses läßt sich auf verschiedene Art umkehren, doch wird man die mehreste Zeit finden, daß der geringste Fehler in der Mischung aus dem grössesten Geiste einen Thoren oder Unsinnigen würde gemacht haben. Welch eine Demüthigung für die, welche auf ihr Genie stolz sind! So wie das richtige Ebenmaaß der Theile gegen einander die Schönheit des Körpers ausmacht, so bildet auch das richtige Verhältniß einer Fähigkeit zur andern die Schönheit des Geistes. Der Witz macht verächtlich, wenn er nicht mit der gehörigen Stärke der Beurtheilung verbunden ist, ohne die er lauter unreife Früchte hervorbringt. Scharfsinn, ohne einen kleinen Vorrath von Witz, zeugt einen Grillenfänger, der sich stets mit abstracten Dingen quält,

die

die weder ihm noch andern nützen. Ein Mensch von feuriger Einbildungskraft wird, wenn ihm das Vermögen zu beurtheilen fehlt, ein Phantast seyn, der lauter abentheurliche Einfälle ausheckt.

Den mehresten giebt die Natur dasjenige, was man sensum communem nennt, und nur wenigen Lieblingen theilt sie alle ihre Reichthümer in gleicher Stärke mit. Welch ein Genie! bey welchem ein lebhafter Witz, eben so viel Beurtheilungskraft, beynahe so viel Gedächtniß, eine gleiche Einbildungskraft, anzutreffen sind. Dieses ist dasjenige, was die Franzosen einen Esprit superieur, und wir einen grossen Geist nennen. Dieses ist zu allen Sachen geschickt, und dem, der es besitzt, glückt alles, was er nur mit einiger Aufmerksamkeit treibt. Neuton gehörte ohnstreitig zu dieser Zahl, und Voltaire glaubt daher, daß er, wenn er sich auf die Dichtkunst gelegt hätte, eben so geschickt gewesen seyn würde, eine Ilias zu schreiben, als Homer, und daß dieser ebenfalls ein grosser Philosoph geworden seyn würde, wenn er die Weltweisheit zum Gegenstande seiner Bemühungen gewählt hätte. Welch ein glücklicher Mensch, sollte man denken, der so viele Kräfte des Verstandes in einem so hohen Grade besitzt! Die Beurtheilungskraft wird ihm zur Führerin dienen, der Witz wird ihn beluſti-

gen, und bey andern beliebt machen, das Gedächtniß wird es ihm an lehrreichen Beyspielen, die er sich zum Muster wählen kann, nicht fehlen lassen. — Dieses ist wahr, allein ich glaube doch nicht, daß der, dem weniger gegeben ist, eben Ursache habe, die Natur einer Ungerechtigkeit zu beschuldigen. Mit dem größten Geiste sind nicht selten auch die größten Fehler verbunden, und die Glückseligkeit steht mit dem Verstande mehrentheils in einem entgegengesetzten Verhältnisse. Geht man die Geschichte durch, so wird man finden, daß die unglücklichsten Leute größtentheils grosse Genies gewesen sind, die ihr Leben zwar unberühmt, aber doch vermuthlich ruhiger würden zugebracht haben, wenn die Natur sich etwas karger gegen sie bezeigt hätte. Ein mittelmäßiger Geist,

Der, gleich entfernt von Witz und Unverstande,
Sich nicht versteigt, und nicht versteigen kann,

ist zu den mehresten Verrichtungen dieses Lebens hinreichend, und

Trift man denn in ihm den größten Geist nicht an,
So ist er doch vielleicht der Glücklichste im Lande.

Es würde ein Unglück seyn, wenn alle Menschen grosse Geister wären. Wir brauchen Leute, die das Land von Vorurtheilen, und andre, die

die

die Stadt vom Kothe reinigen. Bey der so sehr angewachsenen Menge der Menschen ist es nicht einst möglich, daß sich alle mit nothwendigen oder wichtigen Verrichtungen beschäftigen können. Viele müssen auch mit nützlichen, und andre mit entbehrlichen Arbeiten ihr Brodt erwerben. Die letzten verdienen daher zwar eben keinen Tadel, doch dünkt mich, ich würde erröthen, wenn ich am Ende meines Lebens, auf die Frage: Womit haben sie ihre Zeit auf der Welt hingebracht? nichts anders zu antworten wüßte, als: **Ich habe Toppe-Blumen verferriget.**

Die Verschiedenheit der Charactere würde noch grösser seyn, wenn jeder Kühnheit genug besässe, das vorstellen zu wollen, wozu er von Natur gemacht ist. Allein, diese fehlt den mehresten. Anstatt, daß sie vielleicht schöne, vielleicht auch erträgliche Originale gewesen seyn würden, werden sie elende Copeyen. Die Natur selbst bildet nicht so viele lächerliche Charactere, als die Nachahmung.

Ein gewisses melancholisches, ernsthaftes Wesen kann gefallen, wenn es natürlich ist: handelt also ein Mensch, dem dieses angebohren ist, nicht thöricht, wenn er scherzhaft und belustigend thun will? Man folge der Natur, und die mehreste Zeit wird man Beyfall finden.

Ce n'eſt que l'air d'autrui, qui peut deplaire en moi.

Selbſt Naturfehler werden alsdenn erſt lächerlich, wenn man ſie verſtecken will. Ueber einen Menſchen, der einen unnatürlich kleinen Körper zu ſeinem Antheil erhalten hat, wird ſich kein Vernünftiger aufhalten. Es iſt ein Unglück, er kann ſich nicht gröſſer machen, denkt ein jeder. Meynt er aber dieſes zu thun, geht auf den Zähen, trägt Schuhe mit erſtaunend hohen Abſäzen, und einen ungewöhnlich hohen Crep, um gröſſer zu ſcheinen, als er iſt, wer kann ſich denn des Lachens enthalten? Ein Bauer, an deſſen Sprache man merken kann, daß er am Külf oder Dieſter wohne, mißfällt wenigſtens wegen ſeiner groben Ausrede nicht. Sie iſt ihm natürlich. Will dieſer artig thun und hochdeutſch reden, ſo wird er unerträglich. Ich kenne gewiſſe Leute, denen, ob ſie gleich keine Bauren ſind, eine gewiſſe Grobheit, die ſie ein Deutſches Weſen nennen, durch einen Fehler der Erziehung zur Natur geworden iſt. Iſt man einmal an ihre Art gewöhnt, und kennt ſie als ehrliche Leute, ſo gefallen ſie ſelbſt dadurch wenigſtens mehr, als wenn ſie, um recht geſittet zu thun, ſich galant ſtellen, Complimente und Reverenze ſchneiden, die ihnen nicht beſſer, als dem Külfknappen das Hochdeutſche, kleiden.

Die Comödianten suchen diejenigen sorgfältig aus, welche zu einer jeden Rolle am geschicktesten sind. Sie werden nie den Harlequin, den Helden im Trauerspiele, oder einen von Natur ernsthaften Menschen den lustigen Bedienten vorstellen, oder einen übel Gebildeten die Person des Verliebten, der gefallen soll, spielen lassen. Sieht ein Comödiant, was sich auf dem Theater für ihn schickt, wie vielmehr hat denn ein vernünftiger Mann nicht Ursache, die Rolle in der Welt zu spielen, welche seinem natürlichen Character gemäß ist? (*)

Ein geschickter Haushalter kennt diejenigen Felder genau, die einen fruchtbaren Boden haben; er weiß, welche Art Früchte auf jedem am besten wachsen, und welche so unfruchtbar sind, daß sie die auf die Bestellung verwandten Kosten nicht wieder einbringen. Möchte doch ein jeder seine Fähigkeiten eben so ökonomisch untersuchen, ehe er sich zu einem Geschäfte bestimmte. Auch das unglücklichste Stiefkind der Natur wird noch immer etwas an sich finden, das einer Cultur fähig ist. Ist die Seele von der Natur schlecht bedacht, so ist vielleicht der Körper desto geschickter. Einige Leute handeln aus diesem Grunde eben nicht unvernünftig, die sich

(*) Cicero de offic. l. 1. c. 31.

gar nicht um die Cultur ihrer Seele bekümmern, weil sie einsehen, daß sie den schlechtesten Theil von ihnen ausmache, und dagegen alle Sorgfalt auf den Körper wenden; nichts von denen Wissenschaften, worin sie es nie weit gebracht haben würden, sondern blos reiten, tanzen, fechten, spielen, voltigiren u. dgl. erlernen, und die äusserliche Bildung durch den sorgfältigsten Anputz auszubessern suchen. Der Körper erwirbt ihnen alsdenn nicht selten den Beyfall, welchen die Seele nie erlanget haben würde. Sie thun also klug, haben aber Ursache, sich stets zu erinnern, daß sie Mitleiden verdienen, damit sie diejenigen nicht verachten, die eben nicht Ursache haben, den Körper der Seele vorzuziehen, und daher die Sachen, worin jene geschickt sind, mit weit geringerer Aufmerksamkeit getrieben haben. Sie würden sonst eben so lächerlich handeln, wie der Tanzmeister des Herrn Harley, der sich sehr darüber gewundert, daß die Königin Anna diesen zum Grafen und Groß-Schatzmeister gemacht, da er doch in den zwey Jahren, da er ihn unterrichtet, nicht recht tanzen lernen können.

Viele von den Unordnungen, die man in der Welt antrift, würden wegfallen, wenn jeder seine Kräfte untersuchte, ehe er sich einem Stande widmete, oder vielmehr, wenn einem jeden erlaubt

wäre,

wäre, dieses zu thun. Den zwingt der Eigensinn eines Vaters; den treibt eine eitele Einbildung, nicht aber das Bewußtseyn der Fähigkeit zu einem gewissen Stande; den halten seine Glücksumstände ab, das zu werden, wozu er eigentlich gemacht war. Kurz, die mehresten kommen über oder unter ihre Sphäre, und die wenigsten stehen da, wo sie eigentlich stehen sollten. Wie man unter den Ruinen eines Pallastes hie und da noch Rudera seiner vormaligen Pracht antrift, so findet man oft unter den niedrigsten Leuten Spuren eines Geistes, der gewiß zu etwas grössers bestimmet gewesen, aber durch die Niedrigkeit des Standes, wozu er verdammt worden, unterdrückt ist. Ein General, der eine Armee sehr schlecht anführet, würde vielleicht als Gelehrter geglänzet haben, und mancher Redner von gutem Genie, aber schwacher Stimme und schlechten Anstande, der jetzt seine Zuhörer ermüdet, konnte auf seiner Studierstube nützliche Dienste leisten. Ich erinnere mich, einst in einem alten Geschichtbuche, (ich weiß nicht gewiß, ob es erdichtete oder wahre Erzählungen enthielt,) von einem Chinesischen Kayser gelesen zu haben, dessen gröste Geschicklichkeit in der Kochkunst bestanden, und der ein besonderes Vergnügen daran gefunden, eine gewisse Art kleine Pasteten zu backen, wogegen er einen Koch

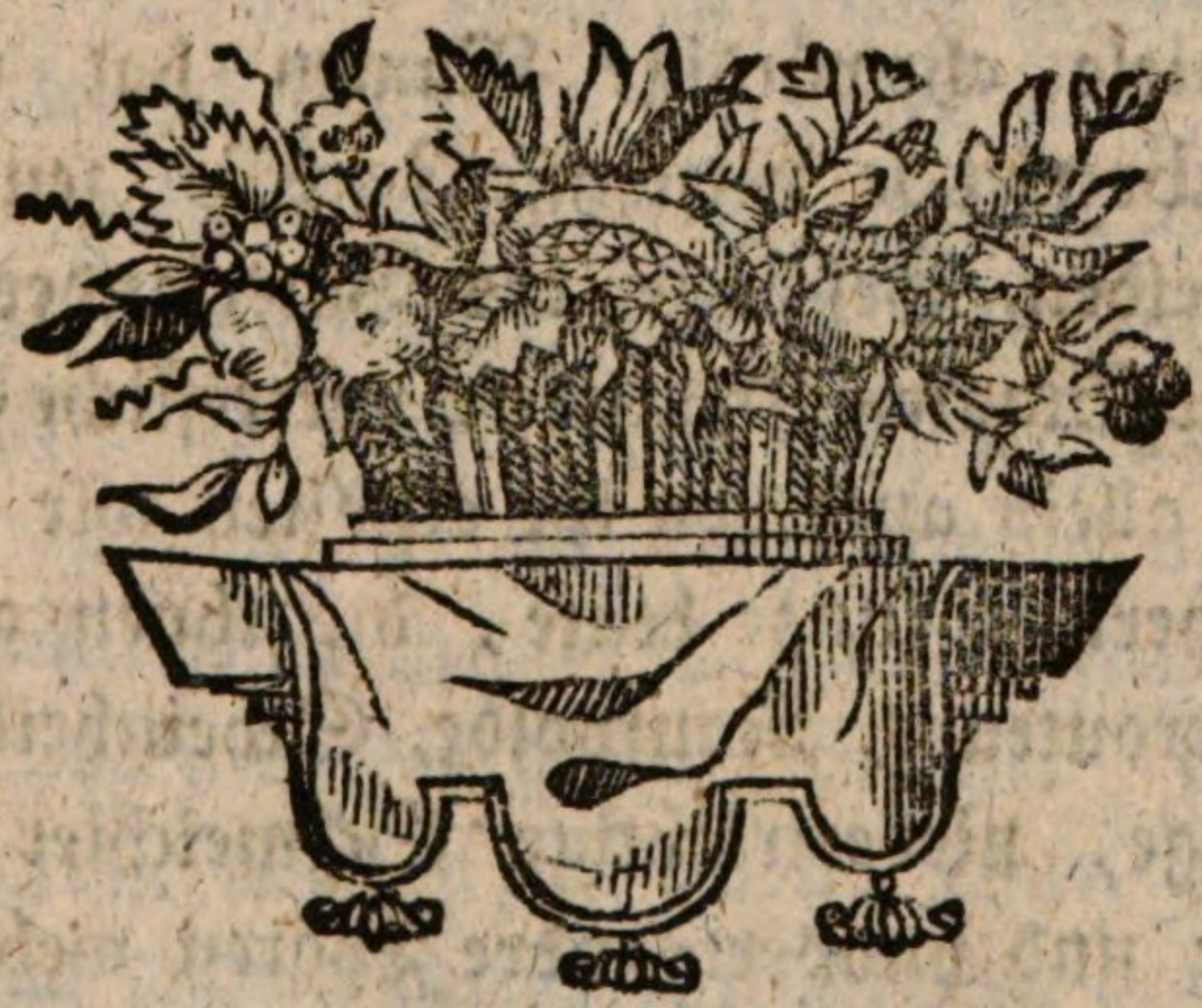
gehabt,

gehabt, der besonders zu Staatssachen Lust gehabt, und vom Morgen bis zum Abend von Krieg und Frieden gesprochen. Der Geschichtschreiber meldet nichts weiter von seiner Regierung, vermuthlich, weil er geglaubt hat, man werde hieraus leicht erachten können, wie schlecht der Staat und die Tafel besorgt worden, und wie viel besser alles gegangen seyn würde, wenn jener Koch, dieser aber Kayser gewesen.

Wie wunderbar theilt der Himmel seine Gaben aus! sagen viele, wenn sie sehen, daß ein Mann, der kaum im Stande ist, seinen Namen zu schreiben, und nichts vom Menschen hat, als die Gestalt, grosse Güter besitzt, und dagegen oft ein vortreflicher Kopf in Niedrigkeit und Armuth, ohne Namen, ohne Freunde, kurz ohne alle Unterstützung in die Welt treten muß. Allein mich dünkt, die Vorsehung handelt hier sehr billig. Einem giebt sie Verstand, dem andern Geld. Jener wird dadurch fähig gemacht, seinen Unterhalt zu verdienen, und er genießt viele Annehmlichkeiten des Lebens, die dieser bey allen seinem Gelde entbehren muß. Würde sie nicht mit dem, dem sie einen Kopf ohne Gehirn gegeben, stiefmütterlich handeln, wenn sie ihm nicht zur geringen Schadloshaltung etwas Geld gäbe, wovon er leben kann? Wollte man das

Gegentheil verlangen, so hieſſe dieſes fordern, daß ſie einem alles, dem andern aber nichts zuwenden ſollte, und dieſes wäre die gröſßte Ungerechtigkeit. Könnte man einem aufgeheiterten Kopf die Freyheit geben, mit einem dummen Reichen zu tauſchen, ſo würde er in ſeiner Wahl nicht zweifelhaft ſeyn, und gewiß bey aller ſeiner

Armuth das bleiben wollen, was
er iſt.



XVII.

XVII.

Erklärung des Sprüchworts: Durch Fragen wird man klug.

Es giebt gewisse Triebe, die einen Menschen nach der Verschiedenheit der Gegenstände, worauf er sie anwendet, entweder zum grossen Mann, oder zum Narren machen können. Wie viele ehrwürdige Namen hat uns die **Ruhmbegierde** verschaffet? Sie zeugte von jeher Helden, Beschützer des Vaterlandes, Stifter neuer Staaten, Patrioten, vortrefliche Schriftsteller; allein auch von ihr erhalten wir Coquetten, lächerliche junge Leute, die ihnen gleichen, Banquerouteurs, Raufbolde, Scheinheilige, Titelsüchtige, niederträchtige Schmeichler, Verleumder und hundert andre Thoren mehr.

Ohne die **Neubegierde** würden wir wenige oder gar keine neue Entdeckungen in den Wissenschaften und Künsten erhalten haben. Wie erstaunend neubegierig mußten **Neuton**, **Leibnitz** und **Columbus** nicht seyn, daß jene allen Belustigungen entsagten, um die Geheimnisse

der Natur zu entdecken, und der letzte sich einem nie beschiften Meere anvertraute, um eine neue Welt zu sehen. Wie sehr ist die Wißbegierde meiner Mitbürger von der ihrigen verschieden, und wie wenig darf man hoffen, daß sie sich dadurch jemals um ihr Vaterland verdient machen werden? Durch welche magische Kunst aus der Mischung der Sonnenstrahlen Farben entstehen, welche Kraft die Sphären in ihrer Ordnung erhält, wie sie sich um einander drehen, und welche Wunder blos die Luft würken kann, das ist ihnen sehr gleichgültig. Allein wie vielfarbigt Elmire auf einem Balle gekleidet gewesen, ob auf der letzten Redoute ein jeder nach seinem Range gestellt worden, ob Thrax sein Hauswesen klüglich eingerichtet, und ob wir heute Ost- oder Westwind haben, das sind die wichtigen Dinge, wornach sie sich sorgfältig erkundigen. Jüngst setzte einer meiner Bekannten seine ganze Nachbarschaft in die größte Unruhe. Er ließ einige grosse Kuchen, Braten, einen Confect-Korb, und andere Unentbehrlichkeiten des Luxus mit vieler Feyerlichkeit in sein Haus tragen, und sie durch eine Nebenthür ungesehen wieder wegbringen. Nun spitzte jeder die Ohren. Jeder frug, was wird es da geben? Hält Herr Orgon vielleicht Kindtaufe? Wird seine Tochter heyrathen? Hält sie heute Verlobung? Hat er

ein

ein besonderes Glück gehabt? Hat er das größte Loos in einer Lotterie erhalten? Wer mag gebeten seyn? Sind Sie, sind Sie, sind Sie — — nicht mit von der Gesellschaft? Alle diese Fragen wurden mit einem ich weiß es nicht und Nein beantwortet. Nun fieng man an zu rathen. Jeder trug seine Muthmassung vor, und jede hatte etwas wahrscheinliches. Man schickte nach Orgons Bekannten herum, um sich zu erkundigen, ob sie nicht eingeladen wären. Alle antworteten Nein! und einige der letztern dachten sehr eifrig über die Ursache dieser Zurücksetzung nach, andere fiengen gar schon an, ihrem Freunde desfalls böse zu werden. Zwey Damen versuchten ein anderes Mittel. Sie schickten eine alte Frau ab, die unter dem Vorwande eines Gewerbes in sein Haus gehen, und sich bey den Bedienten erkundigen mußte. Allein sie kam trostlos zurück. Die Bedienten waren während des Hereintragens der Gerichte sorgfältig entfernt gehalten, und konnten also nichts erzählen, weil sie nichts wußten. Sobald es viere schlug, wartete jeder auf die Ankunft der Gäste, die geringere Frau vor ihrer Thür, die vornehmere hinter den Chasis. Selinde hatte gar einige Freundinnen zu sich gebeten, um sie mit diesem Auftritt zu belustigen. Bis acht Uhr standen sie wie angeheftet da, allein es kam nie-

niemand. Das müssen ja wunderliche Leute seyn, die so spåte kommen! Sollten sie vielleicht den Orgon zum Besten haben! Wer weiß, ob er nicht krank geworden ist, und daher die Gesellschaft hat verbitten müssen; der Bräutigam ist wol ausgeblieben — Neue Muthmassungen, deren keine vor dem Eintritt der Nacht zur Gewißheit gebracht werden konnte. Viele brachten diese daher schlaflos hin, und andre sahen im Traum die Gesellschaft ankommen, die sie wachend nicht hatten sehen können.

Sollten diese Leute wol durch ihre Fragen klüger werden? Gewiß nicht, und da so viele ihnen gleichen, so bin ich oft in Versuchung gerathen, zu behaupten, daß das Sprüchwort: **durch Fragen wird man klug**, grundfalsch sey, oder daß in den alten Handschriften ein Schreibfehler vorgegangen, und es eigentlich heissen sollte: **durch Fragen wird man toll.** Allein wir brauchen diese Correctur nicht. Das Sprüchwort kann völlig so bleiben, wie es ist, und doch wahr seyn. Man muß nur in Gedanken zwey kleine Einschränkungen hinzufügen, die unsere Vorfahren wegen der Kürze des proverbialischen Ausdrucks weggelassen haben, nemlich, daß **man nur denn durch Fragen klug werde, wenn man kluge Leute um etwas kluges frägt.**

Nun fällt es auf einmal in die Augen, warum so wenig Leute durch Fragen ihren Verstand verbessern. Wie leicht kann man sich in der Person desjenigen irren, den man frägt! Viele Leute darf man um gar nichts fragen. Sie sehen äuserlich noch so ziemlich weise aus, allein sie sind doch noch blos Monade, sie haben von keiner Sache in der Welt deutliche Begriffe, und wenn man sich bey ihnen auch nur nach dem bekanntesten Wege erkundiget, so machen sie uns ungewisser, als wir vorher waren. Andere könnten uns oft nützliche Nachrichten ertheilen, allein wie erfahren wir es, daß sie solche besitzen? Die wenigsten wissen dasjenige, was sie eigentlich wissen sollten.

Cornel weiß auf ein Haar, was in der ganzen Stadt
Ein jedes Weib für Buhler hat;
Doch was die ganze Stadt von seinem Weibe spricht,
Das weiß er nicht.

Ludwig der Vierzehnte, wo ich nicht irre, fragte einst seinen Schneider wegen Verfertigung eines Kleides, und er antwortete von Staatssachen. Gut, sagte jener, wenn ihr von Staatssachen sprecht, so muß ich wol einen meiner Räthe kommen lassen, um die Kleidermoden zu erfahren.

fahren. Mich dünkt, daß er hieran nicht gar übel gethan haben würde.

Ich habe es mir daher zum Gesetze gemacht, nie jemanden etwas von derjenigen Kunst oder Wissenschaft zu fragen, wozu er sich eigentlich bekennet. Cleanth ist ein Rechtsgelehrter, und bekleidet ein kleines gerichtliches Amt. Fragt ihn, was ist die Jurisprudenz, was ist ein Contract? Er wird ein paar grosse Augen machen, und nichts zu antworten wissen. Fragt ihn, welches die neumodigsten Haarbeutel sind? Wie dieser oder jener Englische Tanz angeordnet werden muß? So wird er auf einmal wieder Sprache bekommen, und Wunderdinge erzählen. Frägt Julien eine Landdame, ob die jungen Hüner dies Jahr gut aufkommen, oder ob sie mit ihrer Gartenbestellung schon fertig sey? Sie wird die Frage übel nehmen, und mit einem spöttischen Lachen zur Seite sehen. Fragt sie, wie ein Assaßin schicklich gelegt werden müsse, das kann sie euch sagen. Fragt Alphestion, den Doctor, um die Ursache einer Krankheit, um die Würkung einer Arzeney. Er wird euch antworten; denn wie sollte ein Doctor verstummen? Aber er wird so antworten, daß weder ihr, noch er selbst versteht, was er sagen will. Laßt eine Frage aus dem Staatsrechte an ihn ergehen, er wird so gelehrt

davon reden, wie ein Buch. Fragt den Capitain Simpson, wie man ein Champ de Bataille anordnen, wie man eine Vestung einnehmen müsse? Er weiß gewiß nichts davon; fragt ihn, wie man Colombinens Herz erobern könne? das wird er vermuthlich wissen. Alle diese Leute werden uns nicht viel klüger machen, wenn wir sie fragen, und zum Unglück ist ihre Familie entsetzlich stark. Doch so wie diese sich um dasjenige am wenigsten bekümmert haben, was sie eigentlich wissen sollten, so machen es die, von welchen sie befragt werden könnten, zu ihrem Glück eben so. Es möchte in einem Examine seyn, sonst kommen Fragen über erhebliche Dinge selten vor.

Verschiedene Fragen sind durch die Mode eingeführt, und man läßt sie ohne die geringste Neubegierde ergehen. Wie befinden Sie sich? ist die gewöhnlichste, und die erste, wenn zwey Bekannte sich antreffen. Wollte man sie umständlich und aufrichtig beantworten, so müßte man darauf eine genaue Beschreibung von seiner Gesundheit, von seinen Glücks- und Gemüthsumständen machen. Allein, diese Mühe giebt man sich eben nicht; es möchte auch wol nicht zu rathen seyn. Es erfolgt daher gemeiniglich die Antwort, ganz gut, so ziemlich, und der Fragende, der nichts anders erwartet hatte, beruhigt sich damit.

mit. Sagt man wider Vermuthen, nicht gut, sehr schlecht, so macht er ein erschrockenes Gesicht, und sagt: Ey das beklage ich, denkt aber nichts mehr dabey. Eine andere Frage, die noch gleichgültiger ist, und gemeiniglich auf diese folgt, ist die nach dem Befinden der Anverwandten. Wie befindet sich Ihre Frau Schwester? Haben Sie kürzlich Briefe von Ihrem Herrn Sohn gehabt? u. s. w. Diese sind die Einleitung zu der nun folgenden wichtigen Frage: Was giebt es neues? Man muß sich bey deren Beantwortung sorgfältig nach der Person richten, die sie ergehen läßt. Kommt sie von einem Gelehrten, so will er etwas von den Umständen eines berühmten Mannes, von neuen Sätzen, und neu herausgekommenen Büchern erfahren. Läßt sie ein Bürger ergehen, so will er etwas aus den Zeitungen hören. Fragt ein Frauenzimmer, so ist es eine Aufforderung zum Medisiren.

Ich befand mich neulich in einer zahlreichen Gesellschaft von Damen. Sie erzählten sich mit einer bewundernswürdigen Beredtsamkeit alle die wichtigen Neuigkeiten, die sie seit acht Tagen, durch die mühsamsten Nachforschungen, ausgekundschaftet hatten. Sie wußten, wie oft sich Tullia mit ihrem Manne gezankt, was Flavia die letzte Woche gekocht, warum Cäciliens Kö-

chin weggelaufen, was Dorinden zu ihrer neulichen Reise bewogen, und sogar die Ursache, weswegen Alphesire jetzt immer so finster aussähe, war ihnen nicht unbekannt. Ich saß hiebey ganz stille, damit sie mich nicht bemerken, und sich vielleicht durch die Furcht, daß ich ihre Unterredung drucken lassen würde, von weitern Erzählungen abhalten lassen möchten. Nach drey Stunden war endlich diese reiche Materie erschöpft, und sie fiengen schon an, um nicht müßig zu seyn, sich die weisen Einfälle ihrer Kinder zu erzählen. Endlich fiel zu meinem Unglück eine von ihnen darauf, daß ich kürzlich nach L. gewesen wäre, und kaum hatte sie gefragt, was ich da neues gehöret hätte, so stürmten schon aus allen Ecken des Zimmers eine solche Menge Fragen auf mich los, daß ich eine vor der andern nicht hören konnte. Ich sahe wohl, daß ich ihnen nicht entwischen konnte, und entschloß mich, ihre Neubegierde, so gut als es mir möglich seyn würde, zu befriedigen. Wie es daher ein wenig stille wieder geworden war, fieng ich meine Erzählung an. Sie kennen doch den reichen Astolph, sagte ich, dieser ist vor kurzem gestorben, und weil er keine Kinder hatte, auch mit seinen nächsten Anverwandten seit verschiedener Zeit uneinig gelebt hat, hinterließ er durch ein Testament dem jungen Catull, einem ganz fremden Menschen, sein sämmtliches Vermögen.

gen. Doch denken Sie einmal, wie edel, wie großmüthig dieser sich dabey aufgeführt hat? Er gieng zu dem nächsten Anverwandten des Verstorbenen, und — doch kaum hatte ich die Worte **edel, großmüthig,** ausgesprochen, so fieng die ganze Gesellschaft, als wenn sie sich verabredet hätte, an zu gähnen. Ich wußte Anfangs nicht, was dieses bedeuten sollte, bis ich endlich meinen begangenen Fehler bemerkte. In einer Gesellschaft von Damen etwas Rühmliches von andern zu erzählen, das ist ja unausstehlich. Einem Menschen, der eben vom Lande kommt, ist ein solches Versehen kaum zu vergeben. Damit also meine Zuhörerinnen nicht völlig einschlafen möchten, brach ich die angefangene Geschichte ab, indem ich sagte, daß sie nicht sehr interessant wäre, daher ich einen andern merkwürdigen Vorfall erzählen wollte. Wie ich eben durch die — Strasse kam, fuhr ich fort, fand ich vor **Kresimons** Hause eine erstaunende Menge Leute versammlet. Ich drängte mich durch den Haufen hindurch, und sah auf der Diele den lustigsten Auftritt, den man sehen kann. Herr **Kresimon** schlug sich mit seiner Frau. Sie hatte ihm die Manschetten und er ihr den Halstuch zerrissen, und seine Peruque lag neben ihrem Kopfzeuge auf der Erde. Sie sagten sich die empfindlichsten Scheltworte, und schlugen zugleich sehr munter auf einander ein,

bis sie endlich den grossen Zulauf von Zuschauern bemerkten und beschämt sich unsern Augen entzogen. Man sagt, daß eine lächerliche Eifersucht der Frau an dem ganzen Kriege schuld gewesen seyn soll. — Cornel hat dem jungen Cleanth sein Haus verboten, weil er dessen gar zu vertrauten Umgang mit seiner Frau endlich bemerkt hat, und man sagt, daß er sich von ihr scheiden lassen wird. — Der Doctor Bombast hat letzthin einem Patienten ein Vomitiv gegeben, wovon dieser zwey Stunden nachher gestorben ist. Die Sache wird jetzt untersuchet, und es wird ihm vermuthlich die Praxis untersagt werden. — Nerin hat sich vor einigen Tagen mit dem Mucius geschlagen. Er ist zwar mit einer kleinen Verletzung des Daums davon gekommen, allein die ausserordentliche Angst, die er bey diesem Vorfalle ausgestanden, hat die traurige Würkung gehabt, daß er davon völlig im Kopfe verrückt worden ist. — Ich weiß nicht, ob meine Leser jemals ein Gemählde gesehen haben, auf welchem der spielende Orpheus abgebildet ist, um den eine Menge Thiere von allerhand Gattung versammlet ist, die seiner Musik mit der größten Aufmerksamkeit zuhören. Sollten sie es nicht gesehen haben, so hätten sie hier etwas ähnliches sehen können. Ich saß da, wie ein zweyter Orpheus, ein jeder hütete sich sorgfältig, das geringste Geräusch

räusch zu machen, damit kein Wort von meiner Erzählung verloren gienge, und es war weiter kein Unterschied, als daß ich nicht spielte, und meine Zuhörer Menschen waren. Endlich brach ich meine Erzählung ab, und alle bezeugten hierüber ihre Unzufriedenheit. Wissen Sie denn gar nichts mehr? Sollten Sie sonst nichts gehört haben? Wenn es auch nur Kleinigkeiten sind, besinnen Sie sich nur! Ich schwieg einige Augenblicke stille, und sagte nachmals zu ihrer größten Freude: ja! eben fällt mir noch etwas ein, es betrift aber nur eine Kleinigkeit — ich habe gelogen, und von allem, was ich erzählt habe, ist kein Wort wahr. Sie werden mir dieses nicht übel nehmen, ich wußte, daß es Ihnen nur um Neuigkeiten zu thun wäre, und daß Ihnen gemeiniglich an der Wahrheit der Geschichte so gar viel nicht gelegen sey. Das ist ganz gut, erwiederte die eine, etwas aufgebracht, wenn Sie es uns nur nicht gesagt hätten, so hätten wir uns darüber belustigen und es weiter erzählen können, alsdenn wäre es freylich einerley gewesen; allein was ist uns nun mit Ihrem Plaudern gedient? Ist denn kein einziger Umstand wahr? Nein! war meine Antwort. Kresimon hat seine Frau noch nie öffentlich geschlagen. Cornel läßt sich gar nicht merken, daß er etwas von Cleanthens

Verbindung mit seiner Frau wisse. Der Doctor Bombast hat noch keinen mit einem Vomitiv hingerichtet. Nerin ist nicht völlig toll geworden. Mein Gewissen trieb mich an, diese Umstände zu entdecken: denn ich habe unrecht gehandelt, daß ich alle diese Leute verleumdet habe. Doch, was thut man nicht, den Damen zu gefallen?

XVIII.

Von der Glückseligkeit.

Als Jupiter die Menschen erschaffen hatte, schickte er den Gott des Vergnügens auf die Erde, um ihnen das Leben angenehm zu machen. Sie nahmen ihn mit Frohlocken auf, und lebten ausserordentlich glücklich in seiner Gesellschaft. Sein Umgang war so reitzend, als man es nach seinem Namen schon erwarten konnte, und sein Witz war unerschöpflich in Erfindung neuer Ergötzlichkeiten. Die Menschen wurden daher so sehr von ihm eingenommen, daß sie keine Stunde ohne ihn zubringen konnten, und alles andere, ja sogar den Jupiter selbst, dabey vergassen. Dieser ward hierüber unwillig, und rief die übrigen Götter zusammen, um mit ihnen zu überlegen, was er mit dem undankbaren Geschlechte anfangen sollte. Wie bey Hofe die mehrsten geneigt sind, denjenigen, welcher einmal in die Ungnade des Prinzen gefallen ist, noch verhaßter zu machen, so bemüheten sich auch damals fast alle, das Verbrechen der Menschen noch strafbarer vorzustellen,

und

und riethen, sie entweder mit dem Blitz zu zerschmettern, oder sie sammt ihrer Erdkugel zu verbrennen. Apollo redete zuletzt, und stellte vor, daß es den Menschen nicht so sehr zu verdenken sey, wenn sie sich von einem so reitzenden Gott, als der Gott des Vergnügens wäre, gar zu sehr hätten einnehmen lassen. Die Strafe der Zerstörung würde daher viel zu hart für sie seyn, und dem Jupiter wenig Ehre bringen. Es würde sie schon empfindlich genug kränken, wenn er ihnen den Gott des Vergnügens wieder nähme, und er sähe dieses auch als das bequemste Mittel zu ihrer Besserung an. Diese Meynung gefiel dem Jupiter nach seiner besondern Liebe zu den Menschen am besten, und Mercur ward daher sogleich abgeschickt, um den Gott des Vergnügens wieder nach dem Himmel zu holen. Allein dieses war so leicht nicht, als man geglaubt hatte. Mercur fand das ganze Menschengeschlecht, welches damals noch sehr klein war, bey einer öffentlichen Feyerlichkeit versammlet, und sie tanzten alle halb berauscht um den Gott des Vergnügens herum. Kaum hatte Mercur seine Absicht, ihn mit sich hinweg zu nehmen, entdeckt, so widersetzten sie sich ihm mit solcher Heftigkeit, und alle, sonderlich aber das weibliche Geschlecht, hielten ihn so fest, daß er ihn auf keine Weise ihren Händen entreissen konnte.

Er

Er mußte also unverrichteter Sache zurück kehren, und Jupiter ward über die von diesem Ungehorsam erhaltene Nachricht so entrüstet, daß er beynahe den feindseligen Rathschlägen der andern gefolgt wäre, wenn sich nicht Apollo abermals ins Mittel geleget hätte. Er wandte seine ganze Beredtsamkeit an, um das Vergehen der Menschen zu entschuldigen, und schloß damit, daß es dennoch ein leichtes seyn würde, ihnen den Gott des Vergnügens zu entführen. Sein Bruder, sagte er, der Gott des Mißvergnügens sieht ihm so ähnlich, daß sich der Klügste in der Person irren könnte. Man verhülle ihn nur in eben das Gewand, unter welchem sich der Gott des Vergnügens zu zeigen pflegt, und schicke ihn denn mit dem Mercur auf die Erde, so werden die Menschen diesen fest halten, und jenen ohne Schwierigkeit fahren lassen. Auch dieser Vorschlag ward vom Jupiter gebilliget. Mercur reisete mit dem Gott des Mißvergnügens ab, und fand die Menschen noch bey eben derselben Lustbarkeit versammlet. Er verhüllete sich und seinen Gefährten in einer dichten Wolke, bis er mitten unter ihnen war, zeigte darauf den verkleideten Gott des Vergnügens, und nahm, wie die ganze Menge diesen umarmte, den wahren ohne Schwierigkeit mit sich hinweg. Diese List war vortreflich ausgedacht.

Kein

Kein einziger merkte den Verlust, sie glaubten noch immer, den Gott des Vergnügens unter sich zu haben, und glauben es bis diese Stunde. (*) Ein jeder läuft dem verstellten Bruder eifrigst nach, erhascht ihn, und wundert sich denn, daß er den Gott des Mißvergnügens umarmt hat. Er macht sich von ihm los, hoft sich besser vorzusehen, und wird in der folgenden Stunde auf eben die Art betrogen. Der sucht ihn auf dem Balle, geht aber voller Gram nach Hause, weil ihm ein anderer vorgezogen ist. Der freuet sich, daß er zu einem prächtigen Abendessen genöthiget ist, weil er ihn da zu sehen hoft, empfindet aber am andern Morgen Kopfschmerzen und Magendrücken. Der sucht ihn in der Assemblee, findet aber die Langeweile. Der sucht ihn bey Hofe und findet Verdruß. Der denkt ihn in der Person einer angebeteten Schöne zu umarmen, und o! er dauret mich, er hat sich mit dem Gott des Mißvergnügens so fest verbunden, daß er sich Zeitlebens nicht wieder von ihm los machen kann.

Allein ist denn seitdem gar kein wahres Vergnügen mehr auf der Welt? Das wäre zu hart. Man höre meine Erzählung bis zum Ende. Anfangs

(*) Bis hieher ist diese Erzählung aus dem Guzman d'Alfarache T. I. genommen.

fangs sahe Jupiter mit Vergnügen, wie empfindlich die Menschen für ihre Unbesonnenheit gekränket würden, ja man fand ihn in langer Zeit nicht in der Versammlung der Götter, weil er immer beschäftigt war, die wunderbaren Contraste, welche durch den verstellten Gott des Vergnügens veranlaßt wurden, zu beobachten, und nicht selten mußte er über die Einfalt der Menschen lachen, daß sie die Täuscherey nicht endlich bemerkten. Nach und nach aber bewogen ihn die betrübten Mienen derjenigen, die sich nach unzähligen Versuchen von neuem betrogen fanden, zum Mitleiden. Er erinnerte sich, daß er die Menschen zu ihrer Glückseligkeit erschaffen habe, und daß es grausam seyn würde, ihnen das Daseyn zu lassen, wenn der Gott des Vergnügens ihnen gar nicht wieder gegeben werden sollte. Er beschloß also, ihn wieder zu ihnen zu schicken; doch befahl er ihm, um neue Unordnungen zu verhüten, ausdrücklich, sich nie von denen, welche ihn gar zu eifrig suchen würden, finden zu lassen, und seine Gunst nur denen, die ihn ruhig erwarteten, anzubieten. Mit diesem Unterrichte kehrte er nach der Erde zurück, und fand lange keinen, dem er, ohne seiner Vorschrift zuwider zu handeln, hätte nützlich seyn können. Alle liefen hinter dem Gott des Mißvergnügens her, und machten sich dadurch

seiner Gunstbezeugungen unwürdig. Endlich fand er einen Greis, den die unendlichen fruchtlosen Versuche, den Gott des Vergnügens zu finden, beynahe zur Verzweifelung gebracht hatten, und der in der festen Entschliessung, ihn nicht weiter zu suchen, in eine Einöde geflüchtet war. Diesen hielt er seiner Gunst würdig, und blieb daher in seiner Gesellschaft. Nun erheiterten sich seine vorhin niedergeschlagenen Blicke auf einmal wieder, und die Jugend lachte von neuem auf seiner alten Stirne. Er kehrte wieder zur Gesellschaft der Menschen zurück, und alle, die ihn vorhin gekannt hatten, wunderten sich nicht wenig über die mit ihm vorgegangene Veränderuug. Gut! dachten sie, der Gott des Vergnügens wird in der Wüste wohnen. Sie eilten dahin, um ihn zu suchen; weil sie ihn aber suchten, fanden sie nicht ihn, sondern seinen Bruder, und kehrten daher mit Verdruß wieder um. Nach und nach fanden sich noch einige, welche er glücklich machen durfte; ihre Zahl ist aber noch immer sehr klein geblieben, und er hat daher so wenig Gelegenheit, sich gütig zu erweisen, daß viele sogar an seinem Daseyn zweifeln. Man findet ihn indessen allenthalben, bey Hofe und in der Werkstätte, in der Stadt und auf dem Lande. Ein jeder Stand, eine jede Lebensart ist ihm gleichgültig,

nur

nur blos die gar zu heftige Begierde, ihn zu finden, verscheucht ihn. Er hält sich daher am mehresten unter der geringern Classe von Menschen auf, weil diese gemeiniglich nicht so starke Begierden zu haben pflegen, als die andern. Diese macht er glücklich, ohne sich ihnen zu erkennen zu geben, sie empfinden ihn, und wissen nicht, woher ihre Glückseligkeit kommt. Doch dem Weisen, der ihn kennt, der ihn ruhig erwartet, und nicht ungeduldig wird, wenn er ihn auch nicht besucht, diesem zeigt er sich in seinem vollen Glanze, wirft sich ihm ganz in die Arme, und belebt ihn mit unbeschreiblichen Freuden.

Ich habe oft über die verschiedenen Meynungen der Philosophen von der Glückseligkeit nachgedacht, denn welcher Gegenstand kann unserer Betrachtung wol würdiger seyn? und wenn ich alles, was ich davon gelesen habe, mit meiner eigenen Erfahrung zusammen halte, so scheint mir immer der Satz desjenigen Alten, welcher behauptete, daß die größte Glückseligkeit in der Befreyung von Schmerz bestehe, den mehresten Beyfall zu verdienen. Man sieht Leute, die in sinnlichen Vergnügen gleichsam schwimmen, und dennoch unglücklich sind; man sieht andere, welche die größten Gaben des Geistes besitzen, und dennoch mißvergnügt leben. Man zeige mir aber

einmal einen Menschen, der von allen unangenehmen Empfindungen frey, oder doch nur sehr geringen unterworfen ist, und wenn dieser nicht glücklich seyn sollte, so will ich bekennen, daß ich mich geirret habe. Schmerz und Wollust sind so genau mit einander verbunden, daß sie stets einander folgen, und kann man denn bey einem solchen Wechsel wol glücklich seyn? Arist hat alles, was die ausschweifendsten Wünsche verlangen können, eine sehr dauerhafte Gesundheit, einen lebhaften Verstand, und eine Einnahme, die er nicht zu verzehren, ja nicht einmal zu übersehen im Stande ist. Jede seiner Stunden ist einem besondern Vergnügen bestimmt. Dennoch haben mir diejenigen, welche er seiner Vertraulichkeit würdiget, gesagt, daß er sich oft über ein gewisses Leeres in seiner Seele beklage, welches ihn zu Zeiten äuserst niedergeschlagen macht. Woher kommt dieses? Arist braucht ja sein Vermögen auf eine anständige Art, er genießt kein unerlaubtes Vergnügen. Warum sollte er denn unzufrieden seyn? Mir ist dieses sehr begreiflich. Die Seele des Arists befindet sich in eben dem Zustande, in welchem sich ein Mensch befinden würde, welcher ohne krank zu seyn verurtheilet wäre, in einigen Jahren nicht aus dem Bette aufzustehen. Eine jede Kraft, wenn sie nicht gebraucht wird, verursachet eine unangenehme

Em-

Empfindung. Die Seele des Arists fühlt, daß sie ein Vermögen besitzt, zu denken; das beständige Geräusch von lermenden Ergötzlichkeiten hindert sie, dieses Vermögen zu gebrauchen, sie bemühet sich, wie ein Mensch, welcher unter dem Schutt eines eingestürzten Hauses vergraben liegt, das ihr lästige Hinderniß hinweg zu räumen, sie kann aber nicht, und dadurch wird sie unruhig. Ich bin aus dieser Ursach fest versichert, daß ein Uebermaaß von angenehmen Empfindungen unserer Glückseligkeit eben so hinderlich seyn könne, als ein anhaltender Schmerz, und es würde daher thöricht seyn, in ihnen das Wesentliche der Glückseligkeit zu setzen. Nur derjenige Zustand macht uns wirklich glücklich, in welchem sowohl die Seele als der Körper eine völlige Freyheit haben, ihre Kräfte zu gebrauchen, und diese haben sie, sobald sie von allem Schmerz oder unangenehmen Empfindungen befreyet sind. Man erinnere sich nur selbst der verflossenen Zeiten, und urtheile denn, in welchen man am glücklichsten gelebt hat. Sind es diejenigen, welche mit dem, was man gemeiniglich Vergnügen nennt, angefüllet gewesen sind? Oder sind es die, welche in einer gewissen unschuldigen Ruhe, gleich fern von lebhaften Belustigungen und von Schmerz, stille wie die Sommersee, verstrichen sind? Bey den ersten werden wir uns allemal

viel reizendes, aber noch weit mehr unangeneh-mes, zurück erinnern, und wir werden uns freuen, daß sie glücklich vorüber gegangen sind; die letz-tern aber werden gewiß den Wunsch erregen, daß sie noch fortdauren möchten. Diejenigen, welche sich immer die Zeiten ihrer ersten Jugend zurück wünschen, und wer thut dieses nicht? bewähren meinen Satz. In unserer Kindheit befinden wir uns gerade in der Lage, welche, nach meiner Mey-nung, das Wesentliche der Glückseligkeit aus-macht. Besondere lebhafte sinnliche Vergnü-gungen empfinden wir eben nicht, weil wir theils derselben noch nicht fähig sind, theils auch Thor-heiten und Flittergold nur für reifere Jahre auf-gehoben werden. Allein wir sind alsdenn von den mehresten unangenehmen Empfindungen frey, wenigstens freyer als nachmals, und dieses macht es, daß uns diese Jahre noch immer so schön ge-fallen.

Ich schließe deswegen nicht alles sinnliche Ver-gnügen von der Glückseligkeit aus, ich sage nur, daß es zu ungewiß sey, um das Wesentliche der-selben darin zu setzen, und um es dazu für un-entbehrlich zu halten. Das Leben selbst beut auch schon kleine Freuden genug an, ohne daß man sie ängstlich suchen darf, wenn man nur durch keine schmerzhafte Empfindungen gehindert wird, solche

zu

zu bemerken und zu genieſſen. Ich weiß nicht, ob jemand von meinen Lesern jemals die reine Wolluſt, welche das bloſſe Bewußtseyn des Daseyns einem sich selbst überlaſſenen Geiſte verſchaffet, empfunden hat. Wie entzücken einen ſolchen die Schönheiten der Schöpfung. Ein einziger Frühlingsmorgen, ein Hauch der kühlen Luft, eine Ausſicht in eine ſchöne Gegend geben ihm mehr Vergnügen, als ein Ball in Marmorſaalen gehalten:

Die Anmuth prächtiger Natur
Vergnügt ihn auf beblümter Flur,
Auf Hügeln und im dunkeln Hayne.

Welche Annehmlichkeiten genießt ein völlig geſunder Körper nicht bey der bloſſen Stillung des Hungers und Durſtes, auch bey den ſchlechteſten Speiſen. Wie entzückend iſt der Schlaf, wenn man ſich mit ruhigem Herzen auch nur auf ein Strohlager hinwirft. Wie unterhaltend iſt es für ein denkendes Weſen, ſeinen Betrachtungen ungeſtört folgen zu können, bald ſolche auf die Plane des Schickſals bey Erwegung der Geſchichte oder ſeiner eigenen Begebenheiten zu richten, bald ſolche wieder nach der Erde zurück zu ziehen, und ſich mit der Kenntniß des menſchlichen Herzens zu beſchäftigen, welches Kennern ſtets ein beluſtigendes Schauſpiel darbeut. Was

fehlt unserm Glück, wenn wir alles dieses haben? und wir haben es gewis, sobald wir von schmerzhaften Empfindungen befreyet sind.

Man geräth nur gar zu oft in Versuchung, die Vorsehung einer Ungerechtigkeit zu beschuldigen, wenn man das Wesentliche der Glückseligkeit in irgend einer andern Sache setzt, welche weniger von uns abhängt. Können nur die lebhaftern Vergnügungen der Sinne glücklich machen, so sind nur blos Reiche und ihre Tischfreunde glücklich. Können nur die Kräfte des Genies glücklich machen, so ist blos der grosse Geist glücklich. Wie wenige können denn glücklich seyn, und was können die übrigen dafür, daß sie nicht reich oder keine Genies sind? Soll der schon glücklich seyn, welcher Reichthum und Genie zu besitzen glaubt, ohne es zu haben; so ist blos der Narr glücklich, und das wäre doch hart. Nach meinem Satz hingegen sind Stand, Reichthum und Genie blos zufällige Dinge, welche die Glückseligkeit vielleicht vermehren, vielleicht auch vermindern können, zu ihrem Daseyn aber eigentlich nichts beytragen. Der Eseltreiber ist seinem Glück eben so nahe, als sein Herr, welcher Millionen besitzt. Um von unangenehmen schmerzhaften Empfindungen befreyet zu seyn, braucht er nichts weiter, als Gesundheit, ein seinem Stande gemäßes Aus-

kom-

kommen (Competence) und ein ruhiges Gemüth. Diese drey Stücke können die mehresten Menschen haben, oder sie haben es sich selbst beyzumessen, wenn sie ihnen fehlen. Ich weiß, es giebt Ausnahmen genug von dieser Regel. Ich kenne Leute, welche mit dem ernstigsten Fleisse arbeiten, ohne etwas damit zu verdienen; ich kenne andere, welche stets mit den schmerzhaftesten Krankheiten geplagt sind, ob sie gleich den Vorschriften einer vernünftigen Diät aufs sorgfältigste folgen, und noch andere, welche um alles in der Welt keinen Menschen beleidigen würden, dennoch aber täglich neuen Verdruß haben. Doch, dem Himmel sey Dank! es giebt nur wenige, welche unter einem so feindseligen Gestirn geboren sind. So viel ist doch gewiß, daß nach meinem Satze der größte Theil der Menschen glücklich seyn kann, und das ist doch schon viel gewonnen. Dieses möchte manchem noch zu milde gerechnet zu seyn scheinen, weil es nur sehr wenige giebt, welche einer völligen Gesundheit, völligen Competenz, und völligen Gemüthsruhe zugleich genieſſen. Allein dieses ist auch nicht nöthig. Wenn man einen allgemeinen Begrif von der Glückseligkeit macht, so nimmt man sie in ihrer größten Vollkommenheit. Derjenige, welcher alle die eben benannten Stücke zugleich völlig besäſſe, würde der Glücklichste seyn, und ich gebe

gerne zu, daß kaum ein einziger unter den Menschen diesen Namen verdiene. Es giebt aber auch Grade in der Glückseligkeit, welche durch das mehrere oder geringere Daseyn der Gesundheit, Competenz und Gemüthsruhe bestimmt werden. Wenn also bey einem einzeln Gegenstande, von einem oder dem andern gleich etwas fehlte, so wird er doch noch immer glücklich zu nennen seyn, und dieses ist zu Behauptung dessen, was ich gesagt habe, hinlänglich.

Sind wir in der Maasse glücklicher, je weniger Schmerzen wir empfinden, so wird es einem jeden gleich in die Augen fallen, daß wir eine gar zu zärtliche Empfindlichkeit, ein gar zu feines Gefühl, als den größten Feind unsers Glücks anzusehen haben, da es denen, welche es besitzen, eine Quelle unzähliger unangenehmer Empfindungen eröfnet, von welchen andere nichts wissen. **Dorant** kann die ganze Nacht nicht schlafen, wenn nur ein Pfühl in seinem Bette nicht gehörig gelegt ist; sobald er die geringsten Kopfschmerzen empfindet, ist er sich selbst und andern unerträglich; sobald eine sonst gute Mahlzeit nicht völlig nach seinem Geschmack zubereitet ist, hat er einen Fasttag, und benimmt denen, die um ihn sind, durch seine Verdrießlichkeit alle Lust zum Essen. Welch eine Gnade würde der Himmel

mel diesem Mann erzeigen, wenn er ihm den Geschmack nähme? Cäcil ist in einer Gesellschaft ganz vergnügt, auf einmal wird er unruhig, verändert seine Farbe, beißt sich auf die Lippen, und antwortet auf alle Fragen, die man an ihn ergehen läßt, mit der größten Zerstreuung. Endlich nimmt er seinen Hut, und begiebt sich unter einem erdichteten Vorwande hinweg. Was mag dem Cäcil fehlen? Kein Mensch kann es errathen, und man schließt daher, daß ihm nicht wohl geworden seyn müsse. Am folgenden Morgen erkundige ich mich nach seinem Befinden, ich sehe den Verdruß noch auf seinem Gesichte abgemahlt, und erfahre mit Verwunderung, daß an allen diesem nichts, als ein Wort, dessen einer der Anwesenden sich gegen ihn bedient, und wodurch er seine Ehre verletzt zu seyn geglaubt, Schuld gewesen sey. Es war vermuthlich nicht in der Absicht, ihn zu beleidigen, gesagt, kein einziger hatte es bemerkt, und er hätte also nur immer so aufgeräumt bleiben können, als er vorher war. Ich weiß es wohl, ein feines Gefühl ist ein Vorzug grosser Geister; allein es bleibt dennoch immer ein Vorzug, welcher ihnen sehr theuer zu stehen kömmt, und wenn es durch unwürdige Gegenstände gerührt wird, so kann es eben so leicht ein Beweis eines kleinen Geistes seyn. Ich wünsche mir nie ein feines Ge-

fühl, als bey dem Unglück anderer. Es ist wahr, dieses erregt auch eine Art des Schmerzens bey uns; allein das Bewußtseyn, daß man ein Herz habe, welches fähig ist, solchen zu empfinden, ist so beruhigend, daß er dadurch in eine Art einer melancholischen Wollust verwandelt wird.

Diejenigen, gegen welche das Glück seine äusserste Feindseligkeit bezeigt, kann nach meinem Satze selbst die Uebermaasse des Unglücks endlich beruhigen. So widersprechend dieses klingt, so ist es dennoch wahr. Ein Verbrecher, dem man die Daumschrauben zu lange anlegt, schreyt zuletzt nicht mehr so stark als im Anfange; ein Mensch, den man gar zu sehr beschimpft, verlieret alles Gefühl der Ehre, und derjenige, welchen das Schicksal zu heftig verfolgt, empfindet endlich von den Schlägen desselben nicht viel mehr. Wenn er alle Versuche, seine Umstände zu verbessern, durch unerwartete Vorfälle vereitelt findet, wenn er bey der Bemühung, einem Verdrusse zu entgehen, immer einem weit grössern entgegen läuft, wenn er sich von seinen Freunden, von denen er Hülfe erwartet hatte, getäuscht sieht, und endlich das letzte Brett, welches er noch ergriffen hatte, um sich aus dem Schifbruche zu retten, aus Ungedult selbst weg-

wirft,

wirft, so erlangt er endlich, wenn er Stärke des Geistes genug hat, alles dieses zu überleben, den Grad der philosophischen Indolenz, welchen wir aus Büchern zu lernen vergeblich bemüht seyn würden. Wie zufrieden scheint Araminte: Sie unterhält eine ganze Gesellschaft mit einer Heiterkeit des Geistes, die nur Glücklichen eigen zu seyn pflegt, dennoch ist sie, im gewöhnlichen Verstande, nichts weniger als dieses. Sie brachte ihre Jugend unter der despotischen Tyranney einer Stiefmutter zu, die ihr stündlich neue Beleidigungen zufügte. Um ihr zu entgehen, nahm sie einen Mann, den ihr ihr Vater vorschlug, ob er ihr gleich sonst nicht sonderlich gefiel. Dieser war ein Officier, gieng kurz nach der Hochzeit zu Felde, und ließ sie während der sechs Jahre, da er mehrentheils abwesend war, oft an den nothwendigsten Sachen Mangel leiden. Sie suchte inzwischen ihren Unterhalt mit Beschäftigungen, die weit unter ihrem Stande waren, zu verdienen, und hofte, daß der herannahende Friede ihre Umstände verbessern würde. Allein ihr Mann blieb in dem letzten Treffen, und hinterließ sie mit einigen Kindern, wovon noch dazu zwey fast beständig krank sind, in der äuserstenDürftigkeit. So hat sie nun schon seit verschiedenen Jahren gelebt, und wer sollte wol glauben, daß dieses eben die Frau sey, welche man

nie

nie klagen hört, und deren Schicksal, nach ihrem äuserlichen Betragen zu urtheilen, beneidenswürdig scheint? Woher hat sie diese Unempfindlichkeit? Ist sie eine Philosophin? Nichts weniger als dieses, und ich glaube nicht, daß sie in ihrem Leben drey Bücher gelesen hat. Sie ist ihr Unglück gewohnt worden, und hat alles Gefühl des Schmerzens verloren. Glücklich kann man sie desfalls wol nicht nennen, allein unglücklich auch nicht: Denn da sie ihr Unglück nicht mehr empfindet, so kann sie dieses Beywort eben so wenig verdienen, als man solches den Ueberbleibseln eines zerschmetterten Marmors beylegen wird.

XIX.

XIX.

Von der Gerichtsbarkeit der Journalisten.

Die Republik der Gelehrten macht einen ganz besondern Staat aus, und es versteht sich also, daß sie auch eine ihr eigenthümliche Art der Gerichtsbarkeit haben müsse. Zu Jena, Erlangen, Berlin, Leipzig, Hamburg, Braunschweig u. s. w. sind Schöppenstühle angeordnet, vor welchen die Schriftsteller zur Verantwortung gezogen werden, und wo sie ihre Strafe oder Belohnung erhalten. So sorgfältig ich auch die weitläuftigen Werke von den verschiedenen Arten der Gerichtsbarkeit in Deutschland durchgesucht habe, so habe ich doch zu meiner größten Verwunderung in den dicksten Folianten kein Wort davon finden können. Vermuthlich liegt die Ursache eines gänzlichen Stillschweigens darin, daß diese Art der Gerichtsbarkeit noch ziemlich neu ist. Wir haben schon seit langer Zeit Journale gehabt; allein die Verfasser derselben waren blosse Lobredner, welche Weyhrauch und Lorbeerkränze mit verschwen-

deri-

derischen Händen ausstreueten, aber nur selten einen gelehrten Verbrecher bestraften. Man konnte sie also damals noch für keine Richter halten. Aber seit etwa zehn Jahren haben sie eine ganz andere Miene angenommen: sie brauchen die Geissel der Kritik weit fleißiger, als das Rauchfaß; sie erkennen die strengsten Strafen, und es ist daher wol der Mühe werth, ihre Rechte, und die Verfassung ihrer Gerichtsbarkeit etwas näher zu betrachten.

Bey einem jeden Gerichte muß der Richter ordentlich bestellt seyn oder die Gerichtsbarkeit als ein erbliches Recht hergebracht haben; er muß den Angeklagten mit seiner Verantwortung hören; man kann, wenn er nicht die letzte Instanz ist, von seinem Ausspruch appelliren, oder ihn gar zur Verantwortung ziehen. Alle diese Regeln fallen bey der Gerichtsbarkeit der Gelehrten weg. Ein jeder, der einen Verleger finden kann, ist ein Richter, und verwaltet dieses Amt so lange, als der Verleger seinen Vortheil dabey findet. Dennoch würde ein beleidigter Schriftsteller sich lächerlich machen, wenn er ihn auch nur fragen wollte: Wer hat dich zum Richter über mich bestellt? Sie richten ohne vorhergegangene Anklage und ohne Verhör. Das Buch, welches sie vor sich haben, ist ihre ganze

Inquisitionsacte. Dennoch sind ihre Ausspru-
che so unveränderlich, daß man sie nirgend zur
Verantwortung ziehen kann, wenn sie unrichtig
geurtheilet haben, und es ist keine höhere In-
stanz vorhanden, bey welcher man eine Milde-
rung des Urtheils suchen könnte. Verschiedene
Schriftsteller haben zwar die Appellation ans
Publicum und an die Nachwelt ergriffen; allein
beyde Rechtsmittel sind hier von keiner beson-
dern Wirkung. Das Publicum besteht aus so
vielen Mitgliedern, daß es bisher unmöglich ge-
wesen ist, es nur in Ansehung eines einzigen
Ausspruchs zu vereinigen. Fragt man die eine
Parthey, so sagt sie, der Schriftsteller hat Recht,
und fragt man die andere, so giebt sie dem Jour-
nalisten Beyfall. Seine Aussprüche gleichen
den Urtheilen des politischen Kannengiessers.
Beyde Theile rufen Victoria! und einer kann
doch nur gesieget haben. Die Appellation an
die Nachwelt scheint eine bessere Hülfe zu ver-
sprechen. Der Geschmack könnte sich verschlim-
mern oder verbessern, und denn könnte vielleicht
ein Schriftsteller, der jetzt ausgezischt wird, an-
gebetet werden, wenn nur nicht ein übler Um-
stand dabey wäre. Wird der Schriftsteller und
der Journalist auf die Nachwelt kommen? Ih-
re allezeit geschäftigen Feinde, Würmer, Mäuse
und Höcker werden beyde längst hingerissen ha-

ben,

ben, ehe dieser glückliche Zeitpunct kommt, und wie soll die gute Nachwelt denn urtheilen, wenn sie nicht einmal weiß, daß einer von ihnen gelebt hat? Die Appellation an sie ist also nicht viel nützlicher, als die Provocation ins Thal Josaphat.

Nur in einigen Stücken kommen die Richter in der gelehrten Republik mit andern Richtern überein. Beyde mißbrauchen zu Zeiten ihre Gewalt, beyde nehmen, wenn man dem Gerüchte trauen darf, zu Zeiten Geschenke, und beyde erkennen Leibes- und Lebensstrafen. Dem ersten Ansehn nach urtheilen die gelehrten Richter zwar nur über den Ruf und die Ehre eines Schriftstellers, und ihre Strafen bestehen blos in der Beschimpfung; allein die Folgen davon erstrekken sich weiter. Sie speisen einen Autor mit Wasser und Brodt, wenn sie sein Werk in übeln Ruf bringen, und dadurch die Verleger bewegen, ihm das halbe Tagelohn abzukürzen. Sie verweisen ihn aus dem Lande, wenn sie ihn so verächtlich machen, daß er gar keinen Verleger weiter finden kann, und ihn dadurch zwingen, eine Gegend zu suchen, wo man ihn nicht kennt. Muß er endlich gar aufhören, ein Autor zu seyn, und sich mit Abschreiben ernähren, so haben sie ihn zum Festungsbau verurtheilt. Es giebt viele

Stra-

Strafen, die eigentlich keine Lebensstrafen sind, aber es doch werden können, wenn man sie zu sehr verstärkt. Das Spießruthenlaufen ist keine Todesstrafe; allein wenn man die Reihe zu lang macht, und die Touren zu oft verdoppelt, so muß der unglückliche Gepeitschte endlich das Leben einbüssen. Eben so geht es auch mit den Strafen der Journalisten. Der Schandpfahl, an welchen sie ihre Verbrecher stellen, ist so hoch, daß man ihn in ganz Deutschland sehen kann. Wenn also ein Autor eine etwas gar zu grosse Dosin vom Irascibili besitzt, so kann er bey dieser Beschimpfung leicht sein Leben einbüssen. Doch zum Glück ist dieser Fall sehr selten. Den meisten Autoren ist eine feste Ueberzeugung von ihrer eigenen Grösse das, was einem ehrlichen Manne die Tugend ist, und sie werden dadurch gegen alle Beschimpfungen unempfindlich gemacht. Schade für sie, daß die Verleger nicht eben so lebhaft davon überzeugt sind, sonst würden alle Urtheile der Journalisten ohne alle Wirkung seyn.

Die Richter unter den Gelehrten und in der Republik, sind beyde von gleicher Wichtigkeit. Wären diese nicht, so könnte niemand seines Eigenthums oder seines Lebens auf eine Stunde sicher seyn; und hätten jene sich nicht der gemeinen Sache angenommen, so würde noch vor Ab-

lauf eines Jahrhunderts die ehemalige Barbarey ihre Regierung wieder angetreten haben. Die meisten kaufen Bücher, ohne sie zu kennen, und wenn sie sie ja lesen, so lesen sie ohne Verstand und ohne Geschmack. Der grosse Geist läuft also Gefahr, mit dem schwächsten Kopfe in eine Classe gesetzt zu werden, und derjenige, der einen Einfall gestohlen, könnte sich immer damit groß machen, ohne jemals eine Entdeckung zu besorgen. Belohnungen werden aufs Gerathewohl ausgetheilt, weil es eine Haupteigenschaft der Gerechtigkeit ist, verbundene Augen zu haben. Bey diesen Umständen würde alle Aufmunterung weggefallen seyn, sich in dem Reiche der Wissenschaften hervor zu thun, und unsere besten Köpfe würden, durch diese Erniedrigung beschämt, denen Schriftstellern, die sich und ihr Jahrhundert beschimpfen, längst das Feld alleine gelassen haben, wenn nicht die Kritik sich Mühe gegeben hätte, den Rang guter Schriftsteller zu bestimmen, und diesen die einzige Belohnung, die sie zu geben im Stande ist, und die einzige, die jene gemeiniglich erhalten, ein öffentliches Lob zu ertheilen. So wie die zunftmäßigen Meister bey den Handwerkern die Werkstätten der Pfuscher und Nahrungsstörer durchsuchen, und sich durch Wegnehmung der Arbeit wegen des verursachten Schadens an ihnen rächen; so straft die Kritik

mit

mit ihrer Geissel die elenden Schmierer für das Lob, das sie von den Lippen der Dummheit und des Blödsinns erschlichen haben.

So wichtig ist das Amt eines Journalisten, sowohl in Ansehung des Schadens, als des Nuzzens, welchen er stiften kann! Wie nüzlich wäre es daher, wenn nun auch einige Regeln ausfündig gemacht werden könnten, nach welchen solches verwaltet werden muß. Der Richter und der Journalist sind in vielen Stücken verschieden; in vielen andern aber kommen sie mit einander überein. Ich will also einmal versuchen, in wie weit die Gesetze von der Person und den Verrichtungen des erstern auf den letztern angewandt werden können.

Eine hinreichende Kenntniß der Sache, worüber geurtheilet werden soll, ist dem Journalisten eben so unentbehrlich, als dem Richter. Es ist zwar die neueste Mode, über Sachen zu urtheilen, die man nicht versteht. Die Dame kritisirt beym Caffeetische ein neues Buch eben so fein, als der Bürger in der Schenke die letzte Predigt. Allein dieses sind Mißbräuche, die man im gesellschaftlichen Leben dulden muß, die man aber einem Journalisten, der einen Schriftsteller öffentlich tadeln will, nicht gut heissen kann. Diesem wird man immer die Antwort geben, die Appelles einst einem Schuster gab, wenn er sich

aus seiner Sphäre wagt. Die Römer erforderten, ausser der Geschicklichkeit, bey einem Richter noch ein gewisses Alter, damit sie desto sicherer wären, daß er auch die gehörige Reife der Beurtheilungskraft besässe. Allein das Vorurtheil, Verstand kommt nicht vor Jahren, ist jetzo abgeschaft. Man darf also bey der Wahl der Journalisten wol nicht schärfer seyn, als man bey der Wahl anderer Richter ist, und man muß es geschehen lassen, daß Schüler und unbärtige Studenten die Schriften bejahrter Männer mit einer altklugen Miene beurtheilen.

Die Unpartheylichkeit ist eine eben so nothwendige Eigenschaft eines Richters, als die Geschicklichkeit. Was diese verdächtig machen kann, macht ihn zu seinem Amte ungeschickt. Recensionen, die ein Verfasser von seinen eigenen Werken macht, sind also nicht sehr zuverläßig, und die gelehrten Zeitungen, wo solche, wenn sie in Gesellschaft eines baaren Guldens ankommen, gütig aufgenommen und gedruckt werden, verdienen wenig Zutrauen. Wenn der Journalist alles rühmt, was bey seinem Verleger, oder an dem Orte, wo er schreibt, gedruckt wird, wenn er alles tadelt, was gegen diese Schriften heraus kommt, oder was seine Gegner schreiben, so verlange ich immer noch eine andere Recension, oder das Buch selbst zu lesen, ehe ich ihm beypflichte.

Man

Man kann die geheimen Ursachen, welche einen Journalisten bewegen, zu tadeln oder zu loben, nicht allemal errathen; allein wenn man sieht, daß er kleine Fehler gar zu höhnisch aufmutzet, geringe Schönheiten zu lobrednerisch herausstreicht, blos das Gute oder Schlechte in einem Werke herausfucht, so ist er partheyisch, und des Zutrauens des Publicums unwürdig. Ein aufrichtiger Richter nimmt alle Handlungen des Menschen, über welchen er urtheilen will, zusammen, und findet er viele gute unter denselben, so rechnet er ihm diese zur Milderung seiner Strafe an. Eben dieses muß ein Journalist auch thun, und findet sich nur eine gute Stelle in einem ganzen Buche, so muß er ihr Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

Nächst der Aufrichtigkeit und Geschicklichkeit des Richters, muß auch die Person und die Sache, worüber er urtheilen will, zu seinem Gerichtszwange gehören; sonst ist sein Ausspruch ungültig, und er setzt sich selbst unangenehmen Folgen aus. Dieses ist bey einem Journalisten ebenfalls nothwendig. Seine ganze Gerichtsbarkeit gründet sich auf einen stillschweigenden Contract, den ein Schriftsteller mit dem Publicum macht. Er nimmt sich die Freyheit zu schreiben, was er für gut findet, und giebt dagegen einem jeden die Erlaubniß, von seinem Wer-

ke zu sagen, was er will. Seine Rechte erstrekken sich also blos auf die Schrift, die er vor sich hat, weiter darf er nicht gehen. Sagt er also in seiner Beurtheilung etwas nachtheiliges von den Vorfällen des Verfassers, von seinen häuslichen Umständen oder von seinem Character, oder treibt er den Muthwillen gar so weit, seine körperlichen Fehler lächerlich zu machen; so mischt er sich in Dinge, die ihn nicht angehen, und wird ein Pasquillant. Wer gar nichts geschrieben hat, steht auf keine Weise unter der Gerichtsbarkeit der Journalisten. Was berechtigt die Journalisten, einen Mann, der nie den Einfall gehabt hat, seinen Namen gedruckt zu zeigen, in bittern Ausdrücken anzugreifen? Er hat nie den stillschweigenden Contract, auf welchen sich ihre Rechte lediglich gründen, mit ihnen errichtet, und hat sich ihnen also nie unterwürfig gemacht. Wenn ein Gerichtsdiener es unternimmt, in einem fremden Territorio gerichtliche Handlungen auszuüben, so treibt man ihn mit körperlichen Züchtigungen zurück, und verdiente nicht der Journalist in jenem Falle eben diese Ahndung?

Besitzt der gelehrte Richter Aufrichtigkeit und Geschicklichkeit, so wird er auch allemal ein gehöriges Verhältniß in seinen Strafen und Belohnungen beobachten. Er wird einen Mann, dessen Werk übrigens Vorzüge hat, nicht so spöttisch abfer-

abfertigen, als einen jungen Dichter, der der Ruthe kaum entwachsen ist; er wird bey Fehlern, die aus Uebereilung eingeschlichen seyn können, nicht gleich über Ignoranz und Faulheit schreyen, wenn der übrige Theil der Schrift zeigt, daß der Verfasser diesen Vorwurf nicht verdiene. Ein Richter muß strenge seyn, wird man mir einwerfen, und keine Fehler unbemerkt vorbey lassen. Schon gut, dieses verlange ich auch nicht; allein die Art, wie man tadelt, macht einen grossen Unterschied. Wenn die Journalisten einem Buche auch die größten Lobsprüche beylegen, und dagegen nur einen Fehler mit gar zu bitterm Spotte tadeln, so können alle vorhergegangenen Schmeicheleyen den Verfasser für die letzten Schläge nicht schadlos halten. Er wird dennoch lächerlich, und sein Beyspiel wird jeden, dem seine Ehre lieb ist, abschrecken, sich keiner so muthwilligen Obrigkeit zu unterwerfen, da ihn das Bewußtseyn der menschlichen Schwachheit voraus sehen läßt, daß er ähnlichen Beleidigungen nicht entgehen werde. Sollte diese Art zu richten in der gelehrten Welt einmal allgemein werden, so würden nur Leute mit einer harten Stirne, die gegen Beschimpfung und Spott längst unempfindlich geworden sind, es wagen dürfen, sich gedruckt zu zeigen, und der Himmel bewahre uns vor diesen Schriftstellern! Die Absicht des Ver-

fassers muß allemal mit in Betrachtung kommen. Hat er viel Gutes gesagt, so hat er auch vernünftiger Weise hoffen können, zu nützen oder zu belustigen, und verdient daher Nachsicht. Hingegen einem elenden Dichter, einem Uebersetzer, der seinen Text völlig verunstaltet, und einem Geschichtschreiber, der blos die Zeitungen in eine zusammenhängende Erzählung bringt, kann man unmöglich eine andere Absicht andichten, als die, sich auf Unkosten des Geschmacks zu bereichern, und diese verdienen die schärfste Ahndung. Sonst ward ein jeder nach seinen eigenen Aussprüchen gerichtet. Was er bey andern als billig erkannt hatte, das mußte er auch gegen sich gelten lassen; dieses Gesetz ist so billig, daß es in der gelehrten Republik noch immer beybehalten zu werden verdienet. Ein Schriftsteller, der, vom Stolz aufgeblasen, auf andere mit einer verächtlichen Miene herab siehet, ihnen jeden Fehler als ein Hauptverbrechen anrechnet, und sie desfalls voll Grobheit tadelt, verdient keine Gnade. Die Kritik hat keine Ursache, ihm die geringsten Uebereilungen zu verzeihen, und wehe ihm, wenn er selbst die Fehler begeht, die er andern vorwirft. Denn ist es Zeit, sich mit ihrer schärfsten Geissel zu wafnen, und jeder Schlag, den sie ihm damit versetzt, ist eine verdienstvolle Handlung.

XX.

Kann das Elend anderer einem Unglücklichen zum Troste dienen?

Es ist ein grosser Trost für Unglückliche, Gefährten des Unglücks zu haben, sagt der beynahe zum Sprüchwort gewordene Ausspruch des Dichters. Hat er Recht? O ja! für den Pöbel, oder, um mich allgemeiner auszudrücken, für Leute, wie die Menschen gemeiniglich sind, mag dieser Satz wahr genug seyn. Ein Mensch, der kein Vergnügen kennt, als sein eigenes, und den kein Unglück rührt, als dasjenige, welches ihn mit betrift, würde mit Freuden die halbe Welt zu Trümmern gehen sehen, wenn er und sein Vermögen nur unversehrt bleiben. Sein Wein, seine ausgesuchten Gerichte schmecken ihm besser, die Wärme seines Zimmers oder gefütterten Pelzes sind ihm angenehmer, sein Reitpferd bringt ihm mehr Vergnügen, wenn er bedenkt, daß es viele giebt, die Hunger leiden, und Wasser trinken, die Be-

schwerlichkeiten der Kälte ausstehen, und bey schlechten Wegen zu Fusse gehen müssen. Man wird ihm kein angenehmeres Schauspiel verschaffen können, als wenn man ihn in ein Hospital bringt, wo unübersehliche Haufen unter den schmerzhaftesten Krankheiten ächzen, weil man ihm dadurch Gelegenheit giebt, sich über das Gute, dessen er geniesset, die Gesundheit, zu freuen. Dies ist ein Unmensch, wird man mir einwerfen, dem das Unglück anderer zur Freude gereichet, es soll nur zum Troste dienen! — Derjenige, welcher im Stande ist, sich mit dem Elende anderer zu trösten, wenn er unglücklich ist, wird auch im Glück seine Freude dadurch vermehren, denn beydes setzt einerley Denkungsart zum voraus. Jener empfindet das Gute, welches er besitzet, besser, weil er sieht, daß es andern unangenehm ist, wenn sie es entbehren müssen; dieser empfindet sein Elend weniger, wenn er sieht, daß andere eben so elend oder noch elender sind, als er. Heißt dieses nicht mit andern Worten gesagt, er freuet sich mehr über das wenige Gute, welches er noch besitzt, weil er sieht, daß auch dieses andern fehlt. Sollte ein empfindsames Gemüth, das an dem widrigen Schicksal anderer den zärtlichsten Antheil nimmt, das gern elend seyn würde, wenn nur die ganze Welt glücklich wäre, hiezu geschickt seyn? Mich

dünkt

dünkt es nicht. Ein jeder gebe nur auf seine Empfindung Acht, und er wird, wenn er noch irgend ein fühlbares Herz hat, bey sich bemerken, daß ihn bey wirklichen Unglücksfällen ein Blick auf einen Haufen anderer, denen ihre Umstände gleichfalls Thränen auspressen, noch weit niedergeschlagener mache. Ich bin daher auf die Gedanken gerathen, daß der Dichter, der den oben angeführten Satz vorgetragen hat, mehr das, was die Menschen wirklich thun, hat erzählen, als eine moralische Wahrheit vortragen wollen. Ist dieses seine Absicht gewesen, so hat er vollkommen Recht. Der größte Haufe sieht blos auf sich selbst, ist eigennützig und boshaft. Daher vertritt auch ein Blick, den er auf die Schmerzen anderer wirft, bey ihm die Stelle des stärksten Trostes, und verschaft ihm ein tückisches Vergnügen. Ich will ihnen gerne diese Unterstützung gönnen, nur verhüte der Himmel, daß ich nie dadurch aufgerichtet werde.

Selbst die Klugheit muß bey dem unempfindlichsten Herzen diesem Troste schon alle Kraft benehmen, und ihn in einen neuen Bewegungsgrund zum Mißvergnügen verwandeln. Es ist allemal eine Folge unglücklicher Umstände, daß das Gemüth dadurch niedergeschlagen wird, und man die Welt von der schlimmsten Seite ansieht. Erblicke

blicke ich nun in dieser Lage eine Menge anderer, denen es noch schlimmer geht, so wird natürlicher Weise mein erster Gedanke dieser seyn, daß es mir leicht auch noch eben so schlimm gehen könne, wie diesen. Ein herrlicher Trost! Gesetzt, ich stürzte im Reiten mit dem Pferde, und bräche ein Bein, und, indem ich noch etwas weiter fortkröche, fände ich einen Menschen, der von Räubern ermordet und ausgezogen wäre. Gesetzt, ich wäre der boshafteste Mensch, so würde sich doch bey diesem Anblick der Schmerz meines Beins gewiß nicht vermindern, sondern noch durch die Besorgniß vermehret werden, daß diese Räuber vielleicht zurückkommen, und, um mein Geld zu bekommen, mich todt schlagen könnten. Eben so wird es bey den übrigen Fällen gehen. Diejenigen, deren Unfall mich trösten soll, sind auch Menschen, was diesen begegnet ist, kann mir gleichfalls wiederfahren, und mich noch beklagenswürdiger machen. Ein jeder wird daher, wenn er vernünftig ist, in schlechten Umständen seine Augen mehr auf die richten, welche ihm darin gleich gewesen, aber dem ohngeachtet durch ihr günstiges Schicksal wieder glücklich geworden sind. Denkt er gut, so kann er bey der Freude, die er darüber empfinden muß, sein eigenes Leid vergessen, thut er es nicht, so kann er doch

we:

wenigstens mit der Hofnung, daß es ihm eben so ergehen könne, seinen Kummer lindern.

So unvernünftig und unnatürlich daher der Trost ist, den man aus den widrigen Zufällen anderer hernimmt, so sehr ist es zu billigen, wenn man sich mit der Erinnerung seiner eigenen ausgestandenen Unglücksfälle tröstet. Die Menschlichkeit verbietet uns nicht hierüber ein Vergnügen zu empfinden, und Utz hat daher vollkommen Recht, wenn er sagt:

Ein Blick in vorig Leid wird künftig uns entzücken,
Wenn unserm Auge sich der Ordnung Plan entdeckt,
Der nun vor unsern kühnen Blicken
In heilig Dunkel sich versteckt.

So wie die Natur mehrentheils bey den Krankheiten des Körpers die besten Hülfsmittel selbst darbietet, so scheint sie auch Betrübte an diesen Trostgrund durch eine gewisse geheime Empfindung zu erinnern. Man höre nur ihre Klagen. Wie freuen sie sich, wenn sie jemand finden können, der die stundenlange Erzählungen ihrer erlittenen Widerwärtigkeiten anhören will. Gemeiniglich haben ihre Thränen während der Erzählung nach und nach abgenommen, und ihre

Augen

Augen sind am Ende der Geschichte völlig trok-ken. Woher rührt dieses? Muß ihnen nicht das Zurückdenken auf die unangenehmen Theile ihres Lebens eine geheime Erleichterung gewäh-ren, ohne daß sie es selbst wissen?

Die Gewohnheit, aus den Gefährten des Unglücks eine Linderung der Betrübniß zu schö-pfen, kann bey äuserst boshaften Seelen sogar die schädliche Wirkung haben, daß sie mit Fleiß ihre Bekannten mit in ihren Fall zu verwickeln suchen, um sich damit zu trösten. Wie bekannt sind nicht die Beyspiele, daß niederträchtige Leu-te, die beym Kriege das Ihrige verloren, selbst den Feinden die geheimen Plätze gewiesen, wo ihre Nachbaren ihre besten Sachen versteckt hat-ten, um nicht allein unglücklich zu seyn. Ich selbst habe einst gesehen, daß ein Bauer, der sei-ne ganze Heerde durch eine ansteckende Krank-heit verloren, und einem andern, der davon be-freyet geblieben war, Stücke von seinem gestor-benen Vieh in den Stall geworfen hatte, desfalls zur Verantwortung gezogen ward. Er konnte die That nicht leugnen, aber nichts zu seiner Entschuldigung vorbringen, weil er ein Bauer war. Hätte er viele unserer neuen Moralisten gelesen, und Latein verstanden, so würde er, ohne roth zu werden, gesagt haben:

Solamen miseris socios habuisse malorum.

Sollte sich auch bey allen die Wirkung dieses Vorurtheils nicht so weit erstrecken, so wird es doch wenigstens alles Mitleiden, alle Theilnehmung an dem Elende anderer, alle Bemühung es zu erleichtern, aufheben, mithin unter die schädlichsten Sätze zu rechnen seyn. Ich wundere mich daher nicht wenig, wie sich viele sonst rechtschaffene und einsichtsvolle Männer haben bewegen lassen können, ihn in ihren Schriften als einen besondern Trost anzupreisen. Wo ich nicht irre, so ist ein Mißverständniß hieran Schuld.

Es giebt einen gewissen wunderlichen Zustand des Gemüths, da wir, ohne zu wissen warum, ohne daß uns die mindeste Widerwärtigkeit begegnet ist, verdrießlich und übel aufgeräumt, oder wie man zu reden pflegt, mit uns selbst und der ganzen Welt unzufrieden sind. Bey diesem kann die Betrachtung des fremden Elendes nicht als ein Trost, (den hat man bey diesen Umständen nicht nöthig) sondern als eine Geissel dieses närrischen Mißvergnügens gebraucht werden. Man erzählt von einer vornehmen Dame, daß sie, so oft sie sich in dieser Gemüthsbeschaffenheit befunden, zu der Vorstadt des Orts, wo sie sich aufgehalten, ihre Zuflucht genommen, in die Häuser der daselbst wohnenden dürftigen Leute gegangen,

und

und nachdem sie bald einigen, denen der nothdürftigste Unterhalt oder Kleidung gefehlt, bald andern, die unter den schmerzhaftesten Krankheiten ohne die geringste Wartung seufzten, einige Erleichterung ihres Elendes verschaffet, vollkommen beruhiget wieder zurückgekehret sey. Sie hatte Recht. Ein Mensch, der zärtlich denkt, wird zwar allemal bey einem solchen Anblick wehmuthsvoll gerührt werden, allein er wird sich doch zugleich schämen, daß er durch sein ungereimtes Mißvergnügen seinen Undank gegen die Güte der Vorsehung, die ihm so viele Vorzüge vor diesen Elenden geschenkt, zu Tage gelegt habe. Er wird sich fürchten, daß sie hierüber erzürnt, ihn jenen gleich machen möge, und daher gerne zufrieden seyn, wenn sie ihn nur in dem Zustande läßt, worin er sich befindet.

XXI.

Claus Gauklers Vertheidigung des Schul-Drama.

Keine Sache in der Welt ist so vortreflich, daß sie nicht von der Tadelsucht angegrifen werden sollte. Die Wahrheit dieses Satzes habe ich letzthin aus eigener Erfahrung bewährt gefunden. Ich führte mit dem glücklichsten Erfolge einige Hofnungsvolle Jünglinge auf die Schaubühne. Die ganze Stadt lobte mein Unternehmen, nur eine neidische Feder grif diese Handlung spöttisch an. Ich sah dieses, wie viele andere Dinge, mit stolzer Verachtung an, allein jetzt, da ich im Begrif bin, einen abermaligen Versuch mit Aufführung einiger von mir selbst verfertigten Stücke zu machen, zeigt sich die traurige Wirkung davon. Verschiedene Eltern haben sich dadurch blenden lassen, und wegern sich ihre Kinder wieder zu Vorstellung derselben herzugeben. Werden sie nicht auf andere Gedanken gebracht, so geräth mein ganzes rühmliches Vorhaben ins Stecken, und so ungern ich

auch Sachen rühme, die an sich keines Lobes bedürfen,

nam bonum vinum non eget hedera,

so finde ich mich doch jetzo gemüßiget, allen gutgesinnten Eltern die hauptsächlichsten Vortheile des Schul-Drama, in beliebter Kürze vorzustellen, um ihnen dadurch die widrigen Eindrücke, die jener Spötter veranlasset hat, zu benehmen.

Oeffentliche Schulen sind zu dem Endzweck angeordnet, um junge Leute zu einer jeden Lebensart, der sie sich nachmals widmen wollen, vorzubereiten, und gleichsam den Grund zu dem Gebäude der Wissenschaften, das in ihnen errichtet werden soll, zu legen. Der künftige Theologe, der Arzt, der Rechtsgelehrte, geniessen auf Schulen einerley Unterricht. Wir bilden den vernünftigen Mann, den Dichter, den Redner, den Philosophen, dadurch, daß wir die Anfangsgründe aller Wissenschaften lehren. Ein jeder muß sich bey reifern Jahren eine Lebensart, die seinen Fähigkeiten und seinem Geschmack gemäß ist, erwählen. Da wir nun junge Bürger für alle Classen von Leuten erziehen, warum sollte denn das Theater allein ausgeschlossen seyn? Wir geben Unterricht, wie man ein Dichter, ein Rechtsgelehrter, ein Philosoph werden solle, warum denn nicht

auch,

auch, wie man ein Comödiant werden könne? Gewiß, die Ursache, warum man für das letztere noch nicht besser gesorget hat, ist das Vorurtheil, daß die Comödie eine sündliche Beschäftigung sey.

Dieses ist, Dank sey es unsern erleuchtetern Zeiten, längstens lächerlich geworden; ein jeder erkennt, daß die Schaubühne die beste Schule der Tugend und guten Sitten sey, ja daß der Mangel guter Comödianten vor einen Hauptfehler in einer wohl eingerichteten Stadt gehalten werden müsse; dennoch daurt die unglückliche Wirkung des Vorurtheils noch immer darin fort, daß man die Erziehung guter Schauspieler so sehr vernachläßiget. Die Schule ist meines Erachtens der eigentliche Ort, wo dieses geschehen müßte. Die jungen Leute befinden sich alsdenn in dem rechten Alter, wo man diese Wissenschaft lernen muß, die Nacheiferung treibt sie an, es darin zu einer vorzüglichen Vollkommenheit zu bringen, und sie besitzen einige Kenntniß von Sprachen, die dazu unentbehrlich ist. Wie sollen sie erfahren, ob sie sich zu einer so nützlichen Beschäftigung schicken, wenn man ihnen nicht Gelegenheit giebt, ihre Kräfte zu versuchen. Merken sie aus dem erhaltenen Beyfall, daß die Probe geglückt ist, so werden sie zu keiner andern Lebensart grössere Lust haben als zu dieser, und bald ihrer Bestimmung

folgen. Wie ich meine letztern Comödien spielen ließ, machte einer meiner Untergebenen seine Sachen vorzüglich gut. Ich merkte gleich, daß er zum Schauspieler geboren sey, und wünschte ihm dazu Glück. Meine Erwartung ist auch eingetroffen, denn er ist bereits bey einer Gesellschaft von Schauspielern auf eine sehr vortheilhafte Art angenommen, und agirt mit vielem Beyfalle. Ich habe noch zwey, die ihm hoffentlich nachfolgen werden, und das wären denn schon drey. Gewiß ich würde vor Freuden ausser mir seyn, wenn ich mich mit der Hofnung schmeicheln dürfte, während der ganzen Zeit meiner Bedienung nur eine Gesellschaft guter Schauspieler zu liefern. Rechtsgelehrte, Aerzte, Dichter, Philosophen haben wir genug, mehr als wir brauchen, allein vortrefliche Acteurs, daran fehlt es uns Deutschen noch. Ich weiß es wohl, die Eltern sind hiemit nicht recht zufrieden, es klingt ihnen anstößig, wenn man ihnen sagt, ihr Sohn solle ein Comödiant werden; allein das sind Vorurtheile, daran sich niemand kehren darf. Wie berühmt haben sich **Bavon** und **Moliere** bey dieser Wissenschaft gemacht! Wären sie grosse Juristen oder Mediciner geworden, so würden sie jetzt vielleicht noch auf dem Catheder angeführt werden, jene Namen aber werden von der ganzen artigen galanten Welt noch beständig mit Ruhm erweh:

erwehnet, und man wird ihrer nach tausend Jahren, wenn die Welt so lange steht, noch eben so oft erwehnen. Keine Lebensart, wobey man sein Brodt ehrlich verdienen kann, ist zu verwerfen, und hat nicht ein guter Acteur sein Brodt reichlich? Wie viel Geld und Mühe hätte jener junge Mensch, dessen ich vorhin erwehnte, nicht anwenden, wie viele Jahre hätte er noch warten müssen, ehe er bey einer andern Wissenschaft seinen Unterhalt nur mittelmäßig hätte erwerben können, den er jetzt weit leichter und geschwinder erlangt hat. Ich weiß, wie oft ich mich habe bücken müssen, ehe ich die schlechte Stelle erhalten habe, die ich jetzt bekleide; wie leicht ist mein vormaliger Schüler dagegen zu Brodt gekommen, und auf welch eine angenehme Art verdient er es? Anstatt daß ich mich mit der rohen Jugend placken muß, die mir täglich neuen Verdruß macht, reiset er mit seinem Trouppe von einem Orte zum andern, bekömmt die Welt zu sehen, lernt Städte kennen, wovon ich kaum den Namen weiß, und seine ganze Arbeit besteht in Agiren; eine Sache, die demjenigen, der dazu aufgelegt ist, sehr leicht fallen muß. Hätte mich der Directeur nur annehmen wollen, ich wäre gern an seiner Stelle mitgegangen, und sollten meine Kinder Geschick zur Comödie zeigen, ich will sie gewiß alle dem Theater schenken. Sollten es auch junge Leute

nicht so weit in dieser Kunst bringen, daß sie zu wirklichen Acteurs gebraucht werden könnten, so werden sie doch durch diese jugendlichen Versuche geschickt gemacht, demnächst gute Comödien zu schreiben.

Ein Mensch, der das Theater nicht kennt, ist nicht im Stande, ein gutes Stück zu entwerfen. Denn wenn es gleich auf dem Papiere noch so schön ausgesonnen zu seyn scheint, so ist es doch noch allemal die Frage, ob es sich in der Vorstellung ausnehmen wird, und hierin versehen es unsere mehresten Dramatischen Dichter. Warum? Sie haben in ihrer Jugend keine Comödien gespielt.

Setze ich auch alle diese Vortheile bey Seite, so ist doch das ganze menschliche Leben, nach dem Ausspruche eines weisen Mannes, eine Comödie, und man kann also einen Menschen zu seinem künftigen Leben nirgends besser vorbereiten, als auf der Schaubühne. Ein Mensch, der verschiedene male die lustige Person daselbst gespielt hat, wird Zeitlebens einen Hang zu Harlequinaden behalten, und dadurch ein sehr angenehmer Gesellschafter werden. Wer hat lustige Leute nicht gerne um sich? Er wird sich durch dieses aufgeräumte Wesen mehrere Gönner erwerben, als er durch die gründlichste Gelehrsamkeit würde ge-

than

than haben. Viele machen ihr Glück damit, daß sie das Herz eines reichen Mädgens auf eine geschickte Art an sich zu ziehen wissen, und dieses lernt man nirgends besser, als auf dem Theater. Ein Mensch, der sich auf dem Theater geübt hat, eine erdichtete Leidenschaft zärtlich und einnehmend vorzustellen, wird nachmals bey einer wirklichen Geliebten seine Rolle vorzüglich gut spielen, und ihr ohne Zweifel besser gefallen als ein Pedant, der ganz mit Latein und Griechisch geschmückt ist. Zum Beweise dieses Satzes kann ich mich auf die Erfahrung berufen. Man sehe nur meine Schüler an. Wie galant sind sie seit der Aufführung meiner letztern Schauspiele geworden? Sie werden bald mit den reichsten Bräuten durchgehen, da indessen andere bey aller ihrer frostigen Gelehrsamkeit, Mühe haben werden, nur eine mittelmäßige Parthey zu treffen. Welch einen guten Anstand, welche Dreistigkeit erhält ein junger Mensch durch diese Uebung, und auf Dreistigkeit kömmt doch heut zu Tage alles in der Welt an. Hat er auf dem Theater mit Königen und Helden gesprochen, so wird er nachmals seinen minder vornehmen Gönnern auf die belebteste Art seine Aufwartung machen, und nicht, wie mancher, mit bebender Stimme, ein auswendig gelerntes Compliment herstammeln. Ich kann es nicht leugnen, sie nehmen auch Anfangs etwas

von den vorgestellten lächerlichen Characteren an, allein diese werden ihnen kurz hernach desto mehr zuwider, und sie behalten nur die Fertigkeit übrig, andern Leuten nachzusprechen, oder sie lächerlich vorzustellen. Wie beliebt können sie sich dadurch machen? Oft können sie auch in Umstände kommen, wo es ihnen unumgänglich nöthig ist, einen fremden Character anzunehmen, und sie werden es alsdenn ihrem Lehrer sehr verdanken, daß er sie in der Jugend dazu angewiesen hat. Gesetzt, ein Mensch könnte sein Glück dadurch befördern, wenn er die Miene eines Scheinheiligen annähme; wie schön wird ihm dieses glükken, wenn er vorhin die Rolle des Tartüffe gut zu spielen gelernt hat? Kann man allen diesen Nutzen von Haltung öffentlicher Reden erwarten, die man so ofte dem Schul-Drama entgegen gestellet hat? Durch diese zieht man höchstens Redner, allein nach meiner Methode werden Redner und Comödianten zugleich gebildet. Das Beyspiel des berühmten Redners Hortensius, der den größten Theil seiner Kunst von Schauspielern erlernt hatte, ist zu bekannt, als daß ich es weitläuftig anführen sollte.

Wer da weiß, wie schädlich der Müßiggang der Jugend ist, und wie nöthig es daher sey, ihr anständige Beschäftigungen zu verschaffen, wird

das

das Schul-Drama ohnmöglich mißbilligen können. Junge Leute werden gemeiniglich im zwölften bis vierzehnten Jahre unserer Aufsicht anvertrauet, und müssen alsdenn wenigstens noch sechs Jahr warten, ehe sie die Academie besuchen können. Womit sollten sie diese hinbringen? Griechisch und Latein wird bey der heutigen galanten Erziehung nicht sonderlich mehr geachtet, Historie, Geographie und Philosophie gehören hauptsächlich für die hohen Schulen. Sie würden auf diesen gar zu wenig zu erlernen haben, wenn sie schon vorher völlig darin unterrichtet würden, und man wird es einem Schulmanne auch wol nicht ansinnen können, daß er vor seinen geringen Gehalt ein Polyhistor seyn solle, um alle diese Sachen lehren zu können. Weiß er drey Sprachen, so besitzt er alle Gelehrsamkeit, die man von ihm verlangen kann; wüßte er mehr, so würde er gewiß auch mehr zu werden gesucht haben, und sich nicht einem Stande widmen, der von den mehresten so sehr über die Achseln angesehen wird. Das wenige, was wir wissen, können wir unsern Untergebenen in kurzer Zeit beybringen, und müssen also nur blos darauf denken, wie wir ihnen in den übrigen Stunden einen anständigen Zeitvertreib verschaffen, damit sie nicht durch die Langeweile angetrieben werden, Caffeehäuser und Billards zu besuchen. Im Sommer können wir mit ih-

nen Kegel schieben, oder andere mit Leibesübung verknüpfte Spiele mit ihnen vornehmen; allein im Winter geht dieses nicht füglich an, und es bleibt daher nichts bessers übrig, als das Drama.

Wie manche Stunde kann man damit nicht hinbringen! Vier Wochen werden erfordert, die Stücke, die gespielt werden sollen, auswendig zu lernen, vier Wochen bringt man mit dem Präpariren zu, vier Wochen wird agirt, und die vier folgenden Wochen belustigen sie sich mit der Erinnerung der verschiedenen Rollen, die ein jeder gespielt hat, ohne daß wir weiter bemüht seyn dürfen, ihnen einige andere Beschäftigungen an die Hand zu geben. Wie angenehm, wie munter verstreicht unter diesem Zeitvertreibe der größte Theil des traurigen Winters, und wie melancholisch muß die Jugend solchen bey andern finstern Lehrern zubringen? Es ist unverantwortlich sie, wie diese, mit ernsthaften trocknen Sachen ohne Unterlaß zu quälen, ihr noch schwaches Gehirn wird dadurch verdorben, und sie bekommen schon früh einen Ansatz zur Hypochondrie, die ohnehin mehr als zu gemein unter den Gelehrten ist. Die Jugend ist eine Zeit der Munterkeit, man muß also jungen Leuten vorzüglich dazu Gelegenheit geben, verdrießliche Stunden werden sie in ihrem folgenden Leben

noch

noch mehr als zu viel haben. Lernen sie etwas weniger, so ist dadurch nichts verloren. Sonst hieß es: Wer erwas weiß, den hält man werth; seitdem haben sich die Zeiten geändert, und man muß sagen: Wer erwas ist, den hält man werth. Und wodurch wird man denn etwas? ohnstreitig durch Gönner. Wodurch erwirbt man sich aber Gönner? Wer mir jetzt antworten wollte, durch eine gründliche Gelehrsamkeit, dem würde ich gerade ins Gesicht lachen. Leute, die vornehm genug sind, einen so ansehnlichen Titel zu behaupten, haben nicht Zeit genug übrig, um diese bey einem Subjecto zu beurtheilen. Sie sehen nach dem Aeuserlichen, nach einem netten Reverenz, nach einem guten Anstande, und kleinen geleisteten Diensten, die von der Art sind, daß sie ohne Gelehrsamkeit verrichtet werden können. Leuten, die man brauchen kann, giebt man Arbeit, andern aber Belohnungen. Das ist sehr billig. Auf die Art erhält ein jeder, was sich für ihn schickt. Setzte man jene in gute Umstände, so könnten sie leicht träge oder übermüthig werden. Geschicklichkeit erwirbt Neid, und dieser ist allemal gefährlich, drum sagt Gellert gar recht:

Sey nicht geschickt, man wird dich wenig hassen,
Weil dir denn jeder ähnlich ist.

Doch ich entferne mich von meinem Vorsatz, ich wollte nur zeigen, daß es am besten sey, wenn man wenig gelernt, und sich dagegen ein gefälliges angenehmes Wesen angewöhnt hätte, und daß also der Verlust der Zeit, die auf das Schul-Drama angewandt wird, keinesweges in Betrachtung gezogen zu werden verdiene. Dieses habe ich bewiesen, und wende mich zu einem andern Vortheile, der hauptsächlich die Lehrer betrift. Ein jeder weiß, wie viel uns daran gelegen sey, die Liebe und Hochachtung der Eltern zu erhalten. Bringen wir unsern Untergebenen hundert nützliche Sachen bey, so sehen sie dieses sehr gleichgültig an, weil sie selten etwas davon verstehen. Wie zärtliche Thränen rollen aber aus den Augen einer Mutter herab, wenn sie ihren Sohn auf der Schaubühne seine Rolle nur erträglich spielen sieht? Wie sehr fängt sie an, den Lehrer zu schätzen, wenn sie den Anstand ihres Lieblings nachmals in den Caffee-Gesellschaften rühmen hört? Der Vater, der bereits entschlossen war, ihn dem öffentlichen Unterrichte zu entziehen, und ihn einem Privatlehrer unter die Hände zu geben, bedenkt sich und bekommt eine neue Achtung für die Schule, wenn er hört, wie viele schöne Sachen er in selbiger zu sagen gelernt hat.

Wäre ich versichert, daß man mich nicht für eigennützig halten würde, so könnte ich noch einen wichtigen Vortheil, den das Schul-Drama gewähret, anführen. Das Gehalt eines Schullehrers ist an den mehresten Orten geringe, die Anzahl der Studirenden nimmt ab, mithin auch die Accidentien, die Zeiten werden immer theurer, wovon soll man also sich und seine Kinder ernähren? Ein Mann, der stets mit Sorgen der Nahrung gequält wird, arbeitet mit Verdruß, und stiftet weniger Nutzen, als er sonst würde gethan haben. Auf die ordentliche Verbesserung der Einnahme ist nicht zu denken, weil keine Fonds dazu vorhanden sind, nur das einzige Schul-Drama kann eine Gelegenheit hiezu darbieten. Wer Comödien sehen will, muß bezahlen, wenn es auch nur blos geschähe, um den gar zu grossen Zulauf zu verhindern. Das hievon einkommende Geld aber kann niemanden mit grösserm Rechte gehören, als dem Lehrer, der dabey viele Mühe gehabt hat. Da er seine ganze Lebenszeit dem Wohl seiner Lehrlinge aufopfert, so würden diese höchst undankbar seyn, wenn sie sich weigern wollten, wiederum eine kurze Zeit zu ihrem Vergnügen und seinem Nutzen zu arbeiten. Gebrauchen nicht die Handwerker ihre Lehrlinge auch zu häuslichen Arbeiten? — Doch wie gesagt, man möchte mich für eigennützig halten,

ten, wenn ich mich zu lange bey diesem Satze aufhielte. Ich habe genug gesagt, um vernünftige Eltern zu überzeugen, daß ihre Kinder durch die Kunst, die ich lehre, ihren Unterhalt zeitiger, bequemer und vortheilhafter, als durch jede andere Wissenschaft erlangen können, und wenn sie es auch gleich nicht zur gehörigen Vollkommenheit darin bringen, doch allemal Vortheil davon haben. Was können sie mehr verlangen?

XXII.

Erklärung des Sprüchworts: Ein jeder ist seines Glückes Schmid.

Ein jeder sollte seines Glückes Schmid seyn? Ja! wenn das doch wahr wäre; so würde **Tullia** eine Gräfin, **Matz** Canzley-Rath, und **Bav** würde auf den Schultern der Journalisten in dem Tempel des Nachruhms getragen. „Je nun, höre ich jemand „sagen: was verlangen Sie denn von einem „Schmiede? Haben Sie jemals einen Schmid „gesehen, der aus Bley ein künstliches Schloß, „oder aus Glas einen Bratenwender verfertigen „können? Er muß sich nach der Materie, die „er verarbeitet, richten, und dieses muß der „Schmid seines eigenen Glückes auch thun: „Ex quouis ligno non fit Mercurius. **Tullia** „kann keine Gräfin werden, denn sie ist von „schlechten Sitten, **Matz** kann nicht Canzley-„Rath werden, denn er ist ein Schöps, **Bav** „kann den Beyfall der Journalisten nicht er-

„halten,

„halten, denn er ist ein Schmierer.„ Aber man hat doch — „Ich höre schon, was Sie „sagen wollen. Das sind Wirkungen des „Glücks und des Zufalles, dergleichen ausseror„dentliche Fälle heben aber die Regel nicht auf. „Wir haben im Naturreiche auch allerhand „künstliche Sachen, die man Spiele der Natur „nennt. Sie sind von keines Menschen Hand „verfertigt. Aber deswegen bleibt ein Schmid „doch ein Schmid, wenn ihm gleich die Natur „zu Zeiten ins Amt fällt. Eben so kann es „auch Fälle geben, da Leute wider den gewöhn„lichen Lauf der Dinge etwas werden, was kein „Mensch von ihnen erwarten sollen; aber diese „sind als blosse lusus naturæ anzusehen. Der „Satz bleibt dennoch richtig, daß ein jeder „Mensch seines Glückes Schmid sey, weil es „nur auf ihn ankommt, das zu werden, was „nach seinen Fähigkeiten aus ihm werden „kann.„ — Schon gut! Das will ich glauben, wenn es erst keine Diener mehr giebt, die das zu seyn verdienten, was ihre Herren sind. Himmel! wie vielen guten Leuten würden wir Unrecht thun, wenn wir dies Sprüchwort als wahr annehmen wollten. Wir würden jeden redlichen Mann, der in geringen Glücksumständen lebt, beschuldigen, daß er entweder keine Fähigkeiten gehabt; oder welches noch schlim-

mer

mer ist, sie schlecht angewandt habe. Wer wird wol unverschämt genug seyn, dieses zu thun, da sich ihm an allen Seiten Beyspiele zum Beweise des Gegentheils zeigen? Womit hat der Iman Grosmann es verschuldet, daß er noch nicht Mufti geworden ist, da er mehr Frömmigkeit, mehr Klugheit besitzt, als sein vorgesetzter Achmet, und den Koran mit mehrerer Beredtsamkeit auslegen kann, als dieser? Doch ich brauche die Beweise nicht aus der Türkey herzuholen, da ich sie in der Nähe habe. Warum hat Alceste, der bey vieler Geschicklichkeit, und der emsigsten Verrichtung seiner Geschäfte in schlechten Umständen lebt, nicht eben so viele Einkünfte, als Philint, der lange Nächte schläft und des Tages schmauset? Durch welche menschliche Klugheit konnte Dorant seinen Fall verhindern? Die Geschichte ist traurig und wahr, ich muß sie erzählen. Ein kleines Vermögen und seine Geschicklichkeit im Landhaushalte versprachen ihm ein gutes Auskommen, wenn er Gelegenheit fände von beyden Gebrauch zu machen. Diese zeigte sich. Er pachtete ein Landgut, und heyrathete Eudoxien, ein allerliebstes Mädgen, das klug, und, seltner Fall! eben so unschuldig als klug war. Beyde verdienten das beste Schicksal. Die Morgensonne traf ihn gemeiniglich schon auf seinen Feldern an, und Eudoxia war eben so früh be-

schäftigt auf die Arbeit ihrer Bedienten Achtung zu geben. Nichts glich ihrer Freude, wenn sie einander des Mittags wieder sahen, und diese Freude machte ihre schlecht besetzte Tafel zu einem Gastmahle der Götter. Bey ihrem sparsamen Haushalte fanden sie nicht allein ihren Unterhalt, sondern sie fiengen auch an nach und nach etwas von denen Schulden abzutragen, die sie bey ihrer Einrichtung hatten machen müssen, und eine nahe bevorstehende reiche Erndte versprach ihnen, sie bald völlig davon zu befreyen. Diese Aussicht war der angenehmste Gegenstand ihrer freundschaftlichen Unterredungen. Doch man ist dann immer am mehresten in Gefahr, sich in seiner Hofnung getäuscht zu sehen, wenn man zuversichtlich etwas erwartet. In einer unglücklichen Stunde verwüstet ein Hagelwetter den grösten Theil ihrer Felder, kurz nachher raubt ihnen eine Seuche ihre ganze Heerde, die den grösten Theil ihres Vermögens ausmachte, und darauf nahmen gierige Gläubiger das Wenige, was Hagel und Seuche ihnen noch gelassen hatten, zu sich. Nun hatten sie nichts, und ausser dem Kummer der Dürftigkeit, quälte sie noch der Gedanke, daß nur der geringste Theil ihrer Schulden bezahlt werden könnte. Dorant konnte das Leiden seiner Geliebten nicht länger ausstehen, und entschloß sich in einem entfernten Lande ein besseres Schicksal

zu suchen. Er hatte nicht Muth genug, ihr diesen Entschluß anzukündigen. Er entfernte sich also heimlich, und gab ihr durch einen Brief Nachricht davon. Sie las ihn, und ihre durch Gram geschwächte zärtliche Constitution ward dadurch so erschüttert, daß sie in eine Ohnmacht sank, von der sie nie wieder zurück kam. Ich habe nicht erfahren können, wie es dem Dorant weiter ergangen sey, und ob er von diesem Unfalle Nachricht erhalten habe. Wie wird der Unglückliche erschrecken, wenn er vielleicht einst mit freudigen Schritten zurück kommt, um seiner Gattin eine angenehme Nachricht zu bringen — und dann hört, daß sie nicht mehr ist. — Doch ich wende mein Gesicht von dieser rührenden Scene hinweg, und frage meine Leser, ob Dorant der Schmid seines Glücks gewesen sey?

Das Sprüchwort, von dem ich rede, hört man am mehresten aus dem Munde glücklicher Leute. Es schmeichelt ihrer Eitelkeit nicht wenig, wenn sie denken können, daß die Erfüllung ihrer Wünsche blos eine Folge ihrer Geschicklichkeit und ihrer schlauen Bemühung sey, und daß andere blos darum weniger glücklich sind, weil sie weniger Verdienste haben. Wie dürften sie sonst so stolz auf ihre Reichthümer, auf ihren Rang seyn, wenn sie einsähen, daß das ganze Gebäude ihrer Glück-

seligkeit, das sie so gerne den Augen der Welt zeigen, blos das Werk eines ungefähren Zufalles sey? Wie viel würde das, worauf sich jetzt ihre ganze Ehre gründet, von seinem Werthe verlieren, wenn es nicht mehr einen Beweis ihrer Klugheit abgeben sollte?

Wenn wir nur etwas auf die Art Achtung geben, wie grosse Leute entstehen, so finden wir, daß sie ihr Glück nicht sowohl schmieden, als es durch andere schmieden lassen. Der junge Mensch, der empor geholfen werden soll, würde gewiß wenig ausrichten, wenn er sich auch zu Tode quälte. Er thut also am besten, daß er sich nicht vergeblich bemühet. Unterdessen daß er sich frisiren läßt, oder auf einem Balle Eroberungen macht, arbeiten Eltern, Oncles, Vettern und Muhmen für ihn mit bessern Erfolge. Der eine zieht den Blasebalg, der andre hämmert, und der dritte trägt Metall herbey. Wenn endlich das wichtige Werk zu Stande ist, so besieht sich der neugeschaffene grosse Mann im Spiegel, und wundert sich, daß Menschen Hände so etwas aus ihm haben machen können. Ja, wenn er recht einfältig ist, so sagt er wol gar: „das habe ich meiner Klugheit zu „danken, da seht an mir, daß ein jeder seines „Glückes Schmid sey, —„ er ist es eben so, wie das zur Bürgermeisterwürde erhobene Pferd

des

des Caligula seines Glückes Schmid gewesen seyn konnte.

Man stelle mir nicht die Beyspiele derer entgegen, die sich durch ihre eigene Unbesonnenheit oder Laster unglücklich gemacht haben. Ich weiß es, daß Callistus einen ansehnlichen Posten verloren, weil er sich bestechen lassen; ich weiß es, daß Melinde jetzt beynahe verhungert, weil ihr Mann, an dem sie eine Untreue begangen, sie von sich gejagt; ich weiß es, daß Cyrill seine jetzigen schmerzhaften Krankheiten, die ihm das Leben verbittern, blos den Ausschweifungen seiner Jugend beyzumessen hat. Allein diese Beyspiele beweisen nichts. Jeder Mensch kann sein Glück verderben, aber wer wird den für einen Schmid halten, der blos etwas verderben, aber nichts machen kann?

Ich habe noch nie gehört, daß jemand es seiner Klugheit beygemessen habe, wenn ihm der größte Gewinn in einer Lotterie zu Theil geworden. Die Welt ist auch eine grosse Lotterie. Alle Menschen sind die Interessenten. Ihre Handlungen sind der Einsatz. Reichthümer, Ehre, Vergnügen, sind die Gewinne; Armuth, Verachtung, Beleidigungen, und ein schimpflicher oder schmerzhafter Tod sind die Nieten. Diese Lotterie wird mit der größten Unpartheylichkeit

gezogen. Der Mann von Verdiensten kann eben sowohl eine Niete erhalten, als der Taugenichts. Ein ehrlicher Mann kann, nach dem Ausspruche dieser Lotterie, Richter werden, und ein Schelm an den Galgen kommen, aber es kann auch der umgekehrte Fall eintreten. Denjenigen meiner Leser, denen diese Vergleichung zu hart scheinen möchte, muß ich sagen, daß die Welt grösser sey, als Deutschland, und daß es nicht allenthalben so ordentlich zugehe, als in ihrem Vaterlande. Die Geschichte zeigt uns Beyspiele genug von geehrten Lasterhaften, und Märtyrern der Tugend und der guten Sache, und es fehlt auch noch jetzt in verschiedenen entfernten Ländern nicht daran. Das Beyspiel eines Calas ist zu bekannt, als daß ich es anführen sollte.

Es giebt bey Hazardspielen gewisse Künste, wodurch man sein Glück verbessern kann, diese werden auch von einigen im gemeinen Leben angewandt. Wir haben in allen Ständen solche Künste, sein Glück zu verbessern, von denen meine Leser in Hönns Betrugs-Lexico eine ausführliche Nachricht finden können. Sollten nicht diejenigen, die diese meisterlich auszuüben wissen, für wahre Schmiede ihres Glücks zu halten seyn? War nicht Crösus der Schmid seines Glücks? Er hatte in seiner Jugend nichts, er hatte keine

ange-

angesehene Anverwandte, die ihm zu Ausführung seines grossen Plans behülflich seyn konnten. Er arbeitete allein, er ließ eine ganze Armee zu Zeiten Noth leiden, tödtete Menschen und Vieh mit dem schlechten Proviante, den er lieferte, und brachte dadurch das unermeßliche Vermögen zusammen, das er jetzt besitzt. War nicht Johann der Schmid seines Glücks? Er war sonst Laquay, und bekleidet jetzt einen angesehenen Posten, den er blos dadurch erhielt, weil er seine Frau beredete, seinem Gönner gewisse kleine Gefälligkeiten zu erweisen. War nicht Bathyl ein Meister in dieser Kunst? Er besitzt Landgüter, Häuser, und eine Tonne Goldes an baarem Gelde. Alles dieses hat er sich selbst verschaft. Er schob ein falsches Testament unter, worin ihn seine Tante zum Erben einsetzt, und gab ihr, damit sie nicht vielleicht noch selbst ein anderes machen möchte, eine gewisse Arzeney, die in zween Tagen ihren Tod beförderte. Fort mit den Kerlen! Ehrliche Leute werden sie nie für zunftmäßige Amtsgenossen erkennen, und unsere lieben Alten dachten viel zu gut, als daß sie diese Künste durch ein Sprüchwort hätten empfehlen sollen.

Doch ich habe mich lange genug bey dem aufgehalten, was man unter diesem Sprüchworte nicht verstehen könne, es ist hohe Zeit, daß ich nun

auch den wahren Verstand desselben zeige. Es ist eine ausgemachte Wahrheit, daß unsere guten Vorfahren nicht so klug gewesen sind, als wir, und daß erst zu unsern einsichtsvollen Zeiten die menschliche Vernunft zu ihrer rechten männlichen Stärke gelangt sey. Hieraus ist leicht abzunehmen, daß sie auch von der Glückseligkeit nicht so feine Begriffe gehabt haben werden, als wir. Ihre Einfalt war so groß, daß sie alle die Dinge, die wir als wesentliche Stücke derselben ansehen, kaum dem Namen nach kannten. Sie wußten nicht was Titel, Equipage, glänzende Schlösser, Souppees und Gunst der Fürsten für Dinge waren. Wenn ihnen auch ja Fremde etwas von ihrer feinen Lebensart erzählten, so sahen sie sie mit bäurischer Verachtung an. Sie konnten daher ohnmöglich unter dem Worte Glück eben das verstehen, was wir damit anzeigen wollen. Epkow von Repkow meynt zwar, daß dieses Sprüchwort aus der lateinischen Sprache entlehnt sey; und sie hat auch, die Wahrheit zu gestehen, ein ähnliches; allein der Glossator setzt hinzu, daß dieses schon zu den Zeiten der ersten römischen Könige aufgekommen, und selbst von den Lateinern zu den Zeiten des Augustus nicht recht mehr verstanden sey. Die ersten Bewohner Roms waren aber, wie bekannt ist, nicht im mindesten klüger, als unsere alten Deutschen.

Ein

Ein Mann, der den glänzenden Posten eines Feldherrn bekleidet hatte, war so niederträchtig, daß er nach geendigtem Kriege selbst wieder pflügte, oder am Feuer Rüben bratete; ja er besaß so wenig Welt, daß er die ihm von einem benachbarten Fürsten angebotenen ansehnlichen Geschenke, wovon er ein vortrefliches Diner hätte geben können, verächtlich ausschlug. Nach ihren eingeschränkten Begriffen gehörte nichts weiter zu einem glücklichen Leben, als dasjenige, was bey uns kaum dem geringsten Bettler fehlt. So viel von einer gesunden Speise, als zur Sättigung hinreichte, ein Kleid, das den Körper deckte und vor Kälte schützte, und eine dauerhafte Gesundheit. Einem Menschen, der Lust zu arbeiten hatte, konnten die ersten beyden Stücke nicht leicht fehlen, und das dritte erwarb er sich bey Gelegenheit mit. Sie brauchten keine Kammerdiener und Zofen, denn sie hielten dafür, daß man von keinem Menschen besser bedient werde, als von sich selber, und ihre Toilette war so compendieux eingerichtet, daß sie bey ihrem Anzuge keiner Aufwartung bedurften. Sie hatten keine Porteurs, weil sie selbst gute Beine hatten, und es für die gesundeste Bewegung hielten, wenn man auf seinen eigenen Füssen gienge. In grossen Palläſten wohnten sie auch nicht, denn alle Hausgenossen waren ver-

traute Freunde, und vertrugen sich sehr gut in einem Zimmer. Der, welcher die größte Anzahl rühmlicher Thaten aufzuweisen hatte, war ihnen der glücklichste, und auch von dieser Glückseligkeit konnte ein jeder wenigstens einen Theil erlangen. Konnte der Geringe kein Heer zu Vertheidigung des Vaterlandes anführen, so konnte er doch vielleicht einen Bürger vom Untergange erretten, und dieses war ihnen beynahe eben so verdienstlich. Man brauchte also damals die Glückseligkeit nicht von seinen Vorfahren zu erben, oder von gnädigen Gönnern zu erbetteln. Ein jeder konnte sie ergreifen, wenn er nur wollte, und sie hielten also mit Recht dafür, daß ein jeder Mensch seines Glückes Schmid sey.

Doch jetzt ist es anders. Jetzt gehören unendlich viele Dinge zur Glückseligkeit, die man sich nicht selbst geben kann. Wer blos gesund, fleißig, ehrlich ist, und sein Auskommen hat, bleibt noch immer ein verächtliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft. Man muß einen gewissen Rang behaupten, man muß einen Aufwand machen können, der noch über diesen Rang ist, man muß Sachen anschaffen, die man nicht braucht, Bedienten halten, die einem Verdruß machen, und Leute bewirthen, die man nicht leiden.

den kann. Wer alles dieses kann, der ist erst glücklich, und ob man das Vermögen hiezu erhalten werde, das muß man vom Zufalle erwarten. Unsere Vorfahren hatten also zwar recht, wenn sie behaupteten, daß ein jeder seines Glükkes Schmid sey, aber da die Begriffe von der Glückseligkeit sich seitdem so sehr geändert haben, so muß man jetzt die Kunst, sein Glück selbst zu

schmieden, unter die verlornen Künste

zählen.

XXIII.

XXIII.

Gedanken vom Mißbrauch der Eide.

Versprechen und Verträge zu halten, eine richtige Schuld nicht abzuleugnen, vor Gericht ein aufrichtiges Zeugniß abzulegen, eine Bedienung, die man übernommen hat, mit möglichster Treue zu verwalten, dazu verbindet einen jeden schon Pflicht und Gewissen, wenn er auch nicht geschworen hat. Er begeht ein Verbrechen, und ist strafbar, wenn er das Gegentheil thut, und wenn er alles dieses eidlich verspricht, so vermehrt er dadurch blos die Verbindlichkeit, die er vorhin schon gehabt hat. Erkennte ein jeder dieses lebhaft genug, sähe er ein, daß ein allwissender Richter ihn wegen Lügen und Betrügereyen strafen würde, er möchte seine Rache durch einen Eid besonders aufgefordert haben oder nicht, so würden alle Eide überflüßig seyn. Allein bey den wenigsten macht diese allgemeine Verbindlichkeit Eindruck genug, und fast bey allen Nationen ist daher seit den

ältesten

ältesten Zeiten das Mittel eingeführet, Leute bey Uebernehmung einer besondern Pflicht feyerlich declariren zu lassen, daß sie sich auf den Fall, wenn sie dieser nicht nachkommen würden, der göttlichen Rache unterwürfen. Dieses ist der Ursprung der Eide. Vorhin wurden sie nur selten gebraucht, und man hielt deren Ableistung für eine der feyerlichsten gerichtlichen Handlungen.

In dem Zimmer, wo geschworen werden sollte, waren die Wände und der Tisch mit schwarzem Tuche bekleidet, es ward ein Todtenkopf und ein Crucifix hergesetzt, auch ein Prediger zugezogen, um dem Schwörenden zuzureden. Zu Zeiten wurden die Eide gar in der Kirche abgeleistet. Die Schwörenden mußten noch nüchtern seyn, und mit ihren Fingern den Altar, Crucifix, Evangelium, Missale oder die Reliquien berühren. In der Folge, und sonderlich durch die Einführung des Canonischen Rechts wurden die Eide immer häufiger, und die Ceremonien mußten daher, zu Ersparung der Zeit, abgekürzt werden. Jetzt ist man sehr geschwind damit fertig. Der Richter lieset eine sonst sehr rührend aufgesetzte Warnung wider den Meyneid so geschwind vor, daß kein Mensch verstehen kann, ob es hebräisch oder deutsch ist, und denn wird geschworen. So rühmlich es sonst ist, eine Sache von unnöthigen

Weit-

Weitläuftigkeiten zu befreyen, so wenig zuträglich dünkt mir dieses bey den Eiden zu seyn. Den gemeinen Mann rührt das am meisten, was in die Sinne fällt, und ich glaube, ein schwarz bekleidetes Zimmer, in welches er unvermuthet geführet wird, macht mehr Eindruck bey ihm, als die nachdrücklichste Vorstellung von dem göttlichen Zorn und der ewigen Verdammniß. Viele falsche Eide würden verhütet seyn, wenn man wenigstens einen Theil der alten Feyerlichkeiten beybehalten hätte, und die wenigen Umstände, welche man mit Ableistung eines Eides macht, sind gewiß mit Schuld daran, daß sie ihre ehemalige Achtung verloren haben. Doch dies ist nur ein Nebenumstand. Der häufige Gebrauch hat ihnen den meisten Schaden gethan. Es ist uns mit den Eiden gegangen, wie es einem jeden mit der heilsamsten Arzeney geht, wenn er sie täglich einnimmt. Sonst waren sie das kürzeste Mittel, verworrene Rechtshändel auf einmal zu endigen, oder einen Bedienten zu treuer Verrichtung seiner Obliegenheiten zu verbinden. Dadurch aber, daß wir dieses Mittel zu häufig und bey Kleinigkeiten gebraucht haben, ist ihm die Kraft genommen, in wichtigen Vorfällen zu helfen, und man muß jetzt seine Sache beynahe als verloren ansehen, wenn man keinen andern Beweis als die Eidesdelation hat. Man beschul-

schuldigt die Juden, daß ihren Eiden nicht sehr zu trauen sey; allein ich habe doch einst aus einem Vorfalle, bey dem ich selbst Zeuge gewesen bin, gelernt, daß sie den Leichtsinn im Schwören noch nicht so weit getrieben haben, als wir. Ein Rabbiner war wegen einer Schuldforderung, die sich etwa auf funfzehn Thaler belief, zum Zeugen vorgeschlagen. Wie er dazu beeidigt werden sollte, weigerte er sich zu schwören. Man bedeutete ihm, daß ein jeder Mensch schuldig wäre, in Sachen, wo sein Zeugniß erfordert würde, solches abzulegen, und sich zu dem Ende beeidigen zu lassen. Allein er schützte stets vor, daß ein Eid in seinen Augen viel zu heilig sey, als daß er wegen einer so geringen Sache schwören sollte. Man hielt dieses für einen Vorwand, und wollte ihn durch die gewöhnlichen Zwangsmittel zur Ableistung des Eides anhalten. Wie er sahe, daß es Ernst werden sollte, erbot er sich, ob er gleich sonst arm war, die Hälfte der Schuld selbst zu bezahlen, um nur von dem Eide befreyet zu werden. Die Anwesenden wurden durch diese ungewöhnliche gute Denkungsart so gerührt, daß sie die übrige Hälfte der Schuld berichtigten, und seine Freude war unbeschreiblich, daß er sich mit Verlust einiger Thaler von Ableistung eines Eides frey gemacht hatte. In welchem Gerichte wird man ein ähnliches Beyspiel

spiel von einem Christen aufweisen können? Durch die häufigen Eide haben wir eine solche Fertigkeit im Schwören erlangt, daß es den meisten keine Mühe kostet, wegen einer Summe, die keinen Thaler beträgt, oder wegen einer geringen Injurie, die höchstens eine Abbitte nach sich ziehen kann, einen Eid abzuleisten. Es müßte ein sehr kleines Gericht seyn, wo nicht, eines gegen das andere gerechnet, wöchentlich drey bis vier Leute schwören sollten, und welch eine Anzahl bringt dieses, wenn man sie von einem ganzen Jahre in einem mittelmäßig grossen Lande zusammen rechnet? Hiezu kommt noch die erstaunliche Menge der Diensteide. Vom ersten Staatsbedienten bis zum geringsten wird jeder beeidiget. Die Churfürsten, die dem deutschen Reiche ein neues Oberhaupt geben sollen, und die Rathsherren einer kleinen Stadt, die im Begrif sind, einen neuen Bürgermeister zu wählen, müssen eine gewissenhafte Wahl auf eine gleichheilige Art versprechen. Mit jedem Jahre gehn wir noch weiter. Jetzt nimmt kein Haushälter einen Verwalter oder Zehntsammler an, ohne ihn zu beeidigen, und ich zweifle nicht, daß wir auch bald die Dienstmädgen und Hausknechte eidlich verpflichten werden. Den gröbsten Mißbrauch der Eide scheinen mir die Reinigungseide in Criminalfällen in sich zu enthalten.

Welch

Welch eine Alternative? Wenn du schwöreſt, ſo biſt du völlig frey; wenn du nicht ſchwören willſt, ſo mußt du ſterben, oder wenigſtens dich der Folter unterwerfen. Der Menſch, dem man einen ſolchen Eid abnimmt, muß doch ſchon einigermaſſen des Verbrechens verdächtig ſeyn, wenn er von ihm ſoll gefordert werden können. Kann man es denn erwarten, daß unter hundert ſolcher Leute ſich einer finden werde, der ſich nicht entſchlieſſen ſollte, falſch zu ſchwören, da ſelbſt bey Leuten von dem beſten Character ſchon eine ſehr geſetzte Denkungsart hinzu kommen müßte, wenn ſie dieſe Probe aushalten, und ihr Leben ihrem Gewiſſen aufopfern ſollten. Noch eins! Entweder der angeſchuldigte Verbrecher ſchwöret oder ſchwöret nicht. Im erſten Falle iſt er frey; würde es aber nicht hart ſeyn, ihn in dem letztern zu richten, da er eben durch dieſe Probe ſo deutlich beweiſet, daß er einen groſſen Grad von Religion und Gewiſſen beſitze, und ein beſſerer Bürger ſeyn werde, als viele, die nie in Inquiſition gerathen ſind. Wäre es nicht beſſer, Angeklagte, denen man nichts als den Reinigungseid zuerkennen kann, lieber ganz frey zu laſſen, oder ihnen, nach den Graden des gegen ſie ſtreitenden Verdachts, eine willkührliche Strafe aufzulegen, als ſie in einen Gewiſſensſtreit zu bringen, in dem ſie faſt durchgehends

unterliegen, und der zu nichts dient, als daß sie, wenn sie schuldig sind, die Zahl ihrer Verbrechen noch mit einem Meyneide vermehren.

Nächst den Reinigungseiden scheinen mir die Diensteide die bedenklichsten zu seyn. Schwöre man blos in allgemeinen Terminis, daß man seine Dienstobliegenheiten mit möglichster Treue und Fleiß ausrichten wolle, so liesse ich es gelten. Dieses muß ein jeder ehrlicher Mann wollen, und kann es halten. Sieht er nachmals, daß er seiner Pflicht im Ganzen ein Genüge geleistet habe, so hat er Ursache sich zu beruhigen. Allein sich zu gewissen namentlichen Verrichtungen durch einen Eid anheischig zu machen, ist sehr mißlich. Eine jede Dienstversäumniß wird sodann ein Meyneid; welch ein schrecklicher Gedanke! Ist es nicht eine Verwegenheit, dieses zu thun, da man aus dem Bewußtseyn der menschlichen Schwachheit verher wissen kann, daß man nicht im Stande seyn werde, alle einzelne beschworne Pflichten aufs genaueste zu erfüllen? Ueberdem kommt oft vieles in die Diensteide, welches gar nicht in Ausübung gebracht werden kann. Die Veränderung der Umstände, der alle menschliche Anstalten unterworfen sind, ändert auch die Art der Verrichtungen. Diejenigen, welche die Beeidigung besorgen, wissen diese Abweichungen

nicht,

nicht, oder haben keine Zeit, sich darnach zu erkundigen. Sie legen also immer die alten Beeidigungsformulare zum Grunde, man beschwört sie, weil man selbst seine künftigen Verrichtungen noch nicht kennt, und wenn man sich nachgehends näher damit bekannt macht, so findet man, daß man vieles beschworen habe, welches gar keine Anwendung mehr findet. Man hat einen falschen Eid geschworen, oder, wenn ich es gelinder nehmen will, ein Spiel mit dem Eide getrieben. Diese Bedenklichkeit könnte nie eintreten, wenn man blos schwöre, daß man seine Pflichten nach bestem Gewissen beobachten wolle.

Die Eide sind in unsere ganze Verfassung so genau eingeflochten, daß es beynahe unmöglich zu seyn scheint, ihre Anzahl zu vermindern. Die Klagesachen müssen doch entschieden werden, und dieses kann sehr oft, wenn andere Beweise mangeln, nicht ohne einen Eid geschehen. Da die Eidesdelationes einmal als ein Beweismittel eingeführt sind, so steht es einem jeden frey, sich derselben zu bedienen, und der Richter kann sich nicht dawider setzen, wenn der Gegenstand auch noch so geringe ist. Eine gerechte Schuld zu verlieren, oder eine ungerechte zu bezahlen, um nicht zu schwören, würde sehr edel gedacht, aber

auch sehr gefährlich seyn, weil übelgesinnte Leute daher Gelegenheit nehmen würden, den, der dieses zu thun gewohnt wäre, auf eine legale Art zu plündern. Wenn man jemanden eine Bedienung aufträgt, bey welcher seinem eigenen Gewissen vieles überlassen werden muß, so scheint es doch immer sehr zuträglich, die Verbindlichkeit, als ein ehrlicher Mann zu handeln, noch durch einen Eid zu verstärken. — Lauter Bedenklichkeiten, die mich beynahe abschrecken sollten, eine Verbesserung zu erwarten. Dennoch will ich es versuchen, einige Vorschläge zu thun. Sind sie auch nicht practicabel, so gebe ich doch vielleicht andern dadurch Gelegenheit, weiter nachzudenken.

Wenn jemand schwöret, so verspricht er, die Wahrheit zu sagen, oder etwas zu thun, und unterwirft sich auf den Fall, daß er es nicht thun sollte, der ewigen Verdammniß. Diese ist das größte Unglück, welches einem Menschen wiederfahren kann. Könnte er sich also nicht, nach der geringern Wichtigkeit der Sache, auch einem geringern Uebel unterwerfen, und würde dieses nicht auch eine Art des Eides seyn? Warum soll man immer den größten Grad des Uebels nehmen? Die Wichtigkeit der verschiedenen Klagesachen ist so sehr von einander verschieden, daß sie kaum in Proportion gesetzt werden können. Die eine kann

Ton:

Tonnen Goldes, und die andere einen Gulden betreffen. Müßte nicht auch die Art des Eides, der in einer von diesen geschworen wird, der Sache angemessen seyn? Es hat gar kein Verhältniß, wenn der erste Staatsbediente, dem die Wohlfahrt eines ganzen Landes anvertrauet wird, und der geringste Licentknecht einerley Eid schwören. Mir dünkt also, daß man, um dieses Verhältniß zu beobachten, statt der ewigen Strafe, die man beym Eide übernimmt, sich bey geringern Fällen einer zeitlichen Strafe unterwerfen könnte, und dennoch der Endzweck eben so gut würde erhalten werden. Könnte nicht ein Mensch, dem man eine Bedienung von weniger Erhebslichkeit aufträgt, anstatt, daß er sich jetzt bey Verlust der ewigen Seligkeit zu getreuer Verrichtung seiner Obliegenheiten anheischig macht, auch eben dieses bey Verlust seiner Bedienung, seiner Ehre, seiner Freyheit oder seines Lebens, versprechen? Würde nicht ein Zeuge oder einer der klagenden Partheyen auch Glauben verdienen, wenn er sich mit Uebernehmung einer unvermeidlichen Todesstrafe anheischig gemacht hätte, die Wahrheit zu sagen? Würden die Strafen, denen sich jemand auf die Art unterworfen hätte, immer mit der äußersten Strenge vollstrecket, so würde dieses beynahe mehr Eindruck machen, als der bisherige Eid. Die Irreligion nimmt im-

mer mehr überhand, und einen Menschen, der kein künftiges Leben glaubt, nach der bisherigen Art schwören zu lassen, ist ein blosses Spielwerk. Viele andere, die noch wol eine geoffenbarte Religion annehmen, denken doch so laulich gegen dieselbe, daß ein falscher Eid ihnen nicht viele Ueberwindung kostet. Bald glauben sie, sich damit zu entschuldigen, wenn sie bey den Worten, die sie aussprechen, etwas anders (reseruationes mentales) denken, bald hoffen sie in einem irrigen Vertrauen auf die göttliche Barmherzigkeit, daß ihnen der begangene Meyneid werde vergeben werden, und sie zugleich den sich dadurch erworbenen Vortheil behalten können. Ueberhaupt macht auf den geringern Pöbel die Vorstellung einer künftigen Strafe, welche nicht in die Sinne fällt, und von welcher er oft gar keinen Begrif hat, bey weiten nicht so vielen Eindruck, als die Vorstellung eines möglichen zeitlichen Uebels, dessen Grösse er aus der Erfahrung kennt. Ein gewisser Beamter pflegte nach der gewöhnlichen Warnung vor dem Meyneide noch die besondere Drohung hinzu zu fügen, daß demjenigen, der falsch schwöre, alles in seinem Hause unglücklich gehen, sein Vieh, seine Frau und seine Kinder krank werden, oder gar sterben, seine Früchte übel gerathen, und er selbst an seinem Körper weiter kein Gedeihen haben würde. Ich

bin hiebey zum öftern gegenwärtig gewesen, und habe mit Verwunderung bemerkt, daß die Bauren, die bey dem ersten Theile der Ermahnung kalt geblieben waren, bey dem letztern aufmerksam wurden, und ihren Vorsatz zu schwören änderten. In einer gewissen Provinz Deutschlandes wird kein Soldat beeidiget, wenn er aber desertirt und eingeholet wird, so hängt man ihn ohne Gnade. Diese Strenge erweckt mehr Furcht, als der Eid, und es desertiren daselbst nicht mehr, als an andern Orten.

Doch, wird man mir einwerfen, bey manchen Rechtshändeln ist die Wahrheit so versteckt, daß blos GOtt und die interessirten Partheyen sie wissen können. In diesen Fällen würde der Schwörende gewiß versichert seyn, daß man ihn nie von seiner falschen Angabe werde überzeugen können und sich daher vor der übernommenen zeitlichen Strafe wenig fürchten. Dieser Einwurf ist gegründet, und ich muß gestehen, daß der gewöhnliche Eid in diesen Fällen unentbehrlich sey. Dennoch scheint mir ein Mittel übrig zu seyn, den Gebrauch der wirklichen Eide dem ungeachtet seltner zu machen. Die Eidesdelationes in geringern Sachen gänzlich abzuschaffen, wäre bey den eben bemerkten Fällen zu hart, weil oft kein anderer Beweis übrig ist. Da aber die Par-

theyen bey selbigen oft nur aus Chicane, oder in der Hofnung, daß der Gegentheil, um nicht zu schwören, die Sache verloren geben solle, Eide zuschieben, so würden sie ohne Zweifel etwas vorsichtiger damit werden, wenn derjenige, der in einer Sache unter zehn oder zwölf Thalern einen Eid zuschöbe, auf den Fall, daß der andere schwören würde, gewisse Succumbenzgelder erlegen müßte, die mehr betrügen, als der Gegenstand des Streits. Wüßte er sodann, daß der Gegentheil den Eid mit gutem Gewissen ableisten könnte, so würde er nicht so blind gegen seinen eigenen Vortheil seyn, die Eidesdelation zu ergreifen, und wir würden die Anzahl der Eide auf zwey Drittel herunter gesetzt sehen.

Ich habe bisher von überflüßigen Eiden geredet, und will nun noch etwas von falschen Eiden hinzufügen. Welch eine Ruchlosigkeit muß in dem Menschen seyn, der das Heiligste, was wir haben, mit Füssen tritt, um einen elenden Vortheil an sich zu ziehen. Ich habe zu viel Achtung für die menschliche Natur, als daß ich glauben sollte, ein Mensch, der sich eines solchen Vergehens schuldig gemacht hat, könne jemals seine völlige Gemüthsruhe wieder erlangen. Es giebt immer einige Stunden, wo die Verblendung des Eigennutzes und der Einbildung aufhöret, und

wo er vor sich selbst zittern wird, wenn er einen Blick in sein eigenes Herz thut. Wie unbeschreiblich elend muß sein Zustand auf dem Todbette seyn? Man kann der göttlichen Gnade keine Schranken setzen; allein wird der Verbrecher selbst sich auch überzeugen können, ob es nicht vielleicht die göttliche Weisheit erfordere, ihr selbst in diesem Stücke Schranken zu setzen? Wie viele Umstände kommen bey seinem Vergehen zusammen, die seine Vergebung schwer und mißlich machen? Er muß es bekennen und den verursachten Schaden ersetzen. Wird ein Mann, der bey seinem Leben in Ansehen gestanden, und den Ruf der Redlichkeit genossen, Selbstverleugnung genug haben, sich bey seinem Ende für einen Böswicht zu erklären? Wird er sich noch alles des Schadens erinnern, den er durch häufige Uebertretung seines Diensteides, in vielen Jahren andern verursacht hat? Wie unmöglich wird es in vielen Fällen seyn, solchen wieder gut zu machen? Wie leicht kann ihn dieses auf den verzweifelnden Gedanken bringen, daß für ihn keine Gnade zu hoffen sey. — Wie groß muß denn seine Angst seyn? — Sind alle Schätze der Welt würdig, nur mit einem Theil derselben erkauft zu werden?

Wie wichtig ist auch die Heiligkeit der Eide einem Staate? Alle innerliche Ruhe, alle Aus-

Übung der Gerechtigkeit fällt übern Haufen, wenn diese erst verächtlich werden. Was helfen alle Gesetze, die für die öffentliche Sicherheit sorgen, wenn ich täglich befürchten muß, im Gerichte selbst durch einen falschen Eid um meine Ehre, und um mein Vermögen zu kommen. Dennoch sind die Gesetze gegen Falschschwörende nicht so hart, als man es nach der Grösse des Verbrechens erwarten sollte. Ein Dieb muß das Gestohlne zurück geben, allein der, welcher einen ihm zugeschobenen Eid wider sein Gewissen abgeschworen, behält das, was er sich dadurch erworben, wenn er auch noch so deutlich davon überführt wird; ja man kann nicht einmal aus neu aufgefundenen Urkunden gegen ihn klagen. Seine ganze Strafe besteht nach der peinlichen Halsgerichtsordnung darin, daß er nach Beschaffenheit des Eides seine Ehre und die beyden Finger, womit er geschworen hat, verlieret. Wie gelinde! Der Dieb, der zwanzig Thaler gestohlen hat, muß sterben, und der Bösewicht, der das Verehrungswürdigste in der Religion gemißbrauchet hat, um mich vielleicht um tausend Thaler zu bringen, soll leben, und seinen Raub geniessen! Noch dazu weiß man in vielen Provinzen Deutschlandes kein Beyspiel, daß selbst diese äuserst gelinde Strafe einmal vollzogen worden. Die Egyptier hielten den, der eines

Meyn:

Meyneides überführet werden konnte, unwürdig in der menschlichen Gesellschaft zu leben, und belegten ihn mit der Todesstrafe. Ich bin nie blutgierig, und habe mit den meisten Verbrechern, die gerichtet werden, Mitleiden; allein an einem Meyneidigen würde ich ohne die mindeste Rührung die Lebensstrafe vollziehen sehen. Die Folgen seines Verbrechens sind für das Wohl des Staats gar zu nachtheilig, und das Beyspiel, welches seine Bestrafung macht, gar zu wichtig. Denn wer wollte nicht lieber unter den Iroquoisen und Samojeden wohnen, als in einem Lande, wo ein falscher Eid für eine Kleinigkeit gehalten wird?

XXIV.

XXIV.

Von Verbesserungen.

Ein junger Gärtner ist, wenn ihm ein Garten anvertrauet wird, selten mit dem zufrieden, was sein Vorgänger gemacht hat. Er verlegt die Beete, ändert die Wege, kappt und versetzt die Bäume, so lange bis sie vertrocknen. Eben so machen wir es mit den Sitten und Einrichtungen unserer Vorfahren; wir ändern und bessern so lange daran, bis wir sie verderben, denn der Bogen, welcher zu hoch gespannet wird, muß brechen, und der zu lange geschliffene Stahl wird endlich stumpf. Die Erziehung, die Art des Unterrichts, die Oeconomie, die Justitz, die Moral, die Arzneywissenschaft, — alles ist sehr verbessert, man ist noch täglich beschäftigt, ihnen mehr Vollkommenheit zu geben, und dennoch, meine Großmutter kann es bezeugen, werden die Zeiten immer schlechter. Welch ein Widerspruch!

Unsere Vorfahren erzogen ihre Kinder mit der größten Strenge; kein Versehen blieb ungestraft. Sie wurden zur Frömmigkeit, zur

Mode-

Modestie und zur Arbeit angehalten. Ehe sie nicht gewisse Jahre erreicht hatten, durften sie kaum in die Gesellschaft erwachsener Leute kommen, und wenn sie auch zugelassen wurden, so durften sie blos hören, aber nicht reden. Sie giengen darin zu weit. Wir sind klüger. Zu grosse Strenge macht die Gemüther sclavisch, wenn man mit Kindern wie mit erwachsenen Leuten umgeht, so lernen sie zeitig sich wie alte Leute aufführen, und wenn sie das Laster früh kennen lernen, so werden sie es desto früher verabscheuen. Man sucht sie daher blos mit vernünftigen Vorstellungen zu regieren, und verzeiht es ihnen sehr leicht, wenn sie sich daran nicht kehren; man vergönnt ihnen viele Freyheiten, sie müssen bey allen Lustbarkeiten mit zugezogen werden, man scheuet sich sogar nicht, sie zu Zeugen seiner Ausschweifungen zu haben, sie dürfen in Gesellschaften das grosse Wort führen, man gewöhnt sie dreist über Dinge urtheilen, die sie nicht verstehen, und hört es gerne, wenn Schmeichler die jungen Affen aus Gefälligkeit gegen die Alten bewundern. Glückliche Verbesserung! Ein unbärtiger Greis von siebenzehn Jahren hat es jetzt in den Ausschweifungen, die sich sein Vater oder Oncle bisher nur für erlaubt hielten, schon zur Vollkommenheit gebracht. Er lernt das Laster früh kennen, und es gefällt ihm

so

so wohl, daß er es, wenn es ihm möglich ist, bis in sein spätestes Alter beybehält. Erziehen wir Kinder nur blos für diese Welt, so habe ich nichts darwieder einzuwenden. Die Unschuld der Sitten, worin unsere Väter aufwuchsen, schickt sich schlecht zu einer Versammlung von Menschen, die sich um die Wette bemühen, es einander im Laster zuvor zu thun, und ein junger Mensch, der zu diesen bey Zeiten angewöhnet ist, wird sein Glück besser machen als ein anderer. Wie viele Schriften und Abhandlungen sind nicht seit zwanzig Jahren über diesen Gegenstand zum Vorschein gekommen. Sie enthalten, ich muß es gestehen, vortrefliche Lehren. Man fängt häufig an sie auszuüben; allein — haben wir denn jetzt mehrere gute Väter der Unterthanen, bessere Staatsleute, gewissenhaftere Richter, tugendhaftere Bürger als vor hundert Jahren? oder giebt unsere vornehme oder geringe Jugend Hofnung, daß wir sie nach dreyssig Jahren haben werden? Glückliches Land, welches diese Fragen bejahen kann. — Entweder die neuen Methoden taugen nicht, oder man hat sie unrichtig verstanden, und eben so irrig angewandt.

Auch die Art zu unterweisen ist ganz verändert. Es ist jetzt eine bekannte Sache, daß man

die

die Jugend nicht mit einer gründlichen Erlernung der alten Sprachen quälen, sondern sie gleich zu galanten Wissenschaften anführen müsse. Was junge Leute sonst auf Academien lernten, das lernen sie jetzt auf Schulen, und was sie sonst auf Schulen lernten, das lernen sie gar nicht mehr. Wo sind aber die grossen Männer, die im vorigen Jahrhundert und im Anfange des jetzigen lebten? — Vielleicht irre ich mich. Der Weg zur Gelehrsamkeit ist jetzt so gebahnt, daß alle zum Ziele gelangen. Alle, die studieret haben, sind jetzt grosse Leute, und darum wird ihre Grösse nicht mehr bemerkt.

So lange gelehrte Hände sich mit Bücherschreiben beschäftigt haben, sind sie bemüht gewesen, durch moralische Schriften die Welt zu bessern. Welche Berge von systematischen und nicht systematischen Moralen, sind nicht in Compendien, Wochenschriften und Erzählungen, in finstern und lustigen Kleidern erschienen. Sind die Menschen seitdem besser geworden? Ich möchte es wünschen. Man kann noch immer die Beschreibungen, die wir im Tacitus, Horaz und Petronius, von der Verschwendung, der Ueppigkeit, Falschheit der Weiber, Rachgier der Männer, Grausamkeit der Menschen gegen Menschen, lesen, wörtlich abschreiben, sie werden

ein

ein passendes Bild unserer Sitten seyn, und man wird zu allen ihren Schilderungen die Originale nicht weit suchen dürfen. Nur verschiedene großmüthige Handlungen der Alten möchten bey uns unglaublich scheinen. Alle Arbeit also, die die Sittenlehrer seit dem angewandt haben, ist vergebens gewesen, und sollten sie bey der eifrigen Bemühung, die ganze Welt zu bessern, ihre eigene Besserung vergessen haben, so haben sie, mit aller Ehrerbietung zu reden, sehr übel gethan. Doch wenn wir auch nicht besser sind, als die Römer, so sind wir doch vielleicht gesittester als unsere Vorfahren, die vor zweyhundert Jahren lebten. Wir sind feiner in unsern Lastern geworden, das ist ohnstreitig, ob wir aber tugendhafter sind? — das ist eine andere Frage.

Die Verbesserungen der Medicin und der Heilungskunst sind bekannt. Ich bin nicht im Stande diese zu beurtheilen, nur die Verzeichnisse der Verstorbenen machen mich etwas mißtrauisch. Sollten nicht vor zwey hundert Jahren eben so viele Menschen in einem Jahre in dieses traurige Register geschrieben seyn, als jetzt? An einem Orte, wo sonst kaum zwey Aerzte Beschäftigung genug hatten, finden jetzt sechse ihren reichlichen Unterhalt. Sind wir denn nach so vielen in der Arzeneywissenschaft gemachten Entdeckungen gesunder

sunder, als die alten Deutschen? Leben wir länger? Sind unsere Provinzen volkreicher, als sie zu den Zeiten der Emigrationen waren? Gewiß nicht. Und was ist die Ursache hievon? Zernichten oder hindern vielleicht unsere schönen Verbesserungen in der Diät alle das Gute, welches die wirklich verbesserte Heilungskunst stiftet oder stiften könnte?

Nun, edle Justitz, wende ich mich zu dir. Distributiua oder Commutatiua, wie soll ich dich nennen? Du nimmst dem Reichen seinen Ueberfluß, und vertheilest ihn unter die Nothleidenden, du nimmst den Hungrigen das Brodt, und speisest die noch Hungrigern. — Richter, Anwälde und Sachführer sind durch unzählige Verordnungen zu ihren Pflichten angewiesen, viele Zimmer reichen kaum hin alle Obseruationes, Decisiones, Enucleationes, Bedenken, und besondere Rechtsfälle zu fassen, in welchen sie sich Raths erholen sollen; und sind denn die Processe seitdem vermindert? Werden sie geschwinder geendiget? Ist das Recht gewisser geworden? Jeder Richter hat seine eigene Brille, wodurch er die Sache ansieht. So lange man nicht das Geheimniß gefunden hat, diese auf einerley Art zu schleifen, so lange wird man noch immer ungewiß bleiben, ob man bey dem augenscheinlichsten Rech-

te gewinnen oder verlieren werde. Alle Verbesserungen der Justitz haben immer mehr den Vortheil der Secundanten als der streitenden Partheyen befördert. Der Römische Prätor, der die interdicta possessoria erfand, hätte keinen klügern Einfall haben können, und der Pabst, der das remedium spolii hinzusetzte, machte ein Meisterstück. Spoliatus ante omnia restituendus. Güldene Regel! Wie geschwind würden die Rechtshändel zu Ende kommen, wenn man gleich auf den Grund gienge, und über das Eigenthum selbst stritte? Die Verbesserer der Justitz haben die Processe abzukürzen gesucht, und siehe da, sie haben das Geheimniß gefunden, sie ewig zu machen. Man streitet durch alle Instanzen über den Besitz, und wenn endlich mehr Kosten aufgewandt sind, als die Sache vielleicht werth ist, so hat man erst den Besitzer ausfündig gemacht. Nun weiß man noch nicht, wem die Sache wirklich gehöret. Diese Frage sollte noch durch einen neuen Proceß entschieden werden, allein zum Unglück ist das Vermögen der Partheyen alsdenn schon so erschöpft, oder sie haben einen solchen Abscheu vor den Advocaten bekommen, daß sie gemeiniglich ihr Eigenthum lieber dem, der im Besitz geschützt ist, überlassen, als sich in einen zweyten Proceß wagen. Nach den neuen Principiis, da die Begriffe vom Besitz immer

schwan-

schwankender werden, ist nichts leichter, als sich in Besitz zu setzen, und es ist daher jetzt sehr leicht, eine Sache, die einem andern gehöret, durch den Weg Rechtens zu erlangen. Die Leute, die noch stehlen, haben grausam unrecht. Der Weg, das Vermögen anderer durch remedia possessoria an sich zu bringen, ist ja weit sicherer. Einer meiner Bekannten sollte vor einiger Zeit einen der Wilddieberey Beschuldigten vertheidigen. Anstatt eine Defension zu übergeben, stellte er das remedium ex L. redintegranda an, zeigte, daß sein Client schon oft Wild gestohlen, mithin im Besitz des Wildschiessens sey, und ich zweifle nicht, daß er dabey wird geschützt werden. Geht es gut, so will er nächstens mit einem seiner Vertheidigung anvertrauten Holzdiebe ein gleiches wagen. Schreckten mich nicht so viele mißlungene Versuche ab, so hätte ich wol Lust auch eine Verbesserung in Vorschlag zu bringen. Wäre es nicht besser, wenn man die Frage: wer pendente lite in Besitz seyn solle? durch die Würfel entscheiden liesse? Man könnte dem, der die höchsten Augen würfe, ein Mandatum de non turbando ertheilen, und denn gleich von der Hauptsache den Anfang machen. Wenn diese entschieden ist, wird es sich von selbst verstehen, wer besitzen soll, und wenn inzwischen durch die Würfel eine kleine Ungerechtigkeit begangen wor-

den, so liessen sich leicht Mittel finden, diese wieder zu vergüten.

Die Verbesserungen, welche in der Oeconomie, Manufacturen, Finanzwesen und Cameralwissenschaften, fast in allen Europäischen Ländern in diesem Jahrhunderte gemacht worden, sind unleugbar. Wie viele vortrefliche Sachen kann man von diesen Gegenständen jetzt in denen in Frankreich, Engelland und Deutschland herausgekommenen unzähligen Schriften lesen — und dennoch hat man nie öfter über Mangel und Theurung der Lebensmittel geklagt, als jetzo, der Bauer ist ärmer als jemals, der Bürger, der Kaufmann, beschwert sich über den Abgang der Nahrung, kleine Landstädte, deren Einwohner sonst gut lebten, fangen an, wüste zu werden, und die grossen Herren sind auch nicht reicher dabey geworden. Welch ein Räthsel?

Sollten denn gar keine wahre Verbesserungen zu machen seyn? Daß sie nöthig sind, ist wol ausser Zweifel, ob aber die Mittel dazu so leicht zu finden sind, als viele glauben, das läßt sich aus dem bisherigen Erfolge beurtheilen.

XXV.

XXV.

Gedanken über die Kunst sein Testament zu machen.

Wenn ich noch heute sterben sollte, so würde die Sorge, mein Testament zu machen, mich wenig beunruhigen. Ein Paquet für den Prediger, und eins für den Küster, so wäre die ganze Verlassenschaft getheilt. Es ist mir daher noch nie der Zweifel eingefallen, ob ich ausser denen in den Gesetzen enthaltenen Vorschriften, auch andere Regeln bey Einrichtung meines Testaments beobachten dürfte, bis mir jüngst einige Briefe in die Hände fielen, in welchen ein Neveu seine Tante überreden wollte, daß sie ihm durchaus ihr ganzes Vermögen vermachen müsse, weil er ihres Bruders einziger Sohn sey. Diese brachten mich auf die Gedanken, daß ich vielleicht auch noch einmal reich werden könnte, und ich empfand sogleich zum voraus, wie lästig die Reichthümer seyn müssen, weil mich die Unentschlossenheit, wem ich meine Güter vermachen sollte, die ganze Nacht nicht ein-

schlafen ließ. Mein Bette war mit einer unzählbaren Menge hungriger Erben umgeben, die mit forschenden Augen und ausgestreckten Händen auf meinen letzten Augenblick warteten, um sich meiner Beute zu bemächtigen, und mir ward so bange, daß ich beynahe aus Angst, wie jener Geizige, mich selbst zum Erben eingesetzt hätte. Endlich entschloß ich mich, und hier ist die Ordnung, die ich in einem solchen Fall beobachten würde.

Hätte ich bey meinem Absterben Kinder im Leben, so würden diese auch bey Verfertigung meines Testaments meine einzigen Erben werden, weil ich, als die wahrscheinliche Ursache ihres Daseyns, schuldig wäre, auch nach meinem Tode für ihren Unterhalt zu sorgen. Wären jedoch unter diesen einige, die sich vorzüglich schlecht gegen mich betragen hätten, so würde ich mir kein Bedenken machen, die erstern den letztern weit vorzuziehen, und ihnen einen weit grössern Antheil meines Vermögens zuzuwenden. Nicht aus Rache — Behüte der Himmel, daß ich auf dem Sterbebette noch Lust haben sollte, mich zu rächen! sondern aus Dankbarkeit. Ich würde wünschen, daß ich den übelgerathenen eben so viel geben könnte. Allein denn behielte ich ja nichts übrig, um den andern ein Merkmal mei-

ner vorzüglichen Liebe zu hinterlassen, und sie könnten sich mit Recht über eine Ungerechtigkeit beschweren, wenn ich sie mit ihren unwürdigen Geschwistern gleich machte. Der Stifter eines Testaments wird als ein Gesetzgeber angesehen, und wie man bey diesem nie eine Rachsucht vermuthet, wenn er Strafen bestimmt, so wird man es bey jenem eben so wenig thun können. Blos die Billigkeit leitet ihn. Welch ein übles Beyspiel würde man dadurch geben, wenn man wohlgearteten Kindern gar keinen Vorzug vor denen, die es nicht sind, einräumte? Die Kinder anderer Familien könnten dadurch theils in ihrem üblen Betragen gestärkt werden, wenn sie sähen, daß sie eben so weit damit kämen, theils in ihrer Achtsamkeit gegen die Eltern nachlassen, wenn sie aus dergleichen Vorfällen schliessen müßten, daß ihre Eltern es eben so machen würden.

Wären bey Verfertigung meines Testaments noch Eltern vorhanden, die nicht ihren völlig hinreichenden Unterhalt hätten, so würden sie, ich möchte Kinder haben oder nicht, meinen Nachlaß zum Theil, oder ganz, erhalten. Einem Mann, der selbst Kinder hat, geben zwar die Gesetze Erlaubniß, seine Eltern zu übergehen, allein giebt sie ihm sein Gewissen auch? Sie sind die Ursache seiner Glückseligkeit, sie haben sich seinet-

wegen unzähligen Beschwerlichkeiten ausgesetzt, sie haben sich vielleicht gar zu Zeiten das Nothwendige entzogen, um ihn zu kleiden, zu erziehen: sollte er denn nicht verbunden seyn, eben so sehr für sie zu sorgen, als für seine Kinder?

Die dritte Person, die ich mit Eltern und Kindern in Eine Classe setze, wäre eine gute Frau. Die genaue Vereinigung der Gemüther, die unter Eheleuten statt finden soll, setzt, dünkt mich, zum voraus, daß diejenigen, die gleichsam nur Ein Herz und Eine Seele haben müssen, auch ein gemeinschaftliches Interesse und gemeinschaftliches Vermögen besitzen. Diese Verbindung ist so genau, daß man kaum sagen kann, die Erbschaft eines Mannes, der eine Wittwe hinterläßt, sey erlediget, er ist ja noch nicht ganz todt, die Hälfte von ihm lebt noch, sie erbt nicht von ihm, sie fährt nur fort zu besitzen. Sie verliert schon genug in ihrem Mann, als daß sie noch überhin mit dem Verluste eines Theils ihrer Einkünfte gestraft werden sollte.

Wäre von allen diesen Personen keine vorhanden, so würde blos die Freundschaft und das Verdienst meine Wahl in der Ernennung eines Erben bestimmen. Die Freundschaft läßt sich die wenigste Zeit nach den Graden der Anverwandtschaft ausrechnen: derjenige, welcher in Anse-

hung

hung des Bluts oft der entfernteste ist, kann leicht dem Herzen der nächste seyn. Ich würde mich also hierin an keine Ordnung binden. Ich würde den Freund, welcher würdig wäre mein Erbe zu werden, unter der ganzen Anzahl meiner Anverwandten aufsuchen, und wenn ich ihn darunter nicht fände, so würde ich von meinen übrigen Bekannten den, welcher mir die mehresten Merkmale seiner Aufrichtigkeit und Liebe gegeben, dazu erwählen, sollte es auch nur ein alter Bedienter seyn, der mir bis an meinen Tod treu gedienet. Wie? fremden Leuten? höre ich viele meiner Leser sagen. O ja! Warum nicht? Alle Menschen sind Anverwandte, und derjenige, welcher das beste Herz gegen mich zeigt, ist mein nächster Bruder. Die Bande der Freundschaft sind in meinen Augen weit heiliger, als die Bande der Anverwandtschaft. In jene bin ich durch eine freye Wahl, und durch eine gegenseitige Zuneigung getreten, in diese aber bin ich ohne mein Wissen gekommen; und wie oft haben Brüder nichts mit einander gemein, als den Namen, da ihre Herzen von einander entfernt sind, wie die beyden Pole. Es giebt Ausnahmen von diesem Satze, ich weiß solches, dem Himmel sey Dank! aus eigener Erfahrung, doch ich rede von dem, was gemeiniglich geschiehet. Die Vorschrift der Gesetze von der Erbfolge kann mich hiebey nicht

irre machen. Wenn kein Testament gemacht war, so mußte doch ein Erbe seyn, es mußte also auch eine Ordnung bestimmt werden, wie diejenigen, welche Anspruch auf eine Erbschaft machten, auf einander folgen sollten. Hiebey konnte unmöglich auf die Freundschaft gesehen werden, denn jeder würde geschworen haben, er sey des Erblassers bester Freund gewesen. Um also dem Streite ein Ende zu machen, war es das sicherste Mittel, die Grade der Verwandtschaft zum Grunde zu legen, weil die Vermuthung vorhanden war, daß der Verstorbene seinen Nachlaß am liebsten seinen nächsten Freunden gegönnt haben würde. Diese Vermuthung legt uns aber keinesweges ein Gesetz auf, daß wir unser Vermögen durchaus unsern nächsten Anverwandten lassen sollen. Vielmehr hört die Vermuthung auf, sobald wir selbst unsern Willen bekannt machen, und denn werden wir selbst am besten sagen können, wem wir am gewogensten sind. Ich finde hiebey nichts unbilliges, wenn es auch gleich ererbte Güter seyn sollten, worüber disponirt wird. Wenn ich mit meinem Bruder die Verlassenschaft eines Vaters theile, so bekömmt er ja das völlige Recht, mit seiner Hälfte zu machen, was er will. Er kann sie verzehren, verschenken, vermachen. Ich kann seine Befugniß durch keine Einwürfe einschränken,

ken, und ich werde also nicht allein nach den Gesetzen, sondern auch nach der natürlichen Billigkeit eben das Recht in Ansehung meiner Hälfte haben müssen. Was ich geerbt, ist eben sowohl mein, als das, was ich selbst durch meinen Fleiß erworben habe, und ich sehe keinen Grund, warum ich Anverwandten davon vorzüglich etwas schuldig seyn sollte. Es ist wahr, wenn ich fingire, daß ich nicht da gewesen, oder vor meinem Vater gestorben wäre, so hätte mein Bruder die ganze Erbschaft allein bekommen. Allein die Fiction ist wol etwas zu stark. Ich fühle, daß ich da bin, und daß ich ein Testament mache, oder wenn ja eine solche Fiction erlaubt ist, so kann ich eben so gut fingiren, daß mein Bruder gar nicht in der Welt sey, und daher nichts von mir erben könne.

Dies wäre also mein Plan, nach welchem ich mein Testament einrichten würde, und es fehlt mir nun weiter nichts zur Ausführung desselben, als eine Tonne Goldes. — Bald möchte ich wünschen, sie zu besitzen, um sie vermachen zu können.

XXVI.

XXVI.

Von Neujahrs- und Condolenz-briefen.

Die vertracten Complimentenbriefe. Man schreibt Dinge dahin, wobey man nichts oder vielleicht das Gegentheil denkt, der andere weis dieses, legt den Brief mit einem ich kann schon denken, was darin steht, ungelesen zur Seite, und würde es dennoch sehr übel genommen haben, wenn man seine Zeit zu werth geschätzet hätte, um dergleichen unbedeutendes Zeug zu schreiben.

Wie viele Lügen mögen nicht in allen den Neujahrsbriefen stehen, die ich seit meinem achten Jahre geschrieben habe. Danksagungen für Gewogenheiten, die ich nicht genossen. — Wenn jemand beym Weggehen aus einem Hause, wo ihm nicht das mindeste vorgesetzt worden, für die gütige Bewirthung verbindlichst dankte, so würde der Wirth dieses als eine beleidigende Satyre aufnehmen, und ich wundere mich nicht wenig, daß ich mit meinen Danksa-

gun-

gungen nicht schon alle meine Freunde böse gemacht habe. Freude über die Glückseligkeit, womit das letztere Jahr zurückgeleget worden. Da ich ein grosser Liebhaber von Anecdoten bin, so weiß ich, daß diese gemeiniglich nicht weit her, und zwar zu Zeiten von ausfen scheinbar, innerlich aber desto trauriger gewesen. Ueberdem nehme ich mehrentheils keinen grössern Antheil daran, als an der Glückseligkeit aller andern Leute, an die ich keine Neujahrsbriefe schreibe. Versicherungen einer immerwährenden Ergebenheit, — wovon mir noch kein Wort geträumet hat. Zuletzt Wünsche. Ja wenn sie noch einträfen, so wollte ich gleich alle Bettler reich wünschen. Allein hievon habe ich noch kein Beyspiel, vielmehr, (ich weiß nicht, ob der Mangel des Zutrauens daran Schuld ist) begegnet mir die mehreste Zeit das Unglück, daß das Gegentheil meiner Wünsche geschiehet. Am vorigen Neujahrstage wünschte ich meinem alten Oheim, der bey ziemlichen Mitteln keine Erben hat, ein langes Leben. — Allein er starb in demselben Jahre. Einem andern wünschte ich, daß er reich werden, und meinem windigen Vetter, daß er endlich einmal einen klugen Streich machen möchte. — Allein jener bekam die Viehseuche, und dieser verheyrathete sich. Kann ich es bey diesen Umständen noch wol mit gu-

tem

tem Gewissen wagen, einem Menschen etwas zu wünschen? Ich glaube es nicht: aber Neujahrsbriefe ohne Wünsche werden noch lächerlicher seyn, als die Neujahrsbriefe überhaupt schon sind, und ich würde sie zu meinem größten Verdrusse geschrieben haben, ohne einen Dank damit zu verdienen, ja man würde gar meinen guten Willen in Zweifel ziehen, weil ich nicht wenigstens etwas wünschte, da ich nichts geben kann. — Man hat gedruckte Trauer: gedruckte Gevatternbriefe, warum nicht auch gedruckte Neujahrsbriefe? Ich will zum Versuch ein Formular zur Probe mittheilen. Hat ein Mensch die Freyheit, abgeschmackte Gewohnheiten einzuführen, so wird es einem andern, der eben so gut ein Mensch zu seyn glaubt, doch erlaubt seyn, davon abzugehen. Denn einer muß ja der erste seyn. Ich sehe nicht ab, warum ein gedruckter Neujahrsbrief nicht die Stelle eines geschriebenen sollte vertreten können. Man kann eben so gute Papilloten und Fidibus davon machen, auch etwas darin wickeln. Wenn von diesem Formulare eine Anzahl unterthänige, ganz gehorsamste, und ergebenste Neujahrsbriefe abgedruckt wird, so hat man Vorrath für alle Stände, man braucht dabey sein Gewissen nicht gleich beym Anfange des Jahres mit Lügen zu beschweren, und erspart viele Zeit dabey. Wichtige Vortheile! Hat

man ja einige Freunde, denen man etwas besonders beym Jahreswechsel zu sagen hat, so kann man diesen einen geschriebenen Brief schicken; bey den mehresten aber wird nachstehender Brief hinlänglich seyn:

T. T.

Ew. wird es bereits aus Dero Calender bekannt seyn, oder wenn dieses nicht ist, so habe ich die Ehre, Ihnen (unterthänigst, gehorsamst, ergebenst) zu berichten, daß wir in letztverwichener Nacht zwischen 12 und 1 Uhr das ganz besondere Glück gehabt haben, ein altes Jahr zu beschliessen, und ein neues anzufangen. Es wäre doch immer ein schlimmer Streich gewesen, wenn wir statt des alten kein neues Jahr wieder bekommen hätten, und ich freue mich daher von ganzem Herzen über die Ankunft des letztern. Aber denken Sie einmal, wie geschwind vergeht die Zeit! Es ist mir noch immer zu Muthe, als wenn wir erst eben ein neues Jahr angefangen hätten, und nun ist es schon wieder zu Ende. Doch es ist nun einmal so, die Zeit vergeht und wir mit ihr. Sie ist daher edel, und aus dieser Ursache werde ich leicht Verzeihung erhalten, daß ich wider die eingeführte Gewohnheit, Ew. mit einem gedruckten Neujahrsbriefe aufzuwarten mir die Freyheit nehme, um Ihnen dadurch

meine

meine (unterthänige, ganz gehorsamste, ergebenste) Freude über die glückliche Beschliessung des alten Jahres zu bezeugen. Billig sollte ich condoliren, denn Sie sind nun abermals ein Jahr älter geworden, und ich weiß, wie gerne Sie beständig jung bleiben möchten. Allein das will die Mode nicht, ich muß mich freuen. Ich weiß zwar wohl, daß das alte Jahr nicht so vergnügt für Sie gewesen ist, wie die mehrsten Leute glauben. Verschiedene häusliche Angelegenheiten haben Ihnen manche verdrießliche Stunde gemacht, allein Sie sind doch nicht darin gestorben, und dieses ist meiner Meynung nach das größte Unglück, welches einem Menschen begegnen kann. Alle andere Unglücksfälle lassen sich wieder gut machen, nur dieser nicht, und ich freue mich daher recht sehr, daß Sie selbigem entgangen sind. Vielleicht wird das neue Jahr besser. Ich wünsche es Ihnen von Grund der Seelen. Allein soll ich grosse Hofnung dazu machen? Dieses würde unverantwortlich seyn, da man mich schon unter der Hand versichert hat, daß das neue Jahr dem alten so ähnlich sehen soll, wie ein Ey dem andern. Ich darf es Ihnen also nicht verschweigen. Da Sie im verwichenen Jahre kränklich gewesen sind, werden Sie auch in diesem zu Zeiten unpäßlich werden, Ihre Frau Gemahlin wird Sie öfters verdrießlich machen, (bey Unverhey-

rathe-

ratheten bleibt dieses weg,) Sie werden hie und da Schaden an Ihrem Vermögen leiden, Sie werden vor Unglücksfälle besorgt seyn, die sich gar nicht zutragen; hingegen werden Ihnen unangenehme Zufälle begegnen, an welche Sie in Ihrem Leben nicht gedacht haben. Kurz, da Sie im neuen Jahre noch immer ein Mensch bleiben, so wird es Ihnen auch darin gehen, wie es andern Leuten geht, und wie es Ihnen selbst bisher gegangen ist. Traurige Prophezeyhung! werden Sie sagen. Allein warum sollte ich Ihnen mit einer falschen Hofnung schmeicheln. Wenn ich weniger aufrichtig wäre, so würde ich schreiben:

„Die gütige Schickung wolle Ihre Jahre bis „auf das späteste Ziel des menschlichen Alters „verlängern, in den nächst künftigen 12 Mona„ten alle widrige Vorfälle von Ihnen abwenden, „dagegen lauter fröliche, angenehme Begebenhei„ten schicken, und Ihr Vermögen den Schätzen „des Crösus gleich machen.„ Wenn ich auch wüßte, daß mein Wunsch von Wort zu Wort wahr werden würde, so erlaubten doch Billigkeit und Menschenliebe nicht, dieses zu verlangen. Da doch einmal Unglück in der Welt seyn muß, warum sollten denn Ew. eben alles Glück, andere Menschen aber alles Unglück allein bekommen? Die Theilung wäre ungerecht. Ein jeder muß sein

Theil haben, und wird Ihnen von dem leztern etwas mehr beschieden, so kann ich nicht davor. Es möchte Ihnen vielleicht sehr zuträglich seyn, und die Pflicht der Dankbarkeit verbietet mir, die Abwendung irgend einer Sache, die Ihnen nüzlich seyn könnte, zu wünschen. Denn denke ich in die vorigen Zeiten, und sonderlich in das lezt verflossene Jahr zurück, so wird mein Herz durch die Erinnerung der von Ihnen genossenen (Gnade, Wohlthaten, Güte) auf die zärtlichste Art gerühret. Wie viel bin ich Ihnen nicht schuldig! Sie haben mich in dem lezt verwichenen Jahre nicht verwundet, nicht geschlagen, auf keine hinterlistige Weise mir zu schaden gesucht, niemanden wider mich aufgehezt, so viel ich weiß, mich nicht verleumdet; kurz, meiner Gesundheit, meinem Vermögen und meinem guten Namen nicht den mindesten Abbruch gethan. Sie sind ein Mensch. Ich hätte alles dieses von Ihnen befürchten müssen, und ich verdanke es daher blos Ihrer großmüthigen Denkungsart, daß es unterblieben ist, daß ich noch lebe und vergnügt seyn kann. Sie kennen mein Herz, und werden daher versichert seyn, daß ich jederzeit von der (unterthänigsten, ganz gehorsamsten, ergebensten) Dankbarkeit getrieben, eben dieses Betragen gegen Sie beobachten werde. Ich diene jedem Menschen gerne, und bin daher mit einer dem

Maasse

Maasse Ihrer Gewogenheit gleichen (Ehrerbietung, Verehrung, Ergebenheit)

Ew. —

(unterthäniger, ganz gehorsamster, ergebenster Diener.)

Die Condolenzbriefe sind noch schlimmer. Hat man die ersten Tage des Jenners zurück gelegt, so ist man von Neujahrsbriefen auf zwey und funfzig Wochen befreyet. Aber vor Condolenzbriefen ist man nie sicher. Wenn einem nichtsbedeutenden Menschen ein eben so wenig bedeutender Anverwandter abstirbt, so setzt er sich nieder, bringt diesen traurigen Vorfall zu Papier, fleht die ganze Welt um Trost und Mitleiden an, läßt seinen schönen Aufsatz vier hundert mal abdrucken, und schickt vier hundert Leuten, die sich so wenig um den selig verstorbenen, als um den lebenden Schriftsteller bekümmern, ein Exemplar davon zu. Da er es vermuthlich Franco thun wird, so möchte es scheinen, daß man ihm dieses wol erlauben könnte. Es ist wahr, er verursacht manchen, die den Tod eines nahen Anverwandten befürchten, mit dem breiten schwarzen Rande ein vergebliches Schrecken, und erweckt vielleicht bey eben so vielen, die den Tod eines Vaters, Oncles oder Muhme begierig erwarten, eine falsche Freude. Allein auch dieses kann ich ihm vergeben.

Die erstern erhalten dadurch Gelegenheit, dem Himmel zu danken, daß ihre Furcht vergeblich gewesen ist, und die letztern verdienen geneckt zu werden. Allein es ist ein Umstand dabey, der mir ganz und gar nicht gefallen will. Dieser Mensch glaubt durch die zwey Thaler, die ihm das Druckerlohn gekostet hat, sich ein Recht erworben zu haben, vier hundert geschriebene Antworten zu erwarten, und nimmt es erstaunend übel, wenn nicht gleich jeder die nöthigsten Geschäfte bey Seite legt, um ihm sein Beyleid zu bezeugen, dessen er vielleicht nicht einmal bedarf. Es ist eine Rechtsregel, daß man seine Schulden in eben der Münze bezahlen muß, die man erhalten hat, und mich dünkt daher, derjenige, der nur einen gedruckten Trauerbrief schickt, muß auch mit einem gedruckten Condolenzbriefe zufrieden seyn. Hiedurch könnte sehr viele Zeit ersparet werden, ein Vortheil, worauf man doch in unsern frugalen Zeiten sehr bedacht ist, und unsere Buchführer, die nicht wenig in Verfall zu gerathen scheinen, könnten sich dadurch gewiß wieder aufhelfen, wenn sie einen ansehnlichen Vorrath solcher Briefe auf alle Fälle abdrucken liessen und das Stück etwa zu sechs Pf. verkauften. Ein Preis, der sehr billig seyn würde, wenn der schwarze Rand gleich mit darum wäre.

Ich habe zum Versuch auch einen solchen Condolenzbrief entworfen, und habe mit Fleiß den Fall gewählt, da eine Frau vom Stande ihren Mann verloren hat, weil diese Art Briefe am häufigsten gebraucht wird. Man wundere sich nicht über die ungewöhnliche Wendung, die ich meiner Condolenz gegeben. Meine Briefe müssen aufrichtig seyn, und den Betrübten, den sie trösten sollen, da angreifen, wo es ihm wehe thut. Unter allen Wittwen aber, die ich bis jetzt kennen gelernt, habe ich keine gefunden, die sich nicht am mehresten über die durch den Tod ihres Mannes verursachte Verschlimmerung ihrer äuserlichen Glücksumstände gegrämet hätte. Im Vorbeygehen gesagt, ich verdenke es daher allen Männern, die gerne recht herzlich und lange beweint seyn wollen, wenn sie in die Wittwencasse setzen. Ein jeder sagt bey ihrem Tode, sie hat zu leben, und die getröstete Wittwe stimmt mit ein. Doch die, welche mit mir einstimmig denken, werden sich hiedurch nicht abschrecken lassen. Ich sehe lieber, wenn meine Freunde lachen, als wenn sie weinen, und sollte es auch bey meinem Grabe seyn. — Die Parenthese ist lang genug. Hier ist der Brief.

(L. T.)

Aus Ew. — geehrtesten Schreiben vom — d. M. habe ich den Verlust Dero werthesten

Herrn Gemahls mit aufrichtigsten Leidwesen und wahrer Theilnehmung ersehen. Ihre Thränen sind gerecht, und ich möchte wünschen, daß ich Ihren Schmerz durch einige Trostgründe lindern könnte. Allein, was soll ich sagen? Es wird Ihnen nichts helfen, wenn ich Sie daran erinnere, daß er in einen bessern Zustand versetzt worden, daß er wenig Freude auf der Welt gehabt, und daß ihm jetzt unendlich wohl seyn muß, da er Sie nicht mehr sieht. Dies kann Ew. — nicht aufrichten, denn es würde Ihnen vermuthlich sehr gleichgültig seyn, wenn sich sein Zustand auch verschlimmert hätte, und Sie nur nicht darunter litten. Der werthe Verstorbene war oft wunderlich, er wagte es zu Zeiten, Ihnen zu widersprechen, er wollte nicht immer so viel Geld hergeben, als Sie zu Ihrem nothwendigen Anputz gebrauchten, (seine Eifersucht machte Ihnen manchen Verdruß,) er war die letzte Zeit oft kränklich, und Sie mußten die Stunden, die Sie dem Vergnügen hätten widmen können, mit den Verrichtungen einer Krankenwärterin zubringen. Gewiß, wenn sonst nichts dabey zu erinnern wäre, so würde ich Ihnen Glück wünschen, daß Sie einer grossen Last entledigt und wieder Ihr eigener Herr geworden sind. — Doch auch diese Betrachtung kann Sie nicht aufrichten, Sie hätten alle diese Unbequemlichkeiten gerne ertragen,

wenn Sie nur Ihren lieben Gemahl und seine Einnahme hätten behalten können. Wie sehr beklage ich Sie. Ihr Herr Gemahl stand in (grossen) Ansehen, und man verehrte Sie seiner Verdienste wegen. Dieses wird jetzt wegfallen. Sie werden jetzt nicht mehr in alle die Gesellschaften kommen können, in denen Sie sonst durch ihn mit zugezogen wurden. Sie werden Ihre (prächtige) Wohnung verlassen, und sich auf einer kleinen Etage behelfen müssen. Sie werden die (Kutschpferde) (Porteurs) und den Livreebedienten nicht länger behalten können. Ein weiblicher Bedienter wird Ihnen künftig das Gesangbuch in die Kirche nachtragen. — Doch ich sehe, Sie werden bey Erblickung dieses gehäuften Elendes ohnmächtig. Fassen Sie wieder Muth: es ist desfalls noch nicht alle Hofnung verloren. Eine Wittwe, die Geld hat, wird auch geachtet, und vielleicht können Sie noch einmal reich werden. Ein Anverwandter aus Ostindien, dessen Namen Sie jetzt nicht einmal wissen, kann Ihnen eine Million hinterlassen. Sie können einen Schatz finden. — Doch eben fällt mir etwas ein. Setzen Sie, so bald als möglich, in die Lotterie. Wenn Sie das größte Loos erhalten, so können Sie fortfahren eben so zu leben, als Sie bisher gethan haben, und ich bin von Ihrer Klugheit versichert, daß es Ihnen sodenn

nie einfallen werde, den selig Verstorbenen in diese kummervolle Welt zurück zu rufen. Ich wünsche wenigstens, daß die Vorsehung durch ihren reichen Segen den erlittenen Verlust ersetzen möge, und versichere, daß ich mit wahrer Hochachtung, (Verehrung, Respect) sey

Ew. —

Wenn der Verleger die in Klammern eingeschlossenen Sätze in einigen Exemplaren wegläßt, so wird er auf alle Fälle, die bey Wittwen vorkommen können, Formulare haben. Denn für reiche Wittwen Condolenzbriefe zu entwerfen, das leidet meine Aufrichtigkeit nicht, und für Wittwen, die ihre Männer aus einer uneigennützigen Zärtlichkeit beweinen — es könnte vielleicht hie und da in einer kleinen Stadt oder auf dem Lande ein solches gutherziges Weibchen geben — Allein, ich will es keinem Verleger anrathen, ihrentwegen eine besondere Auflage von Condolenzbriefen zu machen, er würde sie zu Maculatur verbrauchen müssen.

XXVII.

Ist es möglich, daß ein Thor glücklich werde?

Eine Erzählung.

Astolph war mit allen Gaben geboren, die einen grossen Geist auszeichnen, besaß aber auch zugleich alle Fehler, die einen Thoren bilden. Man denke, welch einen Contrast diese Mischung hervorgebracht haben müsse. Er hatte sich nie Mühe gegeben, die letztern abzulegen, und konnte dennoch nicht begreifen, warum er die Zufriedenheit, die allein das Leben glücklich machen kann, stets vergebens suchte. Es fiel ihm nicht ein, sich selbst als die Ursache hievon anzusehen, sondern er beschuldigte stets den Himmel einer Ungerechtigkeit, daß er andern, die es weniger verdienten, alles das gäbe, ohne welches man seiner Meynung nach nicht vergnügt seyn könnte, ihn allein aber zum Unglück bestimmt habe; und quälte ihn daher täglich mit ungeduldigen Klagen. Endlich ward die Vorsehung seines Murrens müde. Sie nahm es sich vor,

seine Wünsche zu befriedigen, und ihn, wenn es möglich wäre, glücklich zu machen. Sie veränderte seine Umstände so schleunig, daß viele, die ihn vorher gekannt hatten, ihren eigenen Augen kaum traueten. Ohnerachtet er nur von geringem Herkommen war, so erhielt er dennoch eine ansehnliche Stelle bey Hofe, die er sich längst gewünscht hatte; denn der Ehrgeitz machte seine Hauptleidenschaft aus. Es blieb hiebey nicht, er stieg oder er flog vielmehr von einer Stuffe zur andern, bis er endlich die vornehmste Stelle im Lande erhielt. Er war der vorzüglichste Liebling seines Königs, alle Geschäfte giengen durch seine Hände, und was er gut fand, das geschah. Er erhielt die ansehnlichsten Besoldungen, und da überdem alle Einkünfte des Landes von ihm gehoben wurden, so fehlte es ihm nicht an Gelegenheit, sich nach Wunsch zu bereichern; kurz, er erhielt ein solches Uebermaaß von Ehre und Vermögen, als er nur immer in seinen ausschweifendesten Wünschen hätte verlangen können. Bisher hatte seinem Glücke noch immer sehr vieles gefehlt. Seine natürliche Unzufriedenheit, die Sorge, wie er sich immer höher schwingen wollte, die Feinde, die ihm der Neid und sein bey jeder Erhebung zunehmender Stolz zugezogen hatten, und die ihm oft mit dem Umsturz aller seiner Hofnungen droheten, der Verdruß, noch

oft

oft andere sich vorgezogen zu sehen, liessen ihm weder Tag noch Nacht Ruhe, sie verfolgten ihn bey Tafel und auf den Ball, und folterten sein Herz, ob er gleich äuserlich die lächelnde Miene eines Hofmanns annahm. Er fuhr daher noch immer fort, sein Glück der Langsamkeit zu beschuldigen, und sah es als eine Unmöglichkeit an, vergnügt zu werden, ehe er nicht diejenige Stuffe, die er sich einmal vorgesetzt hatte, erreicht haben würde. O! wie glücklich werde ich denn seyn? sagte er oft zu sich selbst. Denn wird es keiner mehr wagen, mir Verdruß zu machen, ein jeder wird sich vor mir fürchten, meine Klugheit, meine Pracht bewundern, mich anbeten. Mit welcher Ehrfurcht wird das staunende Volk meinen Wagen durch die Gassen rollen sehen, wie wird sich jeder um meine Gunst bewerben, und welch eine süsse Rache werde ich an denen ausüben können, die mir bisher hinderlich gewesen sind! Er erhielt alles dieses, wie ich bereits gesagt habe, und zwey Tage glaubte er, die vollenkommenste Zufriedenheit zu empfinden, oder er wußte vielmehr selbst nicht, was er empfand, so schwindlicht war er von seiner eigenen Grösse. Allein am dritten Tage machte ein unerwarteter Vorfall, daß die ganze Bezauberung verschwand. Er brannte vor Ungeduld, von seinem neu erhaltenen Ansehen Gebrauch zu machen, und Sarkast, ein angese-

gesehener Hofbedienter, von dem er vorzüglich beleidigt zu seyn glaubte, sollte das Opfer davon werden. Durch die genauesten Nachforschungen hatte er verschiedene Fehler erfahren, deren sich dieser in seinen Verrichtungen schuldig gemacht hatte, die in ihrem wahren Lichte betrachtet sehr klein waren, hingegen von einer andern Seite höchst gefährlich zu seyn schienen. Man kann leicht denken, daß er sie von dieser dem Könige vorstellte, und er zweifelte nicht, dadurch sofort Sarkastens Verbannung vom Hofe zu bewirken. Doch wie groß war seine Verwirrung, wie er zur Antwort erhielt, daß die Sache wol erst untersucht werden müßte. Seine ganze Staatsklugheit reichte kaum hin, den Verdruß, den er hierüber empfand, zu verbergen; er begab sich, sobald es möglich war, in sein Zimmer, auf welchem er die ganze Nacht, voll unruhiger Gedanken, mit langen Schritten herum gieng. Ist das die Frucht aller meiner Bemühungen! sagte er unzähligemal zu sich selbst. Was helfen mir Rang und Ansehen, wenn die Beschuldigungen, die ich anzeige, erst untersuchet werden sollen! Wer wird denn eben Ursache haben, sich vor mir zu fürchten, wenn der geringste vom Pöbel eben das thun kann, wozu ich vermögend bin? Wie ungerecht werden die Schicksale ausgetheilt? Wenn das Reich dem gegeben wer-

den sollte, der am fähigsten wäre, es zu regieren, so würde es mir zu Theil werden, und dennoch soll ich stets von dem Willen eines andern abhangen? — Dieser Gedanke verließ ihn nachher niemals, und wie endlich Sarkast, nachdem das, was ihm zur Last geleget werden konnte, nur sehr geringe befunden war, gar begnadiget ward, stieg seine Unzufriedenheit aufs äuserste. Ja sie verblendete ihn so sehr, daß er seinen Wunsch, selbst König zu seyn, einigen falschen Freunden, (denn wie sollte ein Thor wahre Freunde haben?) entdeckte. Diese Gelegenheit war viel zu erwünscht, als daß sie solche hätten fahren lassen sollen. Sie mahlten ihm vielmehr die Erhaltung dieses Endzwecks sehr leicht ab, und boten ihm mit der aufrichtigsten Miene ihre Dienste an. Der Schlaueste wird gefangen, und so ward es Astolph auch. Er errichtete eine Art von Verschwörung mit seinen beyden vermeynten Anhängern, welche, so bald sie hinreichende Beweise dieses Vorhabens von ihm in Händen hatten, die ganze Sache dem Fürsten entdeckten. Die Sache war so klar, daß kein Zweifel weiter übrig blieb. Astolph ward daher, wie er eben dem Gipfel seines Glücks am nächsten zu seyn glaubte, eingezogen, und in einem sichern Gefängnisse aufs genaueste bewacht. Die Grösse seines Falls machte ihn Anfangs eben so verwirrt, als vorhin seine schnelle Erhebung.

Doch die Länge der Zeit, die er an diesem Orte zubrachte, ließ ihn endlich zu vernünftigen Ueberlegungen kommen. Er erkannte, daß er völlig auf dem unrechten Wege gewesen wäre, da er die Zufriedenheit am Hofe bey Ehre und Ansehen gesucht hätte. Er sahe die Vorzüge des Privatlebens ein, und gelobte es sich selbst aufs feyerlichste an, dann endlich ruhig zu werden, wenn er in diesem seine Tage bey einem mittelmäßigen Auskommen zubringen könnte. Nach einer zweyjährigen Gefangenschaft fand er endlich Gelegenheit zu entkommen. Der Gefangenwärter war ein alter Bedienter von ihm, dem er diese Stelle zur Belohnung seiner vieljährigen Dienste verschaft hatte, und wie Hunde und geringe Leute oft dankbar sind, ohne besondere Ursache dazu zu haben, so hatte dieser aus einem gleichen Triebe schon lange darauf gedacht, seinen ehemaligen Herrn in Freyheit zu setzen. Blos die Furcht, seinen Unterhalt zu verlieren, hatte ihn bisher zurück gehalten. Doch endlich konnte er dieser Regung nicht länger widerstehen. Er öfnete um Mitternacht die Thüren des Gefängnisses, und entdeckte dem Astolph, daß er entschlossen wäre, mit ihm davon zu gehen. Er ward seiner Ketten entlediget, und kam durch gewisse geheime Wege, die ihm allein bekannt waren, glücklich aus der Stadt. Die ersten

Tage

Tage seiner Flucht war er blos auf seine Sicherheit bedacht, und lief fort, ohne eigentlich zu wissen, wohin. Wie er endlich so weit entfernt war, daß er keine Nachstellungen weiter zu befürchten hatte, dachte er nach, was er nun seine übrige Lebenszeit anfangen wollte. Er war viel zu tief gefallen, als daß er den geringsten Anspruch hätte machen können, jemals seine vorige Grösse wieder zu erlangen. Er bat blos den Himmel um eine Gelegenheit, seinen Unterhalt zu erwerben. Er hörte, daß in einem entfernten Lande Krieg sey, und wie bey dergleichen Gelegenheiten Leute von allerhand Art gebraucht werden, so wandte er sich dahin. Er kam Anfangs nur als Unterbedienter in einem Magazine an; doch seine Weltklugheit, seine Geschicklichkeit im Finanzwesen, und hauptsächlich das Glück, welches an ihm alle seine Kräfte probieren wollte, verschaften ihm bald einen Posten, bey welchem er Gelegenheit hatte, mit Recht und Unrecht sehr grosse Summen zu erwerben. Das Geld floß fast ohne Mühe bey tausenden in seinen Kasten, und jeder andere würde bey gleichen Umständen höchst vergnügt gewesen seyn; allein für den ehemaligen Günstling eines Königes war dieses alles viel zu klein. Er konnte seine vorigen Umstände nie vergessen; der Umgang mit denen, die ihm gleich waren, schien ihm viel zu geringe,

und wenn er sich in vornehmere Gesellschaften eindringen wollte, so zog er sich täglich neue Demüthigungen zu. Die Herrschsucht war ihm zur Gewohnheit geworden, und es war ihm unendlich schmerzhaft, wenn diejenigen, denen er befehlen wollte, ohne dazu berechtiget zu seyn, sich ihm widersetzten. Zuletzt bewog ihn eine Maulschelle, die er von einem General erhielt, von dem er wegen seines Standes keine Genugthuung erlangen konnte, seine gegenwärtige Stelle zu verlassen. Nun, dachte er, will ich endlich mit meinem erworbenen ansehnlichen Vermögen ruhig leben. Er kaufte sich ein Gut in der schönsten Gegend, welche man sehen kann. Die fruchtbarsten Felder, welche durch einen fischreichen Strom bewässert wurden, Wiesen, auf denen zahlreiche Heerden weideten, ein schönes Schloß, die ausgesuchtesten Gesellschaften, welche seine wohlbesetzte Tafel herbey zog, machten diesen Ort zu einem paradiesischen Aufenthalte, nur nicht für Astolphen. Eine närrische Ehrbegierde und der Geitz, die ihn beyde mit gleicher Stärke beherrschten, liessen ihn nie ruhig werden. Nach einem kurzen Aufenthalte auf seinem neuen Gute, war er schon mit allen seinen Nachbaren in Streit verwickelt, mit einigen wegen des Ranges, mit andern wegen der Grenzen. Er bekam bald hun-

dert

dert Processe, und da ein einziger schon hinlänglich ist, einem Menschen das Leben unangenehm zu machen, so denke man, wie sehr seine Ruhe gestöret werden mußte. Da er mit allen seinen Nachbaren in Feindschaft lebte, und ein jeder anderer seinen Umgang floh, weil er stets von seinen Streitigkeiten sprach, so mußte er, um doch seinen kleinen Hofstaat fortzusetzen, die Gesellschaft solcher Leute suchen, die ihm im Grunde verhaßt waren, und diese wider seine Neigung prächtig bewirthen. Er hielt eine Menge unnützer Bedienten, und riß Gebäude ein, die noch brauchbar waren, um statt deren neue zu errichten. Weil er aber den erstern oft das Nothwendige entzog, um sie zugleich wohlfeil zu unterhalten, und die Bauleute nie genug arbeiten konnten, so hatte er mit beyden täglich neuen Verdruß. Alles dieses kostete Geld, und er hatte schon alle seine Baarschaften herdurch gebracht, und sein Gut in Schulden gesetzt, als er endlich seines Fehlers inne ward. Selbst Rasende haben ihre guten Stunden, und so hatte sie Astolph auch. Wenn werde ich endlich die Gemüthsruhe finden, sagte er zu sich selbst, die ich nun schon so lange vergeblich gesucht habe? Ich bin abermals auf den unrechten Weg gekommen, da ich sie auf einem Gute zu erlangen glaubte, welches mir so vielen Verdruß gemacht hat. Ich werde

in dieser Gegend nie vergnügt werden, wo ich mit lauter wunderlichen Nachbaren umgeben bin, und ich darf nichts Eigenes besitzen, wenn ich glücklich seyn will. Ich will mein Gut verkaufen, nach Bezahlung meiner Schulden wird noch so viel übrig bleiben, daß ich von den Zinsen in einer benachbarten Stadt ruhig leben kann. Ehre und Geld haben mich nicht glücklich machen können; die Liebe soll mich glücklich machen. Ich habe vergessen zu sagen, daß er bereits seit einiger Zeit ein Frauenzimmer liebte, welches Melite hieß, und in der dasigen Gegend unter der Aufsicht eines Vormundes lebte. Diese war eine von den seltenen Günstlingen der Natur, welche man in den Geschichten häufig genug geschildert findet, aber im Leben selten antrift. Sie besaß die Vorzüge des guten Herzens, des Verstandes, und der Schönheit im höchsten Grade. So viele Mühe sich auch Astolph bisher gegeben hatte, ihre Hand zu erhalten, und so sehr auch ihre Anverwandten in Betrachtung seiner Mittel, sie dazu zu bereden gesucht, so hatte sie sich doch wegen seiner ausschweifenden Thorheiten nie entschliessen können, die Seinige zu werden, ob er ihr gleich übrigens wegen seiner persönlichen Vollkommenheiten nicht gleichgültig war. Da Astolph dieses wußte, so zweifelte er nicht, daß er bey der veränderten Lebensart, die er sich

vor-

vorgesetzt hatte, ihre Gunst erhalten würde, und er betrog sich in seiner Hofnung nicht. Er hatte sich, nachdem er sein Gut zu Gelde gemacht, an den Ort, wo sie sich aufhielt, zu wohnen begeben, und da er von allen seinen bisherigen Fehlern völlig befreyet zu seyn schien, so machte sie keine Schwierigkeit mehr, sich mit ihm zu verbinden, obgleich sein Vermögen jetzt weniger als mittelmäßig war. Er heyrathete sie und beyde machten einige Zeit das glücklichste Paar aus. Melite liebte ihn mit der aufrichtigsten Zärtlichkeit, und ihr einnehmendes Wesen, bey welchem sich in den kleinsten Handlungen die Güte ihres Herzens zeigte, machte ihm ihren Umgang so reitzend, daß er jede Stunde bedauerte, die er ohne sie zugebracht hatte. Doch wie kurz ist das Glück eines Thoren? Denn Astolph war im Grunde noch immer eben derselbe, ob er es gleich nicht zu seyn schien. Die Liebe gleicht einer Farbe, die nach der Verschiedenheit des Grundes, auf welchen sie aufgetragen wird, eine andere Wirkung hervorbringt. Grosse Seelen veredelt sie und macht sie glücklich, aber bey Thoren wird sie eine Quelle von neuen Thorheiten. Astolph hatte alle seine bisherigen Fehler abgelegt; aber bey Köpfen von seiner Art heißt Fehler ablegen eigentlich nichts weiter, als tauschen. Ohne daß er es merkte, entstand in seinem Herzen eine neue

Raserey, welche gefährlicher war, als alle Gemüthskrankheiten, die er bisher empfunden hatte, ich meyne die Eifersucht. Das Glück, Meliten zu besitzen, schien ihm so ausnehmend, daß er beständig fürchtete, es zu verlieren. Jeder Blick, den sie auf einen andern warf, schien ihm eine Untreue zu seyn, und einen jeden, mit welchem sie sprach, sah er für seinen Nebenbuhler an. Ausser dem Vorzuge, eine Gemahlin, wie Melite war, zu haben, hatte er auch das seltene Glück, in der Person Adrastens einen Freund zu besitzen, dem es nicht leicht jemand an Redlichkeit und Verstand zuvor thun konnte. Da dieser täglich in sein Haus kam, und da Melite, weil sie seinen Werth kannte, ein Vergnügen daran fand, sich oft mit ihm, auch in ihres Mannes Abwesenheit, zu unterhalten, so ward er, ohnerachtet der vielen Proben, die Astolphen von seiner guten Denkungsart hätten überzeugen können, der Hauptgegenstand seiner Eifersucht. Er ließ sich inzwischen nichts hievon merken, und suchte nur durch die ängstlichsten Nachforschungen die Gewißheit seines Unglücks zu erfahren. Einige verstohlne Seufzer und wilde Blicke zeigten zwar Meliten, daß in seinem Herzen etwas besonderes vorgehen müßte; sie konnte ihn aber nie bereden, ihr die Ursache hievon zu entdecken. Die Besorgniß, daß vielleicht eine veränderte Neigung ihres

Mannes darunter verborgen läge, machte sie oft äuserst niedergeschlagen, und Astolph, der nach seiner argwöhnischen Gemüthsart alles zum übelsten auslegte, überredete sich gleich, daß die Abwesenheit Adrastens, der auf einige Zeit in seinen Angelegenheiten verreiset war, und wenigstens ein Jahr auszubleiben gedachte, hieran Schuld wäre. Alle Widerwärtigkeiten, die ihn bisher gedrückt hatten, waren nichts gegen die Quaal, die ihm diese Einbildung verursachte. Alles, woran er bisher Vergnügen gefunden hatte, ward ihm zuwider, und sogar die zärtlichsten Liebkosungen seiner Gemahlin dienten ihm zur Marter, weil er immer glaubte, daß sie dabey an Adrasten gedächte. Endlich ward sie ihm gar so verhaßt, daß er ihren Anblick nicht weiter ertragen konnte, und er nahm, unter dem Vorwande einer Cur, eine Reise zu einem Gesundbrunnen vor, um sich von ihr zu entfernen. Doch die größten Widersprüche waren bey Astolphen nicht ungewöhnlich. Die Abwesenheit von seiner Gemahlin war ihm noch unausstehlicher, als ihre Gegenwart, weil er sie immer in den Armen eines andern zu sehen glaubte, und er kehrte daher bey der zweyten Tagereise wieder nach Hause zurück, wo er des Abends unvermuthet anlangte. Er gieng, ehe jemand seine Ankunft melden konnte, in Melitens Zimmer, um sie vielleicht mit

einem Liebhaber zu überraschen, und wie groß war sein Erstaunen, als er Adrasten in Reisekleidern neben ihr sitzend antraf! Ich muß gestehen, dieser Anblick würde einen weit gesetztern Menschen, als Astolph war, aus der Fassung gebracht haben. Er zweifelte gar nicht daran, daß Adrast auf die von seiner Gemahlin erhaltene Nachricht, daß er abwesend sey, hergekommen wäre, und war hierüber so aufgebracht, daß er den Degen zog und beyde seiner Wuth aufopferte. Die vermeynte Rechtmäßigkeit der Rache, welche er ausgeübt zu haben glaubte, machte, daß er nach dieser That eben so gleichgültig blieb, als wenn nichts vorgefallen wäre, und mit kaltem Blute Adrastens Brieftasche durchsuchte, um die völligen Beweise von Melirens Untreue zu finden. Es war aber nur ein einziger an Adrasten gerichteter Brief darin, auf welchen er eine ihm bekannte Hand bemerkte. Er las ihn, und fand, daß er von einem Manne war, den er an dem Hofe, welchen er auf eine so unglückliche Art hatte verlassen müssen, gekannt hatte. Man urtheile, in welche Bestürzung ihn der Inhalt dieses Briefes versetzte. Hier ist er:

Mein Herr,

Ich weiß, daß Sie den Astolph kennen, und ich wende mich daher an Sie, um ihm eine Nachricht

richt zu ertheilen, von welcher sein ganzes Wohl abhängt. Der hiesige Hof hat seinen jetzigen Aufenthalt entdeckt, und hat wegen seiner Auslieferung schon alle nöthige Maaßregeln genommen. Sind Sie also sein Freund, so rathen Sie ihm, sich so geschwind als möglich in Sicherheit zu begeben, sonst ist er verloren. Ich bin ꝛc.

Nun konnte Astolph gar nicht weiter daran zweifeln, daß er sich übereilt, und daß sein redlicher Freund blos, um ihn zu retten, diese Reise unternommen hätte. Die äuserste Verzweiflung bemächtigte sich seiner Seele, und er saß da, ohne Bewegung, bey den beyden Leichen, mit dem Briefe in der Hand, bis sein Diener herein kam, und ihn erinnerte, daß es die höchste Zeit wäre zu entfliehen, weil der Tag bereits anbräche und der begangene Mord unmöglich verschwiegen bleiben könnte. Allein er redete einem Tauben, und es war ihm unmöglich, durch alle nur ersinnliche Bemühung eine Antwort von seinem Herrn zu erhalten. Er bediente sich also der Postpferde, auf welchen Adrast eben gekommen war, und welche er noch im Wirthshause angetroffen hatte, setzte seinen Herrn, der weder darein willigte, noch sich widersetzte, auf eines derselben, und ritt so geschwind als möglich mit ihm fort. Allein diese Vorsicht war vergeblich. Der letzte Vor-

fall hatte Astolphen so ausser sich gebracht, daß er weiter kein Wort aus ihm bringen konnte. Einige Seufzer waren das einzige Zeichen des Lebens, welches er auf einer zweytägigen Reise von sich gab; alle Bemühungen, ihn zur Annehmung einiger Nahrungsmittel zu bewegen, waren vergeblich, und einige Tage nachher fand man ihn an einem Morgen todt in seinem Bette. So starb Astolph, und seine Geschichte dient zum Beweise, daß es der Vorsehung gleich unmöglich sey, ein goldenes Holz und einen glücklichen Thoren zu machen.

XXVIII.

Das Reich des Hymens.

Ein Traum.

Jüngst war ich auf einer Hochzeit, wo das seltsamste Ehepaar verbunden ward, welches ich in meinem Leben gesehen habe. Der Bräutigam war kaltsinnig, die Braut gleichgültig, und beyde schienen sich zu hassen. Sie redeten wenig mit einander, und höchstens mit einsylbigten Worten. Selten sah man sie zugleich in einem Zimmer, und man bemerkte nichts von der bey solchen Gelegenheiten gewöhnlichen Munterkeit an ihnen. Niemand zwang sie, dennoch schworen sie sich vor dem Altar eine ewige Liebe. Ich bin es längst gewohnt, von Menschen Thorheiten und Handlungen, die sich nicht erklären lassen, zu sehen: allein diese Heyrath übertraf alles, was ich je gesehen hatte. Wo bleibt, dachte ich, der Satz des zureichenden Grundes, wenn zwey Leute ohne Ursache in eine Gesellschaft treten, die ihnen zuwider ist? Die Untersuchung dieser Frage beschäftigte mich den ganzen

zen Tag, und kaum hatten wir die beyden jungen Eheleute, die so ernsthaft aussahen, wie zwey ins Gericht gehende Rathsherren, in die Brautkammer begleitet, so begab ich mich gleichfalls zu Bette, und setzte die angefangene Betrachtung fort. Es fielen mir noch verschiedene andere unbegreifliche Heyrathen bey, die ich erlebt hatte. Ich suchte auch von diesen die Ursache zu ergründen, allein vergeblich. Einer Raserey konnte ich sie unmöglich zuschreiben, denn es betraf größtentheils Leute, die übrigens nicht unvernünftig waren. Eine gemeine Thorheit, wofür kein Mensch sicher ist, war zu einer solchen Handlung nicht hinreichend. Die Gewohnheit, dem bösen Geiste die Schuld der menschlichen Vergehungen beyzumessen, war schon zu alt, als daß ich dazu meine Zuflucht hätte nehmen dürfen. — Kurz, ich erfand nichts, ich schlief, ohne daß ich klüger geworden wäre, ein, träumte, und fand das im Traume, was ich wachend nicht hatte ergründen können. Es gieng mir in diesem Stücke, wie es vielen Philosophen gegangen zu seyn scheint; denn man kann es, dünkt mich, mancher metaphysischen Wahrheit ansehen, daß sie im Traume erfunden seyn müsse. Doch dies gehört nicht hieher. Genug, ich träumte, und befand mich in einem Lande, wo alles blühete, und wo sich dem Auge von allen Seiten

die

die angenehmsten Aussichten eröfneten. Die Einwohner, die wie Schäfer gekleidet waren, sassen theils Paar bey Paar im Schatten, theils tanzten sie in Reihen, und auf dem Gesichte eines jeden lachte Unschuld und Freude. Welch ein glückliches Land! rief ich aus, und wunderte mich desto mehr, wie ich sah, daß eine zahlreiche Menge auf einer breiten Heerstrasse eiligst fortgieng, und diese reitzende Gegend gleichsam zu fliehen schien. Ich fragte einen Greis, der nahe bey mir stand, wo bin ich, und wohin führt dieser Weg? Dieses Land, gab er mir zur Antwort, heißt das Land der Liebe; und wird gegenwärtig von Amor dem XLVIten aufs gelindeste regieret. Jener Weg, auf welchem fast die Hälfte seiner Unterthanen fort will, führt ins Land der Verehelichten. Ich habe mich nie in selbiges gewagt, weil ein gewisser König, Namens Hymen, von dem es beherrschet wird, die Fremden selten wieder fahren läßt; sonst sagt man, daß es noch weit angenehmer und fruchtbarer seyn solle, als das unsrige. Ein Land, noch weit schöner, als das, wo ich war? Dieses schien mir ein Widerspruch. Ich war im Traum kühner, als ich vielleicht im Wachen gewesen seyn würde, ich beschloß, mich von der Wahrheit dieser Sage zu überzeugen, und folgte dem grossen Haufen nach. Je weiter wir kamen, desto schö-

ner

ner schien mir die Gegend zu werden, und vielleicht war dieses auch die Ursache, daß sich während des Weges fast bey jedem Schritt unsere Gesellschaft verminderte, so daß nur eine sehr geringe Anzahl mit in das Reich des Hymens gelangte. Dieses hatte eine ganz besondere Lage. Etwa funfzig Schritt von der Grenze steht der Pallast des Königs, der so breit ist, daß man von dem ganzen übrigen Lande nichts sehen kann, bis man durch selbigen gegangen ist. Ausser dem Lande der Liebe grenzen noch das Land des Eigennutzes, des Ehrgeitzes, der Furcht und der falschen Hofnung an selbiges, aus welchem es jährlich eine unzählige Menge neue Bewohner erhält, und eben drängte sich ein so zahlreicher Haufe herzu, daß wir die äuserste Mühe anwenden mußten, um in den Pallast zu kommen. Da ich aus dem kleinen Theile des Landes, den ich übersehen konnte, das Ganze beurtheilte, so fieng ich schon an, meine Begleiter, die zurück geblieben waren, zu bedauren. Allenthalben herrschte die äuserste Pracht. Die, welche zugleich mit in den Pallast giengen, schienen von einer weit lebhaftern Freude beseelt zu seyn, als ich im Lande der Liebe bemerket hatte, und die Luft erschallete von unzähligen Liedern, die zum Lobe derselben gesungen wurden. Endlich gelangte ich in den Pallast, der alles übertraf,

traf, was man schönes sehen kann. Der König, welcher ein Herr von mittlern Jahren zu seyn schien, und dessen ernsthafte Miene mir mehr Furcht als Zutrauen einflößte, saß auf einem Thron von Saphyr. Vor ihm lagen zwey Bücher, in welchen er die Namen aller derer, die herein kamen, anschrieb, und ich bemerkte mit Verdruß, daß er in dem einen, welches für das männliche Geschlecht bestimmt war, auch den meinigen einzeichnete. Auf jedes dieser Bücher warf er unabläßig einen Ring, welcher das Schicksal der Gegenwärtigen bestimmte; denn diejenige Mannsperson, auf deren Namen der eine Ring liegen blieb, ward demjenigen Frauenzimmer zu Theil, auf deren Namen der andere Ring in dem zweyten Buche gefallen war. Wie wunderbare Heyrathen mußten hiedurch nicht gestiftet werden? Einem Greise, der auf einem grossen Geldbeutel ruhete, ward eine sechzehnjährige Schöne zu Theil. Ein Frauenzimmer, welches, wie mir einer der Anwesenden erzählte, sehr viel Witz und Belesenheit besaß, ward mit einem der einfältigsten Männer verbunden. Ein Graf reichte einem Bauermädgen die Hand; und was das lächerlichste war, eine bejahrte Wittwe, die seit einem Jahre durch die Gicht verhindert war, vom Stuhle aufzustehen, rang ihre welken Hände, um sich einen Mann zu erbitten, und eine Mannsperson,

person, die nicht halb so alt war wie sie, ward durch das mächtige Urtheil des Ringes gezwungen, sich ihr in die Arme zu werfen. Ein Stuzzer hüpfte zum Throne, und sang trillernd:

Wenn willt du, Hymen, mich verbinden?
Wenn soll ich eine Gattin finden?
O! mach doch fort! es gilt mir alles gleich,
Nur sey sie jung, klug, schön und reich.

Die Ringe wurden geworfen, er drehte sich auf dem Absatze herum, und ergrif ein gewisses kupfrigtes Mädgen, deren Vater durch einen falschen Eid 6000 Rthlr. erworben hatte. Meine Begleiterinnen aus dem Lande der Liebe bedaurte ich am mehrsten. Sie baten aufs eifrigste um einen Gatten von denen, welche mit ihnen gekommen waren. Allein vergebens. Es mochte wol eine kleine Feindschaft zwischen den beyden benachbarten Fürsten daran Schuld seyn, daß ihre Wünsche niemals erhöret wurden. Gemeiniglich theilte sie Hymen einem von denen zu, welche aus dem Lande des Ehrgeitzes oder Eigennutzes kamen, und welchen sie in ihrem Leben nicht gesehen hatten. Ueberhaupt schien er dem schönen Geschlechte nicht sehr geneigt zu seyn. Verschiedene Väter schleppten ihre Töchter mit Gewalt zu seinem Throne, und baten in ihrem Namen um einen Mann. Ohne über dieses Betragen

erzürnet

erzürnet zu werden, erhörte er sie, und schien die zärtlichsten Klagen der armen Mädgens nicht einst zu bemerken. Er warf die Ringe, und jene halfen seine Befehle mit der äuserstenStrenge zur Wirklichkeit bringen. Ausser denen, welche zur gewöhnlichen Thür herein kamen, taumelten auch viele, die so verwirrt aussahen, wie geprellte Füchse, durch einige in dem Fußboden befindliche Oefnungen, welche sich gleich von selbst wieder zuschlossen, herein. Ich wunderte mich, warum diese Leute es für bequemer hielten, aus der Erde heraus zu steigen, als durch die gewöhnliche Thür herein zu kommen, und erkundigte mich desfalls bey einigen. Allein sie wußten mir nichts weiter zu sagen, als daß sie blos aus Neubegierde, nicht aber in der Absicht herein zu kommen, um den Pallast des Hymens herumgeschlichen, und auf einmal, da sie sich nichts Böses versehen, in eine mit Brettern bedeckte Grube gefallen wären, wo sie eine gewisse Maschine aufgefangen, und auf die Art, wie ich eben gesehen, wieder hier aufgeworfen hätte. Ich sahe noch weit mehrere Auftritte, die mich theils zum Mitleiden, theils zum Lachen bewogen, allein ich kann mich alles nicht mehr so genau erinnern. Sobald Hymen zwey seiner neuen Unterthanen mit einander verbunden hatte, mußten sie sich seinem Throne nähern, und er nahm mit einer

kleinen

kleinen Zange einige Schuppen von ihren Augen, die so fein waren, daß man sie vorhin nicht im geringsten hatte bemerken können. Ich entdeckte mit Erstaunen die Veränderung, die dieses auf den Gesichtern des jungen Paares verursachte. Die lebhafteste Munterkeit verwandelte sich auf einmal in ein tiefes Nachdenken. Viele sprangen vor Entsetzen zurück, wenn sie ihre Schöne ohne Schuppen betrachteten, und würdigten diejenige, welche sie vorhin aufs zärtlichste umarmt hatten, kaum eines Anblicks. Andere trieben ihren Widerwillen gar so weit, daß sie durch die Thür, durch welche sie gekommen waren, wieder forteilen wollten. Allein, dieses ward ihnen nicht erlaubt. Sie mochten vergnügt oder mißvergnügt seyn, so wurden sie doch durch einen andern Ausgang in das Land der Verehelichten geführt, wo sie bleiben mußten. Ich wollte auch dieses Land besuchen, allein die Wache, welche den Ausgang besetzt hielt, trieb mich zurück, weil keiner, den das Loos noch nicht getroffen hätte, in selbiges gelassen würde. Während der Zeit, daß ich mich noch um den Durchgang zankte, kamen verschiedene Personen beyderley Geschlechts auch durch dieses Thor herein. Einen derselben fragte ich um die Beschaffenheit der Gegend, die ich selbst noch nicht besuchen durfte, und er erzählte mir folgendes: Ich komme jetzt zum drittenmale in

diesen Pallast, um mir eine Gattin von unserm Beherrscher zu erbitten, ich habe bereits vier und zwanzig Jahr in dem Lande der Verehelichten gewohnet, und kann ihnen also die beste Nachricht davon geben. Es ist nicht so schön, wie es von aussen zu seyn scheint, aber auch nicht völlig so schlecht, wie es einige Bewohner der benachbarten Länder beschreiben. Ich kann es nicht leugnen, der Boden ist ziemlich unfruchtbar, und ernähret seine Bewohner sehr kärglich. Die wenigsten sind mit ihrem Schicksale zufrieden, aber verschiedene leben dennoch darin sehr glücklich. Kerapolis, Zelotypia, Povretta, Rixosa, Concordia, und Felicitas sind die Hauptstädte desselben. Die ersten viere sind am mehresten bewohnt, weil, nach unsern Landesgesetzen, beyde Theile in selbige ziehen müssen, wenn nur einer von ihnen dahin will; wenn sie sich aber in einer von den beyden letztern niederlassen wollen, so wird eine beyderseitige Einwilligung erfordert, und selten sind sie hierin einerley Meynung. Ich bin schon zweymal verheyrathet. Das erstemal nöthigte mich meine Gattin, mit ihr nach Kerapolis zu ziehen, und zum zweytenmale erwählte ich aus einer irrigen Einbildung die Stadt Zelotypia zum Aufenthalte. Jetzt erscheine ich nochmals in diesem Pallast, in der Hofnung eine Frau zu erlangen, die in dem Entschlusse nach Felicitas zu ziehen

mit mir übereinstimme: denn von diesem Orte habe ich viel Gutes gehöret. Betrüge ich mich, so soll man mich nie wieder hier erblicken. Er eilte zum Throne, ich aber floh auf das junge Ehepaar zu, welches mir zu diesem Traume Anlaß gegeben hatte, und welches ich von ferne in einem Winkel erblickte. Sie saßen beyde mit niedergeschlagenen Augen, und hiengen ihrem Grame so sehr nach, daß sie mich nicht erst sahen, bis ich sie einigemal um die Ursache, die sie hieher geführt hätte, befragt hatte. Endlich antworteten beyde mit einem tiefen Seufzer: Wir haben uns verirrt. Wir suchten den Weg in das Land der Liebe. Ein falscher Wegweiser sagte uns, daß wir durch dieses Schloß gehen müßten, um in selbiges zu gelangen. Da wir ihm gefolgt sind, hält man uns hier feste, und will uns ins Land der Verehelichten bringen. Wir denken jetzt beyde auf Mittel, aus diesem Gefängnisse zu entgehen. Schlägt diese Hofnung fehl, so sind wir verloren. Ihr Schicksal dauerte mich, allein zugleich fiel mir eine weit wichtigere Sorge bey. Alles, was ich bisher gesehen und gehört hatte, machte mir wenig Lust, unter der Regierung eines so strengen Despoten zu leben, wie mir Hymen zu seyn schien. Dennoch war ich in seinen Händen, mein Name stand unter den Candidaten des Ehestandes mit angeschrieben; die Ringe wurden bestän-

dig geworfen, und der eine hätte leicht auf meinem Namen liegen bleiben können. Wie unglücklich würde ich gewesen seyn, wenn der andre mir eine von den alten Jungfern, die Haufenweise um mich herum standen, und kniend um einen Mann baten, zugetheilt hätte! Ich machte mir also mit beyden Armen durch das Gedränge Luft, eilte zum Thron, und sprang zu, (was thut man nicht aus Angst?) um das Blatt, worauf mein Name stand, aus dem Buche der zu Verehelichenden heraus zu reissen. Allein Hymen, der eben nicht aufgeräumt seyn mochte, stieß mich mit solcher Gewalt zurück, daß ich erwachte. Ich dankte meinem Schicksal, daß ich noch mit der Furcht davon gekommen war, und beschloß, nie weder im Wachen, noch im Traume, wieder in ein Land zu kommen, wo ich so viel Angst ausgestanden hatte.

XXIX.

Ein Schreiben von der vorzüglichsten Eigenschaft eines unverheyratheten Frauenzimmers. (*)

Mein Herr,

Sie erweisen mir die Ehre, mich wegen Ihrer vorhabenden Heyrath um Rath zu fragen, und ich erkenne mich Ihnen dafür sehr verbunden. Der Schritt, den Sie thun, ist ungemein wichtig, denn sind Sie einmal in der Schlinge, so können Sie sich so bald nicht wieder frey

(*) Diesen und die folgenden beyden Aufsätze habe ich unter den Papieren eines verstorbenen Anverwandten gefunden. Da ich sein Erbe geworden bin, so gehören mir seine Schriften mit eben dem Rechte, wie dem Doctor China die Recepte seines Vaters, und es wird daher keinen Zweifel leiden, daß ich berechtiget sey, sie drucken zu lassen. Ich könnte sie gar für die meinigen ausgeben, wenn ich nicht zu aufrichtig dazu wäre. Dieser erste Brief scheint an meinen Erblasser gerichtet zu seyn, denn die darauf folgende Antwort ist von seiner Hand.

frey machen. Wählen Sie daher ja nicht so unbedachtsam, wie die mehresten Leute thun! Sie richten sich gemeiniglich nach Eigenschaften eines Frauenzimmers, die entweder sehr vergänglich, oder sehr ungewiß sind, oder auch mehr Schaden als Vortheil bringen, und das Dauerhafteste, das Gewisseste, das Nützlichste lassen sie mehrentheils aus der Acht. Freuen Sie sich, daß Sie in meine Hände gefallen sind. Da ich das Vergnügen gehabt habe, bereits drey Frauen zu Grabe zu tragen, so habe ich mir eine so genaue Kenntniß von allen Vollkommenheiten, welche die Frauenzimmer gemeiniglich haben, und welche sie billig haben sollten, erworben, daß ich hierin den besten Rath werde geben können. Ich werde Ihnen zeigen, daß Tugend, Witz, Schönheit, Verstand, an sich gar gute Sachen seyn mögen: daß sie aber viel zu ungewiß und vergänglich sind, als daß sie bey einer Gesellschaft, die unzertrennlich ist, sollten in Betrachtung kommen können: und am Schlusse will ich Sie auf dasjenige Merkmal aufmerksam machen, welches bisher am wenigsten geachtet ist, aber niemals trügt, und an welchem Sie jederzeit mit mathematischer Gewißheit erkennen können, ob ein Mädgen eine gute Frau für Sie abgeben werde oder nicht.

Die Tugend hat bisher jederzeit den obersten Platz behauptet, ich will also davon den Anfang

machen. Der Himmel beschere Ihnen ein frommes, tugendhaftes Weib! mag ein ganz guter Wunsch seyn: allein, nach meiner Meynung ist es doch damit nicht ausgemacht. Sie sehen mich mit einem Paar grossen Augen an, als wenn Sie mich fragen wollten: rathen Sie mir denn nicht auch, eine tugendhafte Frau zu nehmen? Gedulden Sie sich ein wenig. Wir wollen erst untersuchen, ob es so leicht sey, eine tugendhafte Frau zu finden, und denn wollen wir bestimmen, ob Sie eine nehmen sollen. Wäre ich gewiß versichert, daß Sie meinen Brief keinem Frauenzimmer zeigen würden, so wollte ich Ihnen wol im Vertrauen sagen, daß dieses ein Phönix ist, von dem ein jeder spricht, den aber keiner gesehen hat. Für Geld ist ja in diesen verderbten Zeiten alles zu haben, sollte nicht die Tugend des Frauenzimmers gleich andern Marktwaaren auch feil seyn?

Lucretia würde für hundert Thaler an ihrem Mann keine Untreue begehen, sollte sie aber nicht anfangen zu wanken, wenn ihr tausend, und falls dies nicht hinreichte, wenn ihr zweytausend geboten würden? Diejenige Frau ist nach unsern heutigen Sitten tugendhaft, welche ihre Tugend am höchsten ansetzt. Es findet sich kein Käufer, der so viel dafür geben will, sie bleibt mit ihrer verlegenen Waare sitzen, und, um sie einigermassen

schad-

schadlos zu halten, nennt sie die Welt tugendhaft. Doch was fange ich an? Sollte mein Brief in unrechte Hände kommen, so würde ich mir alle Schönen zu Feinden machen, und denn hätte ich schon die Hälfte des menschlichen Geschlechts wider mich. Ich will also gelinder urtheilen. Es kann seyn, daß es hie und da noch ein tugendhaftes Mädgen giebt; allein wie wollen Sie es finden? Es ist keine Waare, die man durch Hülfe der Sinne ausspähen kann, und öffentliche Documente werden darüber auch nicht ausgefertiget. Alle übrige Merkmale, die man davon hat, sind ungemein betrüglich. Das gute oder böse Gerücht entscheidet nichts. Man kann nur daraus sehen, ob ein Mädgen seine Liebeshändel so schlau zu spielen gewußt hat, daß die Welt nichts davon hat erfahren können, oder ob sie dumm genug gewesen ist, sie bekannt werden zu lassen. Sie werden aber wol nicht gerne eine in den Intriguen so geübte Frau haben wollen, die im Stande ist, die ganze Welt zu hintergehen. Sie könnten mir einwerfen, ich kann ja selbst ihre Handlungen beobachten, ich kann ja sehen, ob sie fleißig in die Kirche gehet, ob sie sich sittsam kleidet, ob sie die mehreste Zeit zu Hause zubringet, oder auf Bällen und Masqueraden herum läuft. Alles dieses wird Ihnen nichts helfen. Sie wissen ja wol, wie ich mit meiner zweyten Frau betrogen

ward: sie war nicht schön, sie hatte kein Geld, ich nahm sie blos, weil sie tugendhaft war. Ich hielt sie wenigstens dafür, weil sie wöchentlich zweymal in die Kirche gieng, die Augen fast nicht von ihrem Gesangbuche wegwandte, den Schmolck und Cubach beständig auf ihrem Tische liegen hatte, in Gesellschaften fast kein Wort redete, und wenn sie ja den Mund aufthat, über die verderbten Sitten unsrer Zeiten, und sonderlich ihrer schönern Nachbarinnen, eiferte. Allein dieses alles war nur ein Blendwerk, um einen ehrlichen Mann zu fangen. Kaum hatte ich sie zwey Tage gehabt, so war sie die eitelste Frau in der Stadt. Sie dachte an nichts als Lustbarkeiten und schöne Kleider, und wenn ich mich nicht gleich bequemen wollte, ihr diese zu verschaffen, so bekam ich in acht Tagen kein freundlich Gesicht. Anstatt des Cubachs und Schmolcks ward ihr Nachttisch mit wohlriechenden Wassern, Schminke, Schönpflästerchen und Romainen belegt. Sie wissen ja, wie weit sie ihre Thorheiten trieb. „Allein, Sie haben „doch oben zugegeben, höre ich Sie sagen, daß es „hie und da noch wol ein tugendhaftes Mädgen „geben könne, wenn ich dieses anträfe, so wäre „ich doch wol ein glücklicher Mann?„ Keineswegeges. Sie wissen ja wol, wie die Frauenzimmer sind. Sie können in keinem Stücke Maasse halten.

ten. Wenn Sie im ersten Jahre vielleicht ein herzlich gut gesinntes Weib hätten, so würden Sie im folgenden gewiß eine Betschwester haben, die sich gar nicht um das Hauswesen bekümmerte, und Ihnen alle Abend wegen der unschuldigsten Ergötzungen eine Gardinenpredigt hielte. Doch, ist es nicht lächerlich, daß ich mich so lange bey der Tugend aufhalte? Diese war bey unsern Großmüttern Mode, seitdem haben sich die Sitten sehr geändert. Ich sehe Sie daher auch für viel zu vernünftig an, als daß Sie ein Frauenzimmer blos ihrer Tugend wegen nehmen sollten, und wende mich zu einer weit verführerischen Eigenschaft, nemlich der Schönheit. Allein, hüten Sie sich. Auch diese darf Ihre Wahl nicht bestimmen. Eine schöne Figur ist zwar etwas allerliebstes: allein, sie ist gar zu vergänglich, als daß sie bey einer Gesellschaft, die auf Zeitlebens eingegangen wird, in Betrachtung kommen könnte, wenn sie nicht mit wichtigern Vortheilen vergesellschaftet ist. Eine einzige Krankheit, ein einziges Wochenbette, und was kann sich bey einer jungen Frau leichter zutragen, als dieses, wird Ihrer neuen Gemahlin die glänzende Schaale nehmen, und Sie werden nur den unschmackhaften Kern zurück behalten. Dieses geschieht zwar nicht allemal: allein, denn ist es noch desto schlimmer.

Eine schöne Frau ist nach den vorhin angeführten Gründen ein sehr gefährliches Ding. Ihr Mann hat die ganze Nation der Stutzer als seine Erbfeinde anzusehen, gegen die er Tag und Nacht zu Felde liegen muß. Sie werden sich nie in eine offenbare Schlacht mit ihm einlassen, sie verstecken sich, gleich den Indianern, hinter Büschen und Hecken, und wenn er sie noch fern zu seyn glaubt, so laufen sie schon Sturm. Die Festung, die er zu vertheidigen hat, ist oft des Krieges müde, sie sehnt sich nach einem heilsamen Frieden, und wenn der Mann noch mit der eifrigsten Gegenwehr beschäftiget ist, so hat sie schon capituliret. Fängt ihre Schönheit endlich an, in Abnahme zu gerathen, so geht die Noth erst recht an: Denn in eben dem Maasse, wie die Schönheit des Frauenzimmers abnimmt, wächst auch ihre Begierde, schön zu seyn. Dann würden sie täglich einem neuen Wunsche nach Spitzen, Volanten, Andrienen, ungeheuren Reifröken, Rassaßille, Groditur und Brillanten, und dergleichen Sachen ein Genüge leisten müssen, um die Lücken, welche die Zeit an der Schönheit verursachet, zu ergänzen. Was noch das verdrießlichste hiebey ist, so würden Sie ihr durch alle diese Kosten die Waffen gegen sich selbst in die Hände geben. Denn diese Sorgfalt, die sie auf den Putz wendet, hat nicht die Absicht, Ihnen desto besser zu

gefals

gefallen, sondern ihre Anbeter, die schon anfangen, ihr den Rücken zuzukehren, wieder zurück zu rufen.

Bisher habe ich Ihnen gezeiget, daß Tugend und Schönheit nicht die Haupteigenschaften sind, die ich zu einer guten Frau erfordere, und jetzt muß ich Ihnen auch von dem **Verstande** sagen, daß er nicht hinreichend sey, ein Frauenzimmer zu einer guten Frau zu machen. Sobald ein Mädgen ein wenig mehr Einsichten besitzt, als andere ihres gleichen, so glaubt sie den Augenblick, daß sie allein klug sey, und geht oft gar so weit, sich in Ansehung des Verstandes weit über ihren Mann zu setzen. Würden Sie sich mit einer Frau vertragen können, die alles besser wissen wollte als Sie, in allen Gesellschaften das grosse Wort führte, und Ihnen, sobald Sie den Mund aufthäten, widerspräche? Nein! dieses litten Sie gewiß nicht, und Sie würden es doch leiden müssen, wenn Sie nicht in beständigem Kriege mit Ihrer klugen Gattin leben wollten. Wie würde es Ihnen gefallen, wenn Sie bey ihrem Verstande gar gelehrt wäre, und Ihnen statt einer guten Mahlzeit, eine Abhandlung über die Vorzüge des **Racine** für dem **Corneille** zu Tische brächte, oder den ganzen Tag Bücher läse, und inzwischen die Haushaltung der weisen Vorsicht des Gesindes überliesse? Doch ich will mich nicht weitläuftiger hierüber einlassen. Der Verstand

stand ist ohnehin eine Eigenschaft, die man bey dem schönen Geschlechte eben nicht suchet, und bey der Wahl einer Frau selten in Betrachtung zieht.

„Was soll ich denn nun endlich für eine Frau „nehmen?„ höre ich Sie fragen, „sie soll nicht „tugendhaft, nicht schön, nicht verständig seyn. „Was soll sie denn seyn? Gewiß, Sie werden „mich noch so ungewiß machen, daß ich jenem „werde: nachahmen müssen, der auf die Land„strasse gieng, und das erste Bettelmensch nahm, „das ihm begegnete. „ Nein! dieses sollen Sie nicht thun. Ihre Frau kann tugendhaft, schön, verständig seyn, nur sage ich Ihnen noch einmal, daß dieses keine Hauptsachen sind. **Blos der Braurschatz muß ihre Wahl bestimmen;** dieser kann alle Fehler ersetzen, und vergrössert die andern Vollkommenheiten unendlich. Eine Frau ist doch allemal ein nothwendiges Uebel, welches man haben muß, damit das menschliche Geschlecht nicht untergehe. Was werden Sie nun gegen meine Vorschrift einwenden können, wenn ich Sie lehre, dieses Uebel in etwas Gutes zu verwandeln? Nehmen Sie eine reiche Frau, so reich, wie Sie sie finden, so werden Sie nicht allein keine Unbequemlichkeiten, sondern noch viele Vortheile erhalten.

Alles übrige, was man sonst an den Schönen bewundert, ist der Veränderung im höchsten Grade unterworfen. Eine einzige Krankheit verwandelt

delt

delt oft die blühendeste Schönheit in ein unerträgliches Gesicht. Ein gefährlicher Nebenbuhler macht nicht selten aus der besten Frau eine Coquette. Man hat Beyspiele von Frauen, die verrückt geworden, weil sie zu klug gewesen. Allein Geld, Reichthum, dieses bleibt, wenn er anders in liegenden Gründen besteht, oder gegen sichere Hypotheken ausgethan ist. Auch noch nach dem Tode Ihrer Frau, da sonst ihre besten Tugenden für Sie keinen andern Nutzen mehr haben, als daß sie in der Leichenrede erwähnet werden, erstreckt sich noch die Wirkung desselben. Wenn ein anderer den Verlust seiner schönen, tugendhaften Gattin beklagt, so können Sie, wenn Sie sich anders in der Ehestiftung gut vorgesehen haben, mit lachendem Munde sagen: Meine Frau ist zwar todt, doch das beste an ihr, ihr Reichthum, der lebet noch.

Ich habe oben gezeiget, wie leicht man bey der Schönheit, Tugend ꝛc. betrogen werden könne. Oft steht derjenige, welcher mit einer sehr wohlgebildeten Frau zu Bette gegangen, mit einem äuserst häßlichen Gesichte wieder auf. Diese Täuscherey ist bey dem Reichthum nicht so leicht möglich. Bey allen übrigen Eigenschaften, die ich angeführet habe, muß man den Urtheilen anderer, oder dem äusern Scheine trauen, hingegen in Ansehung der Mitgabe kann man

es

es zu einer mathematischen Gewißheit bringen. Ich leugne nicht, daß auch in diesem Stücke manche betrogen werden, und will auch die Geschichte nicht in Zweifel ziehen, daß einst jemand mit einer falschen Obligation drey Töchter ausgesteuret. Allein so viel ist dennoch gewiß, wer sich hier betrügen läßt, der hat sich die Schuld selbst beyzumessen. Trauen Sie bey Leibe dem öffentlichen Gerüchte, oder dem äusern Scheine nicht. Wie sehr diese trügen, hat unser Freund F** mit Schaden erfahren. Als er seine jetzige Frau nahm, erkundigte er sich sehr sorgfältig nach der Hauptsache, d. i. nach dem Vermögen, und alle, die er fragte, versicherten ihn, daß ihr Vater ein steinreicher Mann sey. Als er sie zum erstenmale besuchte, ward er noch mehr in dieser Meynung bestärkt. Es kam ein Jude zu seinem künftigen Schwiegervater, um Geld umzusezzen. Er befahl seiner Tochter, den Beutel mit Louis d'Or herunter zu holen. Sie brachte einen grossen Beutel, den sie kaum tragen konnte, da er ihn aber öfnete, sagte er, es wären nicht die rechten, es müßten französische Pistolen seyn, sie sollte den andern holen. Auch dieser ward gebracht, er war von eben der Grösse, allein, zum Unglück waren es Braunschweigische. Der dritte ward also geholet, und dieses waren endlich die rechten. Stellen Sie sich vor, wie sehr unser F** durch

diesen Anblick bezaubert werden mußte! Die Liebe ließ ihn die ganze Nacht nicht einschlafen, und damit ihm ja niemand zuvor kommen möchte, lief er gleich den andern Morgen nach ihrem Hause, hielt um sie an, und erhielt sie zu seiner größten Freude. Doch diese war leider von kurzer Dauer. Alles Geld, das er gesehen, gehörte dem Juden, und war nur zum Scheine hergebracht. Seine Frau hatte nichts, ja er mußte noch sogar die Hochzeitskleider, die sie auf seinen Credit ausgenommen hatte, bezahlen. Hieran nehmen Sie ein Exempel. Verschieben Sie ja den Punct der Mitgabe nicht bis nach der Hochzeit, sondern lassen Sie sich die Summe recht deutlich fest setzen, ehe Sie sich verbindlich machen. Einigen Leuten will dieses zwar nicht recht gefallen, und damit ich Ihnen nichts verschweige, Sie laufen Gefahr, einen Korb zu bekommen, wenn Sie zu früh nach dem Vermögen fragen. Allein, dieses thut nichts. Es ist doch besser, als wenn Sie hintergangen würden, und mit denjenigen, welche sich scheuen, ihr Vermögen anzugeben, muß es doch wol nicht recht richtig seyn, warum sollten sie sonst Bedenken tragen, es zu bestimmen? Es kommt nur darauf an, daß es erst ein wenig mehr zur Mode wird, sich darnach zu erkundigen, so werden alle, die in diesem Stücke ein gutes Gwissen haben, vielleicht

leicht statt der Toppee: Blumen kleine silberne oder goldene Täfelchen tragen, auf welchen die Summe ihres Brautschatzes bestimmet ist.

So gut auch einige von den übrigen Eigenschaften, die man bey dem Frauenzimmer antrift, seyn mögen, so ersetzt doch das Geld den Mangel derselben reichlich. Ist Ihre Frau nicht schön, ist sie sogar häßlich, was thut dieses? Sie brauchen alsdenn nicht für ihre Treue besorgt zu seyn, weil sich niemand die Mühe nehmen wird, sie zum Gegentheil zu bereden. Ist sie nicht tugendhaft, so ist dieses freylich schlimm genug. Allein wer wäre Ihnen Bürge dafür gewesen, daß es eine andere nicht eben so gemacht hätte? Alsdenn würden Sie gar nichts gehabt haben. Jetzt haben Sie doch wenigstens eine reiche Frau: ob sie tugendhaft ist, dieses müssen Sie aufs Gerathewohl ankommen lassen. Ist sie einfältig, desto besser, so wird sie Sie mit ihrem Gelde nach Belieben schalten lassen, und mit dem, was Sie ihr davon geben, zufrieden seyn. Ist sie jung, gut, so kann sie Ihnen bey dem Gelde vielleicht auch zum Vergnügen dienen. Ist sie alt, desto besser, so wird sie Sie bald zum lachenden Erben machen, und Sie können alsdenn eine andere noch reichere wieder nehmen. Sollte es sich von ohngefehr zutragen, daß sie zugleich schön, tugendhaft und verständig wäre, so nehmen Sie

dieses

dieses mit Dank an, nur machen Sie diese Eigenschaften nicht zu Ihrer Hauptabsicht.

Ich habe Ihnen alle die Beschwerlichkeiten gezeiget, die mit den übrigen Vollkommenheiten des Frauenzimmers verbunden sind. Doch nennen Sie mir jetzt eine einzige Verdrießlichkeit, die der Reichthum mit sich führte. Gewiß, Sie werden keine angeben können. Ich habe noch nie einen Menschen darüber klagen hören, daß er zu reich sey, aber über die grosse Liebe zum Putz, über Untreue, den Hochmuth der Frau hört man fast alle Männer die größten Beschwerden führen. Wenn ich Ihnen alle die Annehmlichkeiten, die uns eine reiche Frau verschaffet, erzählen wollte, so würde ich nichts anders thun, als mich in das Lob des Geldes überhaupt einlassen. Sie wissen ja ohne mich, wozu das Geld gut ist, wenn man es recht anzuwenden weiß. Wie angenehm muß es nicht seyn, sich in dem Besitz einer grossen Summe Geldes zu sehen, die uns nichts weiter kostet, als daß wir einem Frauenzimmer erlauben, sich nach unserm Namen zu nennen? Gewiß eine sehr kleine Gefälligkeit.

Wie ungewiß ist man, wenn man ohne dieses Kennzeichen das Verhältniß eines Frauenzimmers gegen das andere bestimmen will? Caja ist schön, Livia ist tugendhaft, Tullia ist klug und witzig, welche soll ich nehmen? Diese Frage steht

gar nicht zu beantworten, wenn man nicht sein Augenmerk auf eine wichtigere Sache, nemlich das Geld richtet. Nun brauche ich nur zu fragen, wie reich ist eine jede? Gesetzt, Caja hat nichts, Livia 1000 Rthlr. Tullia 2000 Rthlr. so kann ich gleich antworten: wie sich verhält o zu 1000, so verhält sich Caja zur Livia, und wie sich 1000 verhält zu 2000, so verhält sich die Livia zur Tullia. Man braucht nach meiner Regel nicht länger über seine Wahl zweifelhaft zu seyn, als bis man das Uebergewicht des Vermögens ausgerechnet hat, und man darf sich diese nie gereuen lassen, so lange man in seinem Gewissen überzeugt ist, daß man so reich geheyrathet habe, als es in dieser besten Welt möglich gewesen.

Wie glücklich würde es um das gemeine Beste stehen, wenn alle Mitbürger ihre Heyrathen nach dieser Regel einrichteten? Es würden lange nicht so viele Familien herunter kommen, wenn ihre Väter nicht ohne Ueberlegung des Geldes, blos nach Schönheit oder Verstand geheyrathet hätten. Die Mädgens würden nicht so viel Zeit und Geld auf überflüßigen Putz und Bücherlesen wenden, wenn sie wüßten, daß Schönheit und Verstand nicht eben die Eigenschaften wären, die man zu einer Frau erfordert. Sie würden vielmehr alle dieses Geld zu Rathe halten, und durch ihren Fleiß zu vermehren suchen, um sich einst einen Mann da-

für zu erhandeln. Es würden auch nicht so viele bedaurenswürdige Geschöpfe, die seit 40 bis 50 Jahren vergebens nach einem Mann geseufzet haben, und die man alte Jungfern nennt, der Republik zur Last fallen. Denn wird bey dem Heyrathen auf Schönheit, Verstand und Tugend gesehen, so giebt es viele, die auf diese Vorzüge nicht den geringsten Anspruch machen können, und diese bleiben ohne alle Gnade sitzen. Hingegen mit dem Reichthum verhält es sich ganz anders. Ist ein Mädgen für einen Grafen nicht reich genug, so kann sie für einen Edelmann vielleicht reich seyn. Ist sie für einen Obristen zu arm, so ist vielleicht seinem Fähndrich sehr damit gedienet. Hat sie für einen Amtsschreiber nicht Geld genug, so wird mancher Amtsunterbedienter sich glücklich genug schätzen, wenn er sie erhalten kann.

Nun ist mein Brief doch wol endlich lang genug, und ich zweifle nicht, daß Sie meinem Rathe folgen werden, da ich alles, was ich Ihnen geschrieben, aus der Erfahrung weiß, und erwarte also mit nächsten eine Nachricht, wie theuer Sie sich verkauft haben. Halten Sie sich ins Geld. Die Männer sind bey den jetzigen Kriegeszeiten rar. Ich bin ꝛc.

C. den 12ten Jun.
1724.

XXX.

Beantwortung des vorhergehenden Schreibens.

Werther Freund!

Endlich ist es doch wol Zeit, daß ich Ihr angenehmes Schreiben, in welchem Sie sich gütigst die Mühe nahmen, mich so ausführlich über die Wahl einer Frau zu unterrichten, beantworte. Es ist wahr, eine Pause von vier Jahren ist für die Freundschaft etwas zu lange, allein ich bin ausser Schuld, da ich meine Antwort von einer Zeit zur andern verschob, um Ihnen zugleich melden zu können, wie es mir bey Ausführung Ihres Raths geglückt wäre, und wer hätte das denken sollen, daß es so schwer halte, eine Frau zu bekommen! Endlich habe ich gewählt, und verschiebe es daher keinen Augenblick länger, Ihnen Nachricht davon zu geben. Wie reich ist sie? höre ich Sie schon mit einer kleinen Heftigkeit fragen. Geduld, Geduld! Erst müssen Sie meinen vierjährigen Roman anhören, und denn werden Sie es vielleicht erfahren. Ich schöpfe

Athem,

Athem, denn die Geschichte ist lang, und fange an zu erzählen. In meinem Verzeichnisse verehrungswürdiger Mädgen stand die Tochter eines Kaufmanns oben an, weil ihr Vater 100000 Rthlr. an liegenden Gründen und baarem Gelde besaß, und ausser ihr keine Kinder hatte. Da ich keine hatte auftreiben können, die reicher gewesen wäre, so machte ich ihr zuerst die Aufwartung. Ich erschrack ein wenig, wie ich sie sah, sie hatte kleine Augen, einen grossen Mund, aus welchem ein paar ungeheure gelbe Zähne hervorstanden, ein todtenblasses verfallenes Gesicht, lange Ohren, eine hohe Schulter, und ein etwas zu langes Bein. Doch die Vorstellung von dem vergnügten Leben, das ihr Geld mir verschaffen würde, machte mir wieder Muth. Ich drückte die Augen zu, und sagte ihr zärtliche Sachen vor. Ich seufzete auch zu Zeiten, aber nicht aus einer wollüstigen Beklemmung des Herzens, sondern über die traurigen Nächte, die mir mein künftiger Ehestand versprach. Indessen verbarg ich meinen Widerwillen so gut, daß ich sowohl von dem Vater, als der Tochter, wohl aufgenommen ward, und ich mir nach allen Umständen mit einem glücklichen Erfolge schmeicheln konnte. Allein zum Unglück hatte das Mädgen Romanen gelesen, und verlangte daher eben die Heftigkeit der Leidenschaft, die das liebenswürdigste Mädgen nur erregen kann, bey mir hervorzu-

bringen. Ich begegnete ihr mit einer der Anbetung gleichen Verehrung, ja ich suchte sogar zärtlich zu thun; der Himmel weiß, wie es mir anstand! Allein die kleinen Bemühungen zu gefallen, und die Aufschwellungen des Herzens, die uns bey der Liebe, ohne daß wir daran gedenken, entwischen, kann keine Kunst nachmachen. Sie bemerkte dieses, und beschloß, daß ich weder ihr Herz noch ihr Geld haben sollte. Wenn sie mir wenigstens das letzte gelassen hätte! Allein sie war unerbittlich, und eröfnete diese Entschliessung ihrem Vater. Dieser hatte so erhabene Begriffe von dem Werth seines Geldes, daß er völlig überzeugt war, seine Tochter könnte sich dafür leicht einen Mann, der ganz nach ihrem Geschmacke seyn müßte, erhandeln. Man gab mir also zu verstehen, daß meine fernere Bemühungen vergeblich seyn würden, und ich empfahl mich, da es nicht anders seyn konnte, mit ziemlicher Gleichgültigkeit. Wie ich einige Schritte fortgegangen war, zog ich mein Verzeichniß aus der Tasche, und fand, daß die Tochter eines Amtsraths zu —— die zweyte Stelle mit 70000 Rthlr. bekleidete. Ich nahm gleich die Post, und reiste dahin. Die eingezogenen Erkundigungen versicherten, daß das angegebene Vermögen ausser allem Zweifel sey, und ich ward dadurch so sehr eingenommen, daß ich noch denselben Abend einigemal vor ihrem Fenster vor-

bey

bey gieng, um wo möglich sie zu sehen. Ich war so glücklich, und meine Freude war ausserordentlich, wie ich bemerkte, daß sie nebst ihrem Gelde auch eine blühende Schönheit besaß. Am folgenden Tage suchte ich eine Gesellschaft, wo ich sie antreffen konnte, ich fand sie, und verlor beynahe alle Hofnung sie zu erhalten, wie ich sah, daß sie nebst Geld und Reitzungen auch einen feinen Witz, und viel Erziehung versprach. Nach einer achttägigen Bekanntschaft that ich meinen Antrag, man nahm ihn gut auf, ja man ertheilte sogar, ohne sich einmal Bedenkzeit auszubitten, das Jawort. Halb betrunken vor Freuden taumelte ich zu meiner Muhme, die die Hauptunterhändlerin bey dieser Sache gewesen war, um ihr die angenehme Neuigkeit zu entdecken; sie wünschte mir Glück. Sie bekommen gewiß, sagte sie, eine recht reiche und artige Frau, allein damit Sie mir demnächst keine Vorwürfe machen können, so muß ich Ihnen noch erst eine Kleinigkeit entdecken, woraus Sie aber hoffentlich nichts machen werden. Sie fieng darauf ein weitläuftiges Gespräch von den Schwachheiten der menschlichen Natur an, und sagte so viel verworrene Sachen unter einander, aus welchen ich endlich nach einigem Nachdenken verstand, daß meine Schöne keine Göttin, sondern eine sehr sinnliche Sterbliche sey, und sie dieses bereits durch zwey lebendige Beyspiele ge-

zeigt hätte. Ich ward hierüber etwas stutzig. Meine Muhme bemerkte es, und fuhr daher fort: Es ist nichts vollkommenes in der Welt, Herr Vetter! 70000 Rthlr. sind nicht zu verachten, und wer steht Ihnen bey einer andern, die weniger baare Vollkommenheiten hat, dafür ein, daß sie nicht insgeheim eben so viele, und noch mehr Schwachheiten begangen haben sollte. Ich weiß nicht, ob meine wertheste Frau Muhme aus eigener Erfahrung so klug geworden war. Genug, ihre Gründe vertrieben alle Bedenklichkeiten, die meine alten Vorurtheile annoch bey mir hervorgebracht hatten. Entschuldigungen findet man leicht, wenn man Lust hat, sie zu suchen. Die kleinen Fehltritte deiner künftigen Gattin, dachte ich, sind vielleicht nur Fehler des Temperaments, die sie hoffentlich aus Uebereilung begangen hat, und die bey einer gut getroffenen Ehe von selbst wegfallen werden. Ich setzte daher meine Besuche fort, und der Tag zur Hochzeit ward bestimmt. Einst glaubte ich wegen unserer nahen Verbindung berechtiget zu seyn, unangemeldet zu ihr ins Zimmer zu gehen. Ich that es, und fand sie zu meinem größten Erstaunen mit einem jungen Herrn, den ich nicht kannte, in einer sehr vertrauten Stellung. Das Blut stieg mir bey diesem Anblick ins Gesicht, und Millionen würden nicht Gewalt genug gehabt haben, um mich bey diesem

An:

Anblicke zu mäßigen. Ich sagte ihr die härtesten Wahrheiten, die mir einfielen, polterte die Treppe hinunter, sagte meinem sogenannten Schwiegervater eben so viele unangenehme Sachen, und verließ nach meinem damaligen Vorsatze sein Haus auf ewig. Allein kaum war ich auf der Gasse, so zeigten sich die 70000 Rthlr. meiner Einbildungskraft wieder in ihrem vollen Glanze, und machten, daß mein Herz kälteren Ueberlegungen Raum gab. Ich erinnerte mich der Lehre meiner Muhme, daß nichts vollkommenes in der Welt sey, und es fiel mir bey, daß viele andere dergleichen Begebenheiten mit Geduld ertragen müßten. Kurz, mein Eifer war verraucht, ich ärgerte mich über meine unzeitige Hitze, dachte auf Mittel, meinen Fehler wieder gut zu machen, und kehrte sofort nach meiner Schönen zurück. Ich fand sie allein, und suchte alle Künste der Beredtsamkeit hervor, um mich zu entschuldigen, ja ich schwur endlich, daß blos die Heftigkeit meiner Leidenschaft zu der begangenen Uebereilung Anlaß gegeben hätte, und daß ich aus diesem Grunde Vergebung zu erlangen hofte. Allein, es war alles vergebens. Sie machte ihre Stubenthüre auf, und sagte mir mit der kältesten Miene von der Welt: Sie verlange keinen Mann, der ihr bey ihren ansehnlichen Mitteln nicht einst dergleichen Kleinigkeiten erlauben wollte. Alle Vorstellungen, ja sogar die Versiche-

rung, daß ich auch hiezu bereit wäre, halfen nichts, und ich gieng endlich mit dem einfältigsten Gesichte, das ich vielleicht in meinem Leben gemacht habe, fort, um mein Herz, nach Anweisung meines Verzeichnisses, welches ich immer bey mir trug, andern Schönen feil zu bieten. Ich würde zu weitläuftig werden, wenn ich Ihnen alle die kleinen Vorfälle, die mir bey jeder begegnet sind, erzählen wollte. Ich will Ihnen also nur kurz sagen, daß ich seit Erhaltung ihres Schreibens um neunzig Mädgen mich beworben, aber keine von allen erhalten habe. Zwey und funfzig bekamen einen Widerwillen gegen mich, weil ich gar zu früh und zu genau nach der Mitgabe frug. Sieben und zwanzig verließ ich, weil ich während der Unterhandlungen erfuhr, daß es mit ihrem Vermögen nicht so ganz richtig sey; mit sieben andern ward die Liebe unterbrochen, weil die Väter vor der Hochzeit banquerout wurden, und fünfe schreckten mich gleich beym ersten Besuche ab, weil ihre Mittel nicht ansehnlich genug waren, um ihre ganz unerträgliche Häßlichkeit in Reitzungen zu verwandeln.

Nun hatte ich drey Jahre gewählt, und mein Verzeichniß war noch nicht auf die Hälfte; ob ich gleich die Hofnung zu dem größten Gewinne verloren hatte, so waren die noch übrigen doch auch keine Nieten. Allein die gar zu oft fehlgeschlagenen Hofnungen, und die Furcht, gar lächerlich zu

werden,

werden, machte mich endlich müde, und ich brachte ein halbes Jahr zu, ohne weiter etwas zu unternehmen. In dieser Zwischenzeit fieng ich an, den in Ihrem Schreiben vorgetragenen Satz nochmals mit aller Achtsamkeit zu überlegen, und die für selbigen angeführten Gründe genau zu prüfen. Ich weiß nicht, ob es der Verdruß über die so oft fehlgeschlagenen Bemühungen machte, genug, ich fand Ihren Rath sogleich, wie ich ihn zum zweytenmale überlas, nicht mehr so anscheinend, als er mir zum erstenmale vorgekommen war. An jedem folgenden Tage entstanden bey mir mehrere Zweifel dagegen, und endlich fand ich ihn, wenn Sie es nicht ungütig nehmen wollen, gar lächerlich. Ich beschloß also, ihm nicht weiter zu folgen, und nun war meine Wahl geschwind bestimmt, ob Sie gleich dafür halten, daß man ohne Ihre Kennzeichen von der Güte eines Frauenzimmers, in seiner Wahl stets unschlüßig seyn müsse. Also haben Sie wirklich gewählt? höre ich Sie fragen. Ja, ja im rechten Ernst, der Tag zur Hochzeit ist bereits angesetzt. Was hat denn Ihre Künftige? werden Sie gewiß weiter sagen. Ein gutes Herz, viel Verstand, und Sie mögen lachen oder nicht, viel Zärtlichkeit gegen mich. Sonst nichts? Kann ich mehr verlangen? Wollen Sie mich denn durchaus nicht verstehen? Geld meyne ich. Je nun fällt es mir erst ein, und ich würde, wenn Sie mich

nicht daran erinnert hätten, noch lange nicht darauf gekommen seyn. Allein ich werde Ihnen auf diese Frage nicht antworten können, denn ich muß es aufrichtig gestehen, daß sie mir noch gar nicht eingefallen ist, und ich mich viel weniger darnach erkundiget habe. Ich sehe es, Sie machen ein paar grosse Augen, schlagen die Hände in einander, und schmälen auf meine Unbedachtsamkeit. Allein ich kann nicht dafür. Wir können nicht alle auf einerley Art denken. Sie haben Ihre Gründe, und ich die meinigen, wir wollen sehen, welche die wichtigsten sind.

Das hauptsächlichste, was Sie für sich anführen, ist der Werth des Geldes, den Sie in Ihrem Schreiben so sehr erheben, daß ich mich Anfangs selbst dadurch blenden ließ. Kann denn das Geld allein uns vergnügt machen? Ich hoffe nicht, daß Sie dieses behaupten werden, denn sonst müßte der schwere Geldsack, der Herr--- glücklicher seyn, als ich, und ich würde es doch als eine empfindliche Beleidigung aufnehmen, wenn Ihnen dieses nur einmal einfallen könnte. Es ist allemal ein schöner Fehler, reich zu seyn, wenn man gesund und vergnügt zu gleicher Zeit seyn kann; allein ich verlange keine Million, sobald ich sie auf Unkosten meiner Gesundheit oder meiner Ruhe erkaufen soll. Dieses sind die beyden nothwendigsten Stükke zur Glückseligkeit, und man kann sie nie für

Geld

Geld wieder anschaffen, wenn sie einmal verloren sind. Sie kennen doch den Adrast, welch ein blühender Jüngling war er, ehe er sich mit Funfzigtausend vermählte. Gesundheit und Vergnügen zeigte sich stets auf seinem Gesichte. Man sah ihn nie mißvergnügt, und man glaubte nie recht munter in einer Gesellschaft gewesen zu seyn, wo er gefehlt hatte. Endlich gab es ihm ein böser Geist ein, daß er noch glücklicher werden könnte, wenn er reicher wäre; er nahm also die Tochter des filzigen Thersites. Diese, welche seit ihrer ersten Jugend nichts als das Geld schätzen gelernt hatte, freuete sich zu ihrer Verheyrathung, blos wegen der neuen Gelegenheit, die sie dadurch erhielte, ihr Eingebrachtes zu vermehren. Sie machte hiemit gleich nach der Hochzeit den Anfang. Sie schränkte den ganzen Haushalt ihres Mannes ein, seine treuesten Bedienten wurden fortgeschaft, oder so lange gequält, bis sie von selbst davon liefen, seine Tafel ward auf zwey Gerichte eingeschränkt, der Wein von selbiger gänzlich verbannet, und allen guten Freunden, die ihn sonst besucht hatten, die Lust benommen, weiter einen Fuß in sein Haus zu setzen. Sie wissen, Adrast war hitzig, er wollte diese Veränderung durchaus hindern, und er hat sich bis jetzt noch nicht gänzlich darein gefunden; allein seine liebe Gattin weiß jeden Widerspruch so empfindlich an ihm zu rächen, daß er doch bald wird nach-

geben

geben müssen. Der Gram ist auf seinem Gesichte gemahlt, seine Augen eingefallen, seine Wangen sind blaßgelb, und sein Mund, der seit einem halben Jahre nicht gelacht hat, ist, anstatt daß er sonst roth war, bläulicht. Könnte das Geld allein glücklich machen, warum sollte denn Adrast, der sonst nichts, als sein tägliches Auskommen besaß, jetzt nicht vergnügter seyn als ehemals. Sie kennen doch den Ligurin, der meine erste Braut, die Tochter des Kaufmanns, geheyrathet hat. Sein Haus ist vortreflich ausgezieret. In allen Zimmern sieht man die schönsten Verdüren, grosse vergoldete Spiegel, marmorne Tische, Stühle von Drap d'or, und auf dem Fußboden liegt eine mit Gold gestickte Decke. In seinem Garten hat er Prospecte, Alleen, Fontainen und Statüen angebracht, und seine Tafel wird mit lauter Silber servirt. Allein, wie gähnt er nicht in seinen marmornen Zimmern mit seiner ekelhaften Gattin, die er nicht ohne Schaudern ansehen, und nicht ohne Verdruß reden hören kann. Man siehet ihm die Langeweile aus den Augen, wenn er neben ihr auf dem weichsten Canapee sitzt, und ihm würden gewiß bey einer Gattin, die er liebte, die Stunden auf einem blossen ländlichen Rasen weit angenehmer verstreichen. Seine vergoldete Carosse, die Livree seiner Bedienten, und die sechs Rappen, die ihn ziehn, machen ihm Ehre; allein man sieht ihm

seine

seine innerliche Beschämung an, wenn er sein kleines Ungeheuer aus dem Wagen führen soll, und ich habe ihn zu verschiedenen malen blaß werden sehen, wenn er bemerkte, daß einige in der Gesellschaft über das läppische Zeug, welches sie sprach, lachten.

Ich könnte Ihnen noch mehr ähnliche Beyspiele anführen, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß Sie ohnehin unglückliche Ehen genug kennesten, die der Geitz veranlasset hat. Was kann uns das Geld denn eben verschaffen! Achtung des Pöbels, und lärmende Ergötzlichkeiten; und wir nähern uns nur gar zu sehr denen Jahren, wo beydes anfängt gleichgültig zu werden. So bald uns der Geschmack an den letztern verläßt, so ist nichts im Stande, uns das Leben erträglich zu machen, als die Reitzungen der Freundschaft. Wen können Sie aber besser zu Ihrem Freunde wählen, als eine Gattin, mit der Sie Ihre mehresten Stunden zubringen müssen? Und wie kann diese die Stelle eines angenehmen Freundes bey Ihnen vertreten, wenn sie nicht die zuerst von mir angeführten Eigenschaften: Verstand, ein gutes Herz, und eine zärtliche Neigung gegen Sie, besitzt; ich wenigstens kann mir keine Liebe, vielweniger Freundschaft ohne diese Stücke gedenken. Ich weiß vorher, was Sie gegen den Verstand zu erinnern haben werden, da ich Ihren Brief beyna-

he auswendig weiß. Sie wollen also eine gelehrte Frau haben? werden Sie mich mit der gewöhnlichen satyrischen Miene fragen. Nichts weniger als dieses. Sie werden wissen, daß es sehr unterschiedene Arten des Verstandes giebt. Es giebt einen gelehrten, einen Handels- einen Glücks-Verstand. Jenen braucht ein Professor, den ein Kaufman, diesen ein Hofmann. Bey einem Frauenzimmer suche ich keinen von diesen allen. Wenn sie nur den Conversations-Verstand hat, so bin ich zufrieden. Unter diesem Namen verstehe ich diejenige Art des Verstandes, die jemanden zu einem angenehmen Gesellschafter macht; eine gewisse Gefälligkeit im Umgange, eine Fertigkeit, von allerhand Sachen vernünftig zu reden, ein wenig Belesenheit, Kenntniß der Welt, und etwas Witz, wenigstens so viel, als erfordert wird, um einen witzigen Einfall zu verstehen. Geld zählt man sich müde, und der größte Aufwand wird uns bald lästig, aber eine Frau, die diese Eigenschaften besitzt, wird immer neu bleiben, und man wird sie in dem spätesten Alter ungern verlassen.

Doch nein! alle diese Vorzüge sind noch nicht hinreichend, sie liebenswürdig zu machen, sie würden ihr vielmehr das Vermögen geben, einen Mann desto mehr zu quälen, wenn sie nicht zugleich mit einem guten Herzen vergesellschaftet wären. Wie

nöthig

nöthig dieses zur Freundschaft, und also auch zur Liebe sey, brauche ich wol nicht zu beweisen, ich will vielmehr einen Zweifel, der Ihnen sogleich beym Lesen einfallen wird, beantworten. Schon gut! werden Sie sagen, Sie mahlen da ein vortrefliches Bild, aber sollte das Original auch wol in der Welt anzutreffen seyn? Erlauben Sie mir, daß ich es sagen darf, Sie reden in Ihrem Briefe, den ich jetzt beantworte, zu Zeiten gar zu verächtlich von den Eigenschaften der Damen, wenigstens hätten Sie Ihr Urtheil nicht so allgemein einrichten sollen. Die Art des Verstandes, die ich verlange, findet man bey ihnen nicht selten, und es scheint, als wenn die Natur sie vorzüglich damit versehen habe, weil sie bestimmt sind, den Mannspersonen die vielen unvermeidlichen Verdrießlichkeiten des Lebens zu versüssen. Ein gutes Herz ist freylich nicht so häufig unter ihnen ausgetheilt. Allein man muß auch eben nicht alles in der größten Vollkommenheit verlangen. Ich kenne viele Frauen, die überhaupt eben nicht das beste Herz haben, aber doch gegen den Mann, den sie lieben, eben so handeln, als wenn sie es hätten, und hiemit muß man zufrieden seyn, wenn man nicht so glücklich seyn kann, eine von den seltenen Lieblingen der Natur anzutreffen, die bey andern glänzenden Eigenschaften auch die beste Denkungsart besitzen. Allein die Verstellung —

ich bekenne es, geht weit bey den Schönen, und man läuft bey der genauesten Bekanntschaft Gefahr, sich in Ansehung des Herzens zu irren. Man wagt aber doch weniger, wenn man diese Eigenschaft zu seinem hauptsächlichsten Augenmerk macht, und sich sorgfältig darnach erkundiget, als wenn man blos nach dem Gelde sieht, ohne im mindesten auf diese zu achten. Wird man alsdenn betrogen, so ist es ein Unglück, das uns ohne unser Verschulden begegnet, da man es sich hingegen in dem letztern Falle selbst beyzumessen hat.

Sie wundern sich vielleicht, daß ich noch nichts von der Schönheit erwähnt habe, und ich merke, Sie wollen mich fragen: ist Ihre Künftige denn auch schön? Der Geschmack ist verschieden, und Sie sollen selbst urtheilen. Nach meinem Urtheile ist sie schöner, als ich es wünsche, da ich mit Ihnen in Ansehung dieser Eigenschaft beynahe darin einerley Meynung bin, daß solche zu vergänglich sey, um bey einer ernsthaften Verbindung in Betracht gezogen zu werden, und oft mit gefährlichen Folgen begleitet seyn könne. Ich gehe zwar in meiner Besorgniß nicht so weit wie Sie, daß ich sofort wirkliche Ausschweifungen besorgen sollte, allein ich denke in Ansehung der Liebe vielleicht etwas strenger, als andere Leute.

Sie

Sie mögen meine Gedanken immerhin für schwärmerisch halten, Sie müssen sie lesen. Ich würde nie ruhig seyn können, wenn ich nicht versichert wäre, daß ich von einer Frau, welche ich liebte — wieder geliebt würde! Nein, hiemit bin ich bey weitem nicht zufrieden. Ich müßte überzeugt seyn, daß sie mich allen Mannspersonen in der Welt vorzöge: — Bey derjenigen, die eine mittelmäßige Bildung hat, wird es vielleicht nicht so gar schwer halten, es so weit zu bringen; allein wie viele Schwierigkeiten hat man nicht bey einer andern, die jeder bewundert, diesen Vorzug zu erlangen, und zu behaupten! Wie unruhig muß ein Mann stets seyn, der die schwache Seite des schönen Geschlechts kennen gelernt hat, und auf seine Person eben nicht stolz seyn darf, wenn er siehet, daß eine Menge junger Herren, die eine natürlich gute Bildung durch den sorgfältigsten Anzug erhöhet haben, um seine Frau herum flattern, und ihm durch die belebtesten Unterredungen, zu welchen ihn seine Jahre und verdrießlichen Geschäfte bereits zu ernsthaft gemacht haben, den Vorzug, woran ihm mehr als an allem in der Welt gelegen ist, zu entziehen suchen. Doch es ist desfalls nicht alles verloren! Die den Schönen natürliche Kunst der Verstellung wird ihm hier zum Vortheil dienen, und wenn seine Frau nicht ganz übel geartet ist, so wird sie ihn stets zu

überzeugen wissen, daß er noch immer den verlangten Vorzug behaupte, wenn er ihn gleich nie gehabt hat; wenigstens wird sie ihn stets im Zweifel erhalten können, und die Liebe wird ihr von Seiten des Mannes alle Bemühungen erleichtern helfen.

Habe ich Sie nun endlich überzeugt, daß Verstand und ein gutes Herz dem Gelde vorzuziehen sind, und daß man beydes noch leichter, als Sie glauben, antreffen könne? — Sie zucken die Achseln und bleiben immer bey Ihrer Ketzerey. Gut, so will ich Ihnen auch kein Wort weiter sagen. Kommen Sie auf meine Hochzeit, denn wollen wir sehen, ob ein paar verrätherischer Augen Sie besser wird bekehren können. Ich bleibe inzwischen ꝛc.

K. den 5ten October
1728.

XXXI.

XXXI.

Gedanken eines alten Mannes.

Heute feyre ich meinen siebenzigsten Geburtstag, und bin vergnügter als ein Mann, der seine Jubel-Hochzeit begeht. Mit Freuden sehe ich auf mein verflossenes Leben zurück. So wie ich vordem oft an einem heitern Herbsttage, in dem Schatten der schon gelb werdenden Blätter hingestreckt, an die brennende Hitze des zurück gelegten Sommers, an die dadurch erregten Ungewitter, Platzregen und Sturmwinde zurück dachte, und mich über die gegenwärtige, immer gleiche, wenigern Veränderungen unterworfene Witterung freuete, so denke ich jetzt an die Auftritte meiner Kindheit, meiner Jugend und meines männlichen Alters zurück. Jedem Herbste ist meine gegenwärtige Lebenszeit am ähnlichsten. Dieser gewährt zwar keine so lebhafte Freuden wie der Frühling, und keine so schön gefärbte Blumen, keine so starke Wärme wie der Sommer, aber dagegen eine kühlende Luft, anhaltende, weniger mit unangenehmen Abwechselungen untermischte Heiterkeit, und Früchte, die

man vorhin nur in Hofnung erwartete. Eben so ist auch mein jetziges Leben von den berauschenden Freuden der Jugend zwar leer, mein Blut wallt in langsamern Kreisen, meine Lebensgeister sind nicht mehr so erhitzt; allein meine Leidenschaften wüten nicht mehr mit solcher Heftigkeit in meiner beklommenen Brust, und verwickeln mich nicht mehr in Stürme, denen ich leider nur gar zu oft ausgesetzt gewesen bin; sie lassen der Vernunft Raum, und lehren mich an stillen Betrachtungen, dem einzigen reinen Vergnügen, das der Mensch geniessen kann, mich zu belustigen, und ich fange an, die Früchte meiner verblüheten Jugend, und der Widerwärtigkeiten meines nachmaligen Lebens, eine aus Erfahrung erzeugte Beruhigung, einzuerndten. Als Kind brauchte ich jede Stunde, da ich mich den Augen meines Lehrers entziehen konnte, zum Vergnügen; allein ich sah alle Gegenstände so, wie sie der Naturforscher mit seinem optischen Glase betrachtet, bald zu groß, bald zu klein. Gewährten mir die geringsten Gegenstände, ein buntes Kleid, eine Blume, eine wohlschmeckende Frucht, das größte Vergnügen, so konnte mich auch jede Beraubung derselben, jede fehlgeschlagene Hofnung in die empfindlichste Betrübniß versenken. Ich ward endlich meiner kindischen Belustigungen müde, und eilte mit schnellen Schritten der Jugend zu. Doch diese

änderte

änderte nur die Gegenstände. Ich blieb in meiner Furcht, in meinen Erwartungen, immer was ich vorhin gewesen war. Die Liebe, diese so allgemein angebetete Göttin, empfieng mich mit einem holden Lächeln, und führte mich an ihrer Hand durch die anmuthigsten Gefilde, welche mit Rosen bestreuet waren, die aber nur denen darunter verborgenen höckerigten Wegen und stechenden Dornen zur Decke dienten. Jede Schöne starrete ich mit begierigen Blicken an. Ich sahe nichts als Anmuth in Chloris braunen Augen: allein, es strahlete aus selbigen ein Feuer, das meine Ruhe verzehrte, und das nette Grübchen in Climenens Kinn ward für mich ein Füllhorn von Widerwärtigkeiten. Lauschend und voller Erwartung schlich ich unter ihrem Fenster umher, und zürnte auf die Uhr, welche die Stunde, da ich sie sehen sollte, für meine Wünsche viel zu langsam schlagen ließ. Sie erschien; allein ein unerwarteter Kaltsinn, dessen Ursache ich der inständigsten Bitten ohngeachtet nicht erfahren konnte, verwandelte mein gehoftes Vergnügen in Bekümmerniß. Ich sah sie zur andern Zeit gütiger, doch die gar zu lebhaften Freuden liessen allemal bey ihrer Entweichung eine Leere in meiner Seele zurück, die mich zum Genuß jedes andern geringern Vergnügens unfähig machte. Kurz, mein ganzes Leben war zwischen Hofnung und Furcht,

Genieſſen und Bedauren getheilet, und blos der Eigenſinn eines Mädgens entſchied mit despotiſcher Gewalt, ob ich einen Tag angenehm oder vergnügt zubringen ſollte.

Dir danke ich es, hülfreiches Alter, daß du mich endlich, obgleich ſpät, der Führung dieſer betrügeriſchen Göttin Liebe, entriſſen haſt!

Sie ward in einem glückſeligern Zeitalter dem Menſchen zum Troſte und zur Beluſtigung gegeben, und damals konnte ſie auch glücklich machen. Nicht ſie, ſondern die Menſchen haben ſich ſeitdem geändert. Die Unſchuld der ehemaligen Sitten iſt gegen Bosheit und Tücke vertauſcht, und blos dadurch ſind ihre Nectartränke in Gift verwandelt.

Wie die Menſchen noch im Stande der Natur lebten, wo jeder mit ſeiner Arbeit, ſo viel als er brauchte, erwerben konnte; wie noch jeder ſich über das Glück des andern freuete, und es zu vermehren ſuchte, und wie ein liebendes Paar nichts zu befürchten, für nichts zu ſorgen hatte, da waren die Zeiten der Zärtlichkeit. Jetzt iſt dieſes glückliche Zeitalter nur noch in den Schäfergedichten anzutreffen. Die Schönen (ich rede von dem groſſen Haufen,) ſind nicht mehr ſo wie ſie damals waren, und wären ſie es auch noch, ſo lauret doch jeder mit Argusaugen auf eine Gelegen-

heit, die Ruhe der Liebenden zu stören, er spüret ihre geheimsten Blicke aus, und macht sie mit der Trompete der Fama bekannt. Die Bedürfnisse haben sich gemehret, und den mehresten ist eine so schwere Last von Widerwärtigkeiten auferlegt, daß sie unrecht haben, wenn sie solche durch den zärtlichen Antheil, den sie durch die Liebe an dem Wohlergehen eines andern nehmen, noch vermehren. — Was denkt daher der Stutzer, der sich wie ein vielfarbigter Schmetterling aufs sorgfältigste geputzt, zur Schau ausstellt? Will er sich die Achtung der Männer dadurch erwerben? So irrt er sehr. Will er das ganze schöne Geschlecht in sich verliebt machen? Er würde höchst unglücklich seyn, wenn er dieses erlangte. Sie würden ihn wie den Orpheus zerreissen, und keine würde ihn in dem ruhigen Besitz einer andern lassen. — Doch wenn mich einer unserer wizzigen Köpfe also von dem Hauptgegenstande des neuern deutschen Witzes reden hörte; gewiß er würde mich in einer Anacreontischen Ode einen alten Narren nennen, weil ich kein Mädgenfreund wäre. Verzeiht mirs, ihr Schönen, wenn man euch dieses sagt. Ich bin allerdings euer Freund. Ich verehre die feinen Empfindungen, womit euch die Natur vorzüglich beschenkt hat, und die Annehmlichkeiten eures Umganges: allein, wenn ich auch zu meiner ersten Jugend wieder zurück keh-

ren, wenn auch mein greises Haar wieder schwarz, und die Furchen meiner Stirne eben gemacht werden sollten; so würde ich mich doch nie wieder unter die Reihen eurer Anbeter stellen. Seyd ihr treulos, so macht ihr uns unglücklich; liebt ihr aufrichtig, so vermehrt die gegenseitige Zärtlichkeit nur unser beyderseitiges Elend, und ich habe euch und mich viel zu lieb, als daß ich eines von beyden wünschen sollte.

Bey Herannahung des männlichen Alters bekam diese Leidenschaft noch den Ehrgeitz zum Gefährten, oder machte ihm vielmehr Platz. Ich glaubte, die Zufriedenheit, die ich nun schon seit dreyßig Jahren vergebens gesucht hatte, bey einer Ehrenstelle zu finden. Ich floh auf jeden Gönner zu, dessen lächelnde Miene mir seinen Schutz anbot, und niemand war eifriger, den Grossen seine Aufwartung zu machen. So oft sie mir Arbeiten auftrugen, sah ich dieses als einen nähern Schritt zu meinem Glück an, und war mit äuserster Sorgfalt bemühet, sie sobald als möglich, ihrer Absicht gemäß auszurichten. Es gelung mir die mehreste Zeit, ihren Beyfall zu erhalten, wenn ich aber das Ziel meiner Wünsche schon mit beyden Händen ergriffen zu haben glaubte, so dankten sie mir mit einer schalen Freundlichkeit für meine Mühe, versprachen

mir,

mir, wenn sie sehr gnädig waren, ihren Beystand, und gaben andern, die weit bequemere Wege zu Erlangung eines gleichen Endzwecks erwählet hatten, die erwartete Belohnung. Ich war so glücklich, diese auch endlich zu finden, und erhielt das, warum ich so lange vergeblich gearbeitet hatte. Ein jeder wünschte mir Glück, nur ich mir selbst nicht. Die Zufriedenheit, die mir meine Phantasie unter so schmeichelhaften Bildern vorgestellet hatte, fehlte noch immer. Verblendet glaubte ich sie bey einer höhern Stufe zu finden. Ich erreichte diese, ward aber dem Tantalo, der das Ziel seiner Bemühung stets nahe vor sich sehen, aber nie erreichen soll, immer ähnlicher. Zwey bis drey Stufen, die ich nachmals noch hinauf stieg, um die Zufriedenheit, die aber stets höher hinauf zu fliehen schien, zu erreichen, öfneten mir endlich die Augen. Die unendliche Länge der Leiter, deren Ende ich nicht absehen konnte, machte mich besorgt, sie würde zuletzt zu einer solchen Höhe hinauf gehen, wohin ich aus Mangel der Kräfte nicht gelangen könnte. Ich stand daher eine Weile stille, und sahe unentschlossen auf den bereits zurückgelegten Weg zurück. Ich fieng von den niedrigsten Auftritten des Lebens, in welchen ich mich befunden hatte, an, und gieng sie alle, bis auf den, mit welchem ich eben beschäftiget war, durch. Ich betrachtete

sie

sie mit mehrerer Aufmerksamkeit, als ich bisher gethan hatte, und fand mit Erstaunen, daß sie alle im Grunde einander ähnlich waren. Glück und Unglück waren nach dem genauesten Ebenmaasse in jeden gleich ausgetheilet, nur waren die Stellen verändert. Kein Stand hatte mir eine frohe oder mißvergnügte Minute mehr oder weniger verschaffet, als der andere, und ich bemerkte beschämt, daß ich an dem ersten Orte, wo ich meine beschwerliche Reise angetreten hatte, eben so glücklich gewesen seyn würde, als an dem, wo ich mich jetzt befand. Aus dem Vergangenen entdeckte sich mir das Nachfolgende, und ich entschloß mich daher, lieber da zu bleiben, wo ich einmal war, als mehrere vergebliche Bemühung zu verschwenden. So wie ein loses Mädgen, das sich in einem Busche versteckt hat, um von ihrem Geliebten gesucht zu werden, und zürnet, daß er die Bemühung, sie zu finden, so früh aufgegeben, mit frohem Händeklatschen auf den Damon, der sich vom Suchen ermüdet, unter einem Baum ausgestrecket hat, von selbst zusprinnget; so kam jetzt die Zufriedenheit, wie sie bemerkte, daß ich müde geworden sey, ihr weiter zu folgen, von selbst zurück, und warf sich mir in die Arme. Jetzt habe ich sie erhascht, und ich werde sie in dem kurzen Ueberreste meines Lebens so feste halten, daß sie mir nicht wieder entwischen soll.

Wei-

Weises Alter, wie viel habe ich dir zu danken? Du hast mich von zwey Tyrannen befreyet, ohne mich dem gewöhnlichen Peiniger bejahrter Leute, dem Geitze, zu überliefern. Du hast mich durch Erfahrung gelehrt, daß alle Stände der Welt gleich, und daher die mehresten menschlichen Hofnungen und Besorgnisse eitel sind. Von diesem hast du mich also auch frey gemacht. Du hast mir gezeiget, wie nahe die Quelle der Glückseligkeit einem jeden sey, und daß die mehresten sie nur desfalls verfehlen, weil sie sie auffer sich suchen. Durch dich sehe ich die Thorheit des Neides ein, da ich weiß, daß Reichthümer oder Ehrenstellen weder glücklich noch unglücklich machen. Durch dich weiß ich die wahren Vergnügungen von den falschen zu unterscheiden, die nur eine berauschende Freude erregen, nachmals aber die Ruhe des Gemüths stören. Wie wenigen von meinen Zeitgenossen hast du so viele Wohlthaten erwiesen? Sie sind, wie ich, alle Scenen des Lebens durchgegangen, ohne sich über die Kindheit empor zu heben. Sie sind alt geworden, ohne weise zu werden. Dort sitzt Geront und belustiget sich, ob er gleich älter ist als ich, noch immer mit seinem Spielzeuge. Sonst waren hölzerne oder von allerhand bunten Zeuge gemachte Puppen der Gegenstand seiner Freude, jetzt hat er sie mit runden Platten, auf welchen

Brust-

Brustbilder, oder wilde Männer zierlich ausgeprägt sind, vertauscht. Seht doch, wie das greise Kind vor einem grossen Haufen derselben sitzt, und sie unermüdet bald in diese, bald in jene Ordnung legt; wie schreyet es, wenn man sich nur stellt, als wenn man eines davon wegnehmen wollte. Wie betrübt sieht mein vormaliger Freund Hippodamas aus! Ist ihm sein Sohn gestorben? Hat er sein ganzes Vermögen verloren? Keines von beyden. Er hat Reichthum und Ehre im Ueberfluß. Eine Kleinigkeit quält ihn. Ihm ist eine noch höhere Ehrenstelle, wozu er sich Hofnung gemacht hatte, abgeschlagen. Der Thor! Hat er denn schon jemals gefunden, daß er durch die Erlangung einer einzigen vornehmern Bedienung der Glückseligkeit ein Haar breit näher gekommen? Alceste sitzt den ganzen Tag zu Hause, und flucht auf seine Frau und Kinder, keiner kann ihm etwas recht machen. Er ist die Plage aller derer, die mit ihm umgehen. Das Alter macht mich mürrisch, sagt er zu seiner Entschuldigung, wenn ich ihm desfalls Vorwürfe mache. Kann denn auch das Alter mürrisch machen? O ja. Fehlgeschlagene Hofnungen machen allemal verdrießlich, und wer hat denn grössere Ursache, es zu seyn, als der, welcher sein ganzes Leben vergebens zugebracht hat? Er suchte den Weg zur Glückseligkeit mit mir auf einerley Wegen.

gen. Er hat endlich eingesehen, daß diese nicht dahin führten, ohne jedoch den rechten Weg zu finden, und sein Verdruß ist daher eine schwarze Verzweifelung. Ceraunius, einer der lustigsten Gesellschafter meiner Jugend, hat die Eitelkeit seiner bisherigen Lustbarkeiten bemerkt, aber keine andere Lehre daraus gezogen, als daß alles Vergnügen dieser Welt Thorheit sey. Er hat sich daher dem Umgange mit andern Menschen gänzlich entzogen, seine ganze Zeit zwischen Schlafen, Essen und Gähnen getheilet; so lebt er wie eine Pflanze, und ist schon vor seinem wirklichen Tode unter die Verstorbenen zu rechnen.

Ich rede ungern mit euch, liebste Mitbrüder am Alter, ihr seyd mir, und ich bin euch an Sitten gar zu unähnlich. Die eurigen gefallen mir nicht, und ihr nennet mich einen ausschweifenden Alten, weil ihr noch immer die jugendliche Munterkeit an mir bemerket. Ich rede ungerne mit euch, sage ich; allein, heute will ich es doch einmal versuchen, ob ich euch nicht vielleicht mit meinem Rathe nützlich seyn kann. Warum lebt ihr nicht wie ich? Ist je eine Zeit im menschlichen Leben, wo man auf eine vernünftige Art vergnügt seyn kann, so ist es ja das Alter, wo man jede Sache nach ihrem wahren Werth zu schätzen gelernt hat, und jedes Unglück weniger achtet, weil man die

Folgen

Folgen davon, aller Wahrscheinlichkeit nach, nicht lange mehr empfinden wird. Unsere Lebensgeister, werdet ihr mir einwerfen, haben abgenommen, unsere Nerven sind zu schwach geworden, um die Eindrücke des Vergnügens zu empfinden. Gut, ich will euch das Geheimniß lehren, durch welches ich beydes bey mir in gehöriger Munterkeit erhalten habe. — Das Alter ist eine Krankheit, und was noch mehr, eine ansteckende Krankheit. Gienge ich nur einige Zeit blos mit euch um, so würde ich, trotz aller meiner Philosophie, vielleicht eben so schwach am Gemüthe werden, als ihr seyd. Drum hüte ich mich sorgfältig für aller Gesellschaft bejahrter Männer, und habe seit dreyßig Jahren blos Leute, die jünger waren als ich, zu meinem Umgange erwählet. Diese flößen mir einen Theil ihrer Lebhaftigkeit ein, und ich vergesse bey ihren muntern Gesprächen die Beschwerlichkeiten des Alters. Ich bin ihr Lehrer und ihrer Vertrauter. Ich unternehme es nie, ihre Thorheiten, wenn sie nicht in Ausschweifungen ausarten, zu tadeln, denn mit welchem Rechte könnte ich dieses thun, da ich selbigen vordem selbst unterworfen gewesen bin? Sie würden mir doch nicht glauben, wenn ich ihnen versicherte, daß diese nicht zur Glückseligkeit führten. Die Erfahrung wird sie davon weit besser überzeugen, und ein jedes Alter muß sein Recht haben.

Ihre

Ihre Lebhaftigkeit erhält mich in beständiger Bewegung, wodurch meine Säfte vor der dem Alter natürlichen Trägheit bewahret werden. Sie entwerfen stets neue Entwürfe zu Belustigungen, und ich mache mir kein Bedenken, wenn sie der Vernunft nicht zuwider sind, daran Theil zu nehmen. Da ich mich, um in ihren Gesellschaften aufgenommen zu werden, bemühen muß, ihnen meinen Umgang so angenehm als möglich zu machen, so werde ich genöthiget, selbst munter und scherzhaft, kurz, ein Jüngling zu bleiben. Meidet den Umgang alter Leute, wenn ich euch rathen soll. Sie sind störrisch, furchtsam, ungelenkig, mißtrauisch, zu Klagen geneigt. Diese Fehler stecken an, und ihre Gesellschaft dient mehr, einen Menschen niedergeschlagen zu machen, als ihn aufzumuntern. Bey der wohlerzogenen Jugend hingegen findet ihr alle Eigenschaften guter Gesellschafter. Sie ist gefällig, scherzhaft, muthig, unbesorgt, vertraut, einnehmend. Man verläßt ihre Gesellschaft nie mißvergnügt, und ein Greis gewöhnt sich durch den täglichen Umgang immer etwas von ihren vortheilhaften Eigenschaften an, ohne in ihre Fehler zu verfallen, ja er vergißt bey ihnen, daß er alt wird. —

Doch ich sehe es schon, ihr lacht mit dem euren Jahren so natürlichen Stolze, über meinen

Vorschlag. Ich kann nicht davor. So bleibt denn immerhin unter dem kleinen Trupp derer, die mit euch aufgewachsen sind, und klagt mit ihnen über eure Schwachheit und über die jetzigen Zeiten. Man wird euch bald für herumwandelnde Mumien ansehen, und wenn die mehresten von euch verstorben sind, so wird einer oder der andere, wie auf einer wüsten Insul, ohne mit denen, die um ihn sind, in Verbindung zu stehen, sein übriges Leben einsam zubringen, und sich über die Langsamkeit des Todes, der ihn allein übrig gelassen, beklagen.

Ich will indessen fortfahren, es jederzeit mit den neu ankommenden Bewohnern der Welt zu halten, und zweifle nicht, daß diese, wenn ich auch noch so spät versterben sollte, mir mit einer freundlichen Thräne die Augen zudrücken werden.

XXXII.

XXXII.

Eine Nachricht von ungedruckten Büchern.

Der Magister Pennaforte hat mir ein Verzeichniß seiner Manuscripte zugeschickt, die er an den Meistbietenden zu verkaufen wünscht, und mich gebeten, dieses meinem Buche beyfügen zu lassen, damit es denen Kauflustigen bekannt würde. — So glaubt denn der Mann, daß diese Schrift vielen Leuten in die Hände kommen werde, und daß viele sie bis zu diesem Blatte durchlesen werden. — Das muß doch ein recht braver Mann seyn, der eine so gute Idee von mir und meinen Schriften hat, dem darf ich wol nichts abschlagen, ob ich gleich sonst mit den Titeln seiner Werke nicht so recht zufrieden bin. Nichts kann stärker überreden, als eine wohl angebrachte Schmeicheley. Ich mache mir daher zur Vergeltung ein Vergnügen daraus, dem Herrn Magister gefällig zu seyn, und theile den mir zugesandten Aufsatz, so wie ich ihn erhalten, mit.

„Ich bin seit zehn Jahren mit Verfertigung verschiedener Schriften beschäftiget gewesen, und ich habe mich jeden Vergnügens beraubt, um diesen ihre möglichste Vollkommenheit geben zu können. Jetzt möchte ich gerne die Belohnung so vieler Mühe einerndten. Einige, die mich gern überreden wollten, ihnen die Manuscripte zu überlassen, schmeichelten mir mit Ehre und Nachruhm. Allein für beyde habe ich nicht gearbeitet. Bey seinem Leben wird ein Schriftsteller selten geehret, nach seinem Tode empfindet er nichts davon, oft kommt er auch bald aus der Mode, und überdem ist es ein bekannter Satz, den alle mit dem Munde für wahr erklären, aber dessen Richtigkeit wenige im Herzen so lebhaft fühlen, als ich, daß die Ehre ein eiteles Nichts sey. Das Beyspiel des witzigen Franzosen, der seine Papiere in Landgüter verwandelt hat, ist weit reitzender für mich. Die Welt kann von mir sagen, was sie will, sie kann mich nennen, oder meinen Namen verschweigen, sie kann mich rühmen oder schelten, das gilt mir alles gleich, wenn ich nur meine Hauptabsicht erlangen und durch meine Arbeiten reich werden kann, (denn die übrigen in einem meiner Bücher vorgetragene Künste, reich zu werden, kann ich nicht ausüben, weil ich kein öffentliches Amt bekleide, und zu einigen andern nicht Muth genug besitze.) Ich wünschte daher meine Manuscripte

so

so theuer, als möglich, zu verkaufen, und biete sie zu dem Ende hiemit der ganzen Welt an. Ich bitte einen jeden, den Preis, wofür er sie zu erhandeln gedenkt, in einer oder der andern gelehrten Zeitung bekannt zu machen; ist er mir anständig, so will ich mich zeitig genug bey ihm anfinden, und ich versichere dem Käufer auf mein Gewissen, daß ich keine Abschrift davon behalten, noch das, was ich einmal verkauft habe, unter veränderten Titel noch einst an einem andern verkaufen werde. Hier ist der Inhalt meiner Schriften, ein jeder wähle.

1. Die wieder aufgefundene lycambische Kunst. Es ist bekannt, daß ein Geheimniß, seine Feinde durch Stichelreden so weit zu bringen, daß sie aus Verzweiflung zum Strick greifen müssen, einst diesen Namen geführt. Selbiges ist seit langen Zeiten verloren gewesen, durch meinen unermüdeten Fleiß aber wieder aufgefunden. Es ist wahr, ich habe noch keinen durch meine Satyren so weit bringen können, daß er sich wirklich erhenkt hätte; allein was kann ich davor, daß die Leute heut zu Tage nicht mehr so viel Empfindung besitzen, als die alten Griechen? Ich arbeite jetzt eine Schrift gegen ein Frauenzimmer, welches nachtheilig von meinen Schriften geurtheilet, nach den Regeln meiner Kunst

aus. Ich habe allen meinen Gift darin angebracht, und ich zweifle nicht, daß sie das erste Opfer meines wieder entdeckten Geheimnisses werden wird. Ich habe schon einen Notarium bestellt, der ihre Symptomata zu Papier bringen soll, und bin ich glücklich genug, sie zum Selbstmorde zu bewegen, so will ich ihre letzten Stunden meinem Werke als einen Anhang beyfügen. Die Kunst, die ich lehre, bedarf keiner Anpreisung. Sie ist wichtiger als der Stein der Weisen: denn jeder hat seine Feinde, und jeder, wer noch menschliche Empfindungen hat, wünscht sich an ihnen zu rächen. Weiß man mein Geheimniß, so braucht man hiezu weder Gift, Degen, Schießgewehr, noch Banditen. Alle diese Mittel sind zu gefährlich, dahingegen die Satyre meines Wissens noch in keiner Criminalverordnung unter die mördlichen Sachen mitgerechnet ist.

2. Ein Band wohlgeschriebener Satyren. Diese sind sämmtlich wider einen angesehenen Mann in — — — gerichtet. Ich muß es gestehen, er besitzt viele Verdienste, allein er hat das Unglück, mein Feind zu seyn, und dieses ist mir ein hinreichender Bewegungsgrund ihn verächtlich zu machen. Ich habe ihn so deutlich beschrieben, daß jeder mit Fingern auf ihn zeigen soll. Ich mache seinen Anstand, seine Gestalt,

seine übrigen Sitten lächerlich. Eigentliche Fehler weiß ich ihm zwar mit Zuverläßigkeit nicht beyzumessen: allein ich habe alles Nachtheilige, was man hie und da von ihm sagt, sorgfältig zusammen gerafft; ob es wahr sey, dafür kan ich nicht einstehen, und man wird auch hoffentlich einem witzigen Kopfe keine Untersuchungen zumuthen. Genug, es wird gesagt. Alle Regeln meiner oben gedachten Kunst sind zwar in dieser Schrift mit angebracht: allein ich mache mir doch keine Hofnung, daß sie die gehörige Wirkung thun werden; hiezu denkt er zu philosophisch. Indeß hoffe ich, daß ihn mein Buch wenigstens auf einen Tag mißvergnügt machen soll. Welch ein Vergnügen, einem Feinde einen mißvergnügten Tag gemacht zu haben!

3. Physicalisch = anatomisch = medicinisch = moralisch = critisch = und historische Naturgeschichte des sogenannten schönen Geschlechts, mit vielen Kupfern. Dieses Werk ist meine Hauptarbeit, und wird in allem acht Folianten ausmachen. Ein jeder wird eingestehen, daß unter allen Geschöpfen, die zum Nutzen und Vergnügen des menschlichen Geschlechts erschaffen sind, ein Frauenzimmer das vorzüglichste sey. Ist es also nicht unverantwortlich, daß wir von diesen artigen Creaturen, bey

denen wir so viel ausserordentliches und merkwürdiges antreffen, noch keine umständliche Beschreibung haben, da man von andern Insecten, die mit dem blossen Auge nicht einst gesehen werden können, so viel Wesens macht? Ich bin daher seit langen Jahren bemüht gewesen, mir alle ersinnliche Nachrichten von ihnen zu sammlen, ich habe unzähliche Reisebeschreibungen durchgelesen, um die Verschiedenheit derselben nach dem Unterschiede des Clima zu erlernen, und endlich ist es mir geglückt, dieses grosse Werk zu Stande zu bringen. In der Vorbereitung werde ich von den Benennungen desselben handeln. Bey dem Worte schönes Geschlechr werde ich anmerken, daß sie diesen Namen vermuthlich daher erhalten, weil die Schönheit vordem die einzige Vollkommenheit derselben gewesen, daß dem gröβten Theile von ihnen aber derselbe nicht mit mehrerm Rechte beygeleget werde, als im verflossenen Jahrhunderte einem gewissen Prinzen der Name des Gerechten beygeleget worden, blos weil er unter dem Zeichen der Waage zur Welt gekommen. Bey dem Titel Damen werde ich anzeigen, daß dieser noch vor einigen Jahren ein blos den Frauenzimmern vom ersten Range eigenes Beywort gewesen, und mich über den Mißbrauch beschweren, daß man es jetzt schon sogar von Bürgerfrauen gebrauche. Hierauf wende

ich

ich mich zur Hauptsache, und handele in dem ersten Bande von der Bildung des Körpers. Ich zeige, welche Gestalten für schön und welche für häßlich zu halten, und werde eine Menge von beyden Arten in Kupfer stechen lassen, welche sämmtlich Frauenzimmern, die ich kenne, ähnlich sehen sollen. Nachgehends werde ich den ganzen Körper anatomisch beschreiben. Ich bin zwar kein Arzeneygelehrter, allein ich habe so viele gelehrte Bücher zu Hülfe genommen, daß man nicht einst merken soll, daß ich es nicht sey. Da die äusere Bildung der Damen nach Verschiedenheit der Stände so sehr von einander abweicht, so glaubte ich Anfangs, daß ich diese Abhandlung nach der Rangordnung in mehrere Capitel würde abtheilen müssen. Ich plünderte daher Gewölbe und Kirchhöfe, um jedes Capitel mit den nöthigen anatomischen Zeichnungen versehen zu können. Allein ich fand nachher, daß meine Mühe vergeblich gewesen war. Der ganze Unterschied hatte nur in der obern Haut bestanden, sobald diese weg war, sahe die Gräfin der Bauerfrau vollkommen gleich, und das Scelet einer stiftsmäßigen Fräulein war von dem Scelet einer Wäscherin so wenig unterschieden, daß ich, da ich unglücklicher Weise vergessen hatte, den Namen darüber zu schreiben, sie völlig mit einander verwechselte. Nachgehends habe ich auch die Krankhei-

ten derselben beschrieben. Ueberhaupt muß ich hiebey anmerken, daß in diesem und den folgenden Capiteln unter den Frauenzimmern auf dem Lande und in den Städten ein sorgfältiger Unterschied gemacht sey. Beyde sind so sehr von einander unterschieden, daß sie kaum zu einerley Geschlecht zu gehören scheinen. Diese haben eine ganz andere Natur, Bildung und Sitten als jene, und sonderlich wird man das Verzeichniß von den Krankheiten bey den letztern dreymal so stark finden, als bey den erstern. In dem zweyten Bande wende ich mich zu den Vorrechten, Sitten und Lebensarten sowol der verheyratheten als unverheyratheten Damen. In Ansehung der erstern handele ich zugleich von der männlichen Herrschaft, und führe die Länder an, wo solche noch gebräuchlich ist, z. E. in China, der Türkey u. s. w. Ich erzähle, welche Abänderungen die Sitten dieses Geschlechts vom Anfange der Welt bey verschiedenen Nationen bis auf jetzige Zeiten gelitten. Nachgehends gehe ich dessen Art zu leben, so, wie sie bey allen neuern Völkern im Gebrauch ist, durch. Wenn ich auf die Sitten des deutschen Frauenzimmers komme, so werde ich allemal sorgfältig anmerken, von welchem auswärtigen Volke sie erborgt sind, und sonderlich die allerneueste Ceremonie des Sitzens, die bey Condolenz- Gratulations- und

Wochen-

Wochenbetts-Visiten gebräuchlich ist, nebst den Gesetzen, die dabey beobachtet werden müssen, aufs genaueste beschreiben, und unter andern untersuchen, ob eine Dame, die Wochenvisiten annimmt, nothwendig auf dem Bette sitzen müsse, oder ob sie, wenn sie sich wohl befindet, auch auf einem Stuhle sitzen könne. Zur Ehre dieser vortreflichen Erfindung werde ich diesem Bande ein Kupfer, worauf ein Frauenzimmer, welches bey einer Condolenzvisite sitzt, abgebildet ist, vorsetzen. Im dritten, vierten und fünften Bande sind die Kleidungen und Trachten derselben beschrieben. Dieses ist der wichtigste Abschnitt des ganzen Werks, und ich habe deßfalls so weitläuftig dabey seyn müssen, weil ich fast bey jedem Jahre neue Veränderungen anzuführen fand. Diese sollen sämmtlich mit beygefügten Kupfern erläutert werden, und am Ende werde ich zweyhundert Vorschläge zu neuen Moden thun. Diese verunstalten die natürlich gute Würkung zum Theil nicht wenig, allein, so viel ich bemerket habe, ist dieses eben kein Fehler einer neuen Mode. In den ersten beyden Capiteln des sechsten Bandes habe ich die Eigenschaften dieses Geschlechts weitläuftig erläutert, in dem übrigen Theile dieses Bandes hingegen, wie auch im siebenten und achten Bande dessen schlimme Eigenschaften in aller Kürze beleuchtet, und vor dem Schaden, der

aus

aus einer gar zu genauen Verbindung mit selbigen entstehen kann, gewarnet, doch so viel, als immer die Liebe zur Wahrheit nur zulassen wollen, die Damen, für welche ich übrigens in tiefster Ehrerbietung ersterbe, geschonet.

4. **Die Kunst, reich zu werden.** Dieses Buch enthält ungemein nützliche Geheimnisse: ich mag es aber nicht wagen, etwas von selbigem anzuführen, weil es sonst leicht, ehe es einst gedruckt würde, verboten werden könnte, und denn hätte ich meine Arbeit umsonst gethan. Doch ein ehrlicher Verleger darf sich hiedurch nicht abschrecken lassen. Ist es einmal gedruckt, so ist nichts daran gelegen, wenn es gleich öffentlich verbrannt wird. Ein jeder wird es alsdenn lesen wollen, weil es rar ist, und die wenigen geretteten Exemplaria werden die verlornen reichlich mit bezahlen.„

Bayerisches
Staatsbibliothek
München

XX V 90

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rautenberg, Albrecht F.

Albrecht Friedrich Gustav Rautenbergers Moralisch- und Satyrische Schriften

Leipzig ; Zelle 1773

P.o.germ. 1126
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10116819-8
VD18 12332119